NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

ELFTER JAHRGANG

1909



HELSINGFORS
AKTIEBOLAGET HANDELSTRYCKERIET
1909

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

III. Nachrichten über die Tätigkeit des Neuhilologischen Vereins.

IV. Eingesandte Litteratur. 82, 138, 167, 208, 231

V. Mitteilungen . . 84, 140, 168, 211, 233

VI. Berichtigungen 234

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 1/2	Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.	1909

Bericht über die Neuphilologenversammlung in Helsingfors 11.—13. Januar 1909.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass ein lange gefühltes Bedürfnis erfüllt wurde, als die modernsprachlichen Lehrer und Lehrerinnen Finnlands zu gemeinsamen Beratungen zusammenkamen. Diese Neuphilologenversammlung ist die erste in ihrer Art bei uns und hat somit für unsere Bestrebungen eine grundlegende Bedeutung.

Die Versammlung fand im Hause der Wissenschaftlichen Gesellschaften unter lebhaftem Anschluss (etwa 160 Anwesende) am 11.—13. Januar d. J. statt. Als Präsident des Neuphilologischen Vereins eröffnete Professor Wallensköld die Versammlung, wobei er u. a. den Wunsch aussprach, dass das Zusammensein für die pädagogische Tätigkeit der Teilnehmer von Nutzen sein und auch dazu beitragen werde, die Sprachpädagogen aus den verschiedenen Gegenden Finnlands in nähere persönliche Berührung mit einander zu bringen. Durch Acklamation wurde zum obersten Leiter der Diskussionen Professor Söderhjelm ausersehen. Zu Vizepräsidenten wurden Oberlehrer Doktor Hagfors und Lektor Juutilainen gewählt. Als Schriftführer fungierten Mag. phil. Warén und Dr. Hortling.

Von den auf dem Programme stehenden Fragen (s. Neuph. Mitt. 1908, S. 157) wurde zuerst die *Allgemeine*

Grammatik beim Unterricht in der Muttersprache und in den Fremdsprachen an den Reallehranstalten behandelt (Referenten Oberlehrer Dr. Hagfors, Helsingfors, und Oberl. Dr. Saxén, Helsingfors). Ersterer referierte die Frage vom Standpunkte der fremdsprachlichen Lehrer aus, letzterer von dem der Lehrer der Muttersprache. Zur Diskussion dieser Frage hatte man nämlich die Teilnehmer an einer Konferenz von Lehrern der Muttersprache, die gleichzeitig in Helsingfors stattfand, eingeladen. Die Diskussion bewegte sich um die Prinzipienfrage, wie sich der Unterricht der sog. allgemeinen Grammatik auf die verschiedenen Sprachlehrer verteilen soll. Beide Referenten waren der Ansicht, dass wir mit einer sog. allgemeinen Grammatik zu rechnen haben. Nur ein paar Redner (Prof. Vasenius, Dr. Rosendahl) stellten sich auf den Standpunkt, der das Vorhandensein einer allgemeinen Grammatik überhaupt nicht anerkennt.

Dr. Hagfors meinte, die Hauptfrage könne nur durch gemeinsame Arbeit der Lehrer der Muttersprache und derjenigen der Fremdsprachen gelöst werden. Der Lehrer der Muttersprache soll sich daran in dem Masse beteiligen, wie es die Muttersprache selbst für ihre eigenen Zwecke nötig hat. Den Lehrern der Fremdsprachen liegt es ob, die Grundlage in der allgemeinen Grammatik, welche die Schüler in dem muttersprachlichen Unterricht erhalten haben, zu erweitern und zu vervollkommnen und zwar je nach dem Charakter und den Bedürfnissen der betreffenden fremden Sprache. Referent schlug vor, die Sprachlehrer der lateinlosen Schulen sollten näher überlegen und beschliessen, was in dieser Hinsicht den Lehrern der Muttersprache zukommt und was denen der Fremdsprachen.

Dr. Saxén meinte auch, dass die Muttersprache im Sprachunterricht eine zentrale Stellung einnehmen muss, das vereinigende Glied sein soll, welches das grammatikalische Wissen der Schüler zu einem System verbindet. Die Muttersprache könne sich nicht, ohne auf ihre eigenen grossen Aufgaben zu verzichten, darein finden, ein bequemes Hülfsmittel für die Erlernung anderer Sprachen zu werden. Der Zweck

des Unterrichts der muttersprachlichen Grammatik sei nur, den Gesetzen zu folgen, die in ihrem eigenen Material stecken. Zum Ausgangspunkt für die sprachlichen Übungen müsse die eigene Produktion der Schüler genommen werden. Der muttersprachliche Unterricht müsse hinsichtlich der allgemeinen Grammatik ein grundlegender werden. Referent stellte folgende Thesen auf: 1) Die Grammatik der Muttersprache hat zur Aufgabe, die Muttersprache zu lehren; ihr können keine fremden Obliegenheiten aufgezwungen werden. 2) Die Muttersprache soll die grundlegende Sprache der Schule sein, denn sie soll a) auf der Unterstufe die Schüler mit den wichtigsten grammatikalischen Grundbegriffen bekannt machen, b) auf der Oberstufe durch eine systematische Darstellung der Laut-, Formen- und Bedeutungslehre der Muttersprache sowie durch zahlreiche Vergleiche mit älteren Sprachperioden und sprachlichen Erscheinungen in anderen Sprachen den Schülern eine lebendige Einsicht in das Sprachleben und daselbst geltende Gesetze geben. 3) Der Unterricht der muttersprachlichen Grammatik soll in der Richtung hin reformiert werden, dass das Studium der Grammatik auf die oberen Stufen verlegt wird, während auf der Unterstufe nur Notizen über diejenigen grammatikalischen Begriffe mitgeteilt werden, welche für die Sprech- und Schreibübungen notwendig sind.

Bei der Diskussion dieser Frage umfasste die Versammlung die von den Referenten dargelegten Ansichten und Thesen, und stimmte auch folgenden von Professor Vasenius hervorgehobenen allgemeinen Gesichtspunkten bei: Die aufgabe der Schule ist nicht allein, Sprachforscher zu erziehen, sondern auch Mitbürger. Man muss darauf achten, inwieweit der Unterricht der Grammatik auf die Gedankenweise des Menschen einwirkt. Keine logischen Kategorien in einer Sprache können auf eine andere Sprache übertragen werden. Wenn das zugegeben wird, so wird das gegenseitige Verständnis unter den verschiedenen Menschen in hohem Grade erleichtert. Jede Sprache hat ihre eigene Logik. Wir sollten die Gedanken anderer denken lernen.

Um zu einem praktischen Resultat in der von den Referenten vorgeschlagenen Richtung zu gelangen, wurde behufs Ausarbeitung eines praktischen Programms, nach dem der Unterricht der Grammatik betrieben werden sollte, ein Komitee eingesetzt.

Zweite Frage: *Das Ziel des modernsprachlichen Unterrichts in Finnland* (Referent Dr. Hortling, Helsingfors). Die erste Bedingung, um ein gutes Ziel zu erreichen, sei das Interesse der Schüler zu wecken. Dies könne nur dadurch geschehen, dass das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern ein vertrauensvolles ist. Referent betonte, dass der Bildungswert der Kultursprachen darin liegt, die geistigen Kräfte der Schüler zu entwickeln. Dies gelinge dadurch, dass die Schüler mit den repräsentativen Persönlichkeiten der Sprache sowie der Gedankenwelt und den Bestrebungen führender Geister bekannt gemacht werden. Die modernen Sprachen seien als Vermittler der Bildung mit den klassischen gleichwertig, die Anerkennung dieser Tatsache müssten wir erstreben. In Bezug auf das Endziel des Schulunterrichts stellte Referent folgende Thesen auf: Das Ziel des Unterrichts soll sein: 1) Eine korrekte Aussprache sowie die Fähigkeit, fremdsprachlichen Text fliessend vorzulesen. 2) Die Fähigkeit, Schriften eines nicht allzu schwerverständlichen fremdsprachlichen Schriftstellers im Original zu verstehen, was durch Herübersetzung kontrolliert wird. 3) Die Kenntnis der Werke einiger klassischen und modernen Schriftsteller und, womöglich, ein Einblick in die Litteraturgeschichte. 4) Ein Einblick in die kulturelle Entwickelung des fremden Volkes. 5) Gründliche Kenntnis der wichtigsten Punkte der Grammatik. 6) Einige Fähigkeit, sich in der fremden Sprache auszudrücken. — Hinsichtlich der Nebensprachen könnten von obenerwähnten Thesen die »gründliche» Kenntnis der Grammatik sowie die Sprechfertigkeit als Forderungen wegfallen.

Bei der Diskussion wurden die Punkte 1) und 2) als solche angenommen. Der dritte und der vierte Punkt wurden zusammengezogen und mit der Veränderung angenommen, dass die moderne Litteratur vor die klassische gestellt werden

sollte. Die Punkte 5) und 6) wurden gutgeheissen. Hinsichtlich der Nebensprachen könne weniger Gewicht auf die Punkte 5) und 6) gelegt werden.

Dritte Frage: *English in our Schools* (Referent Frl. Granström, Helsingfors). Referent hob hervor, dass zur Zeit in unseren Reallehranstalten nur 4 Wochenstunden für das Englische angewiesen sind. In Privat- und gemischten Schulen hat man eine höhere Stundenzahl. Die Schüler der Privatschulen haben deshalb auch bessere Kenntnisse im Englischen als die der Staatslyzeen. Referent stellte folgende Thesen auf: 1) Obgleich die für das Englische in unseren Schulen angewiesene Stundenzahl genügend ist, um den Schülern eine verhältnismässig befriedigende Fähigkeit beizubringen, die Sprache zu verstehen und Litteratur zu lesen, so genügt diese Stundenzahl nicht, um die Schüler für Universitätsstudien vorzubereiten. Der Vorschlag des Schulkomitees, wonach die Stundenzahl für das Englische bedeutend vermehrt würde, sollte daher von Seiten der Neuphilologenversammlung Unterstützung finden. 2) Beim Unterricht des Englischen sollten folgende Ziele erstrebt werden: a) Die Fähigkeit, einen mässig schwierigen englischen Text zu verstehen. b) Die Fähigkeit, sorgfältiges Sprechen und einen populären englischen Vortrag zu verstehen. c) Einige Fähigkeit, die Sprache mündlich zu gebrauchen. 3) Als Lehrbücher sollten gebraucht werden: a) Ein kurzes Elementarbuch, wo die Aussprache- und Sprechübungen zugleich Beispiele für die elementare Grammatik liefern (die Aussprache soll in phonetischer Umschrift gegeben sein); b) ein (mit dem oben erwähnten gleichzeitig zu gebrauchendes) Lesebuch, wo auf leichtere Texte schwierigere folgen; auch soll das Lesebuch eine genügende Anzahl leichtfasslicher Stücke enthalten, die sich für kursorisches Lesen eignen; c) ein Lesebuch (am liebsten eine längere Erzählung) mit englischem Kommentar, so dass die Übersetzung vermieden werden kann.

Vierte Frage: *Die Methodik des modernsprachlichen elementaren Unterrichts in Finnland* (Referent Oberl. Dr. Uschakoff, Helsingfors). Referent hatte einen ausführlichen Plan eines Ele-

mentarbuches entworfen. Die Grundzüge dieses Plans gehen aus folgenden Thesen hervor: 1) Das elementare Studium der fremdsprachlichen Grammatik geschieht am geeignetsten im Anschluss an einen besonderen grammatisch-praktischen Kursus, welcher teils Mustersätze enthält, mit deren Hülfe die grammatischen Formen zuerst studiert werden, teils Übungssätze, um das Gelernte genauer zu befestigen. Bei der Behandlung beider Arten von Sätzen kommen sowohl die Umbildungs- und Ergänzungsmethode als die Übersetzungsmethode zur Anwendung. 2) Der grammatisch-praktische Kursus dient auch zur Einübung von Vokabeln und Ausdrücken wie auch zum Erwerben einer gewissen Fertigkeit in der einfachen Umgangssprache. Zu demselben Zwecke dient auch ein im Elementarbuche vorkommendes Vokabular. 3) Die im Elementarbuche vorkommenden Lesestücke dienen vor allem den Zwecken der Lektüre, nur in geringerem Masse zum Einüben der grammatischen Formen und der Elemente der Umgangssprache. 4) Das Vokabular bezieht sich hauptsächlich auf den Wortvorrat der im grammatisch-praktischen Kursus des Elementarbuches vorkommenden Lesestücke, mit nötigen Ergänzungen. Es besteht aus einem fortlaufenden und einem nach verschiedenen Bedeutungskategorien aufgestellten, systematischen Teil, welche, dasselbe Wortmaterial enthaltend, nur auf verschiedene Weise zusammengestellt sind. Das Vokabular soll sich für ein von den Texten unabhängiges, konkretes Wortstudium eignen, weshalb die Formen, Konstruktionen und die verschiedenen Bedeutungen der Wörter durch Beispiele beleuchtet werden sollen, vorzugsweise in der Form vollständiger Sätze.

Bei der Diskussion wurde als ein wichtiges Moment hervorgehoben, dass das Studium der Grammatik auf einem den Schülern bekannten Material fusst. Punkt 1) wurde angenommen. In Bezug auf die Punkte 2) und 3) wurde die Ansicht ausgesprochen, dass Sprechübungen auch im Anschluss an die Lesestücke vorkommen können, aber dann hauptsächlich um das Verständnis des Textes zu erleichtern. Andererseits wurde hervorgehoben, dass der Wcrtschatz haupt-

sächlich den Lesestücken entnommen werden sollte und nicht dem grammatisch-praktischen Kursus. Von dem Texte unabhängige Sprechübungen sollten nicht neben der Textbehandlung vorkommen. Punkt 4) wurde auf Gesuch des Referenten gar nicht diskutiert.

Fünfte Frage: *Die Wahl der Lektüre für die oberen Klassen* (Referent Lektor Nyström, Wiborg). Referent betonte, dass die Wahl der Texte von dem Ziel beruht, das man mit der Lektüre erstrebt. Wenn das Hauptziel nur ist, den Forderungen des Abiturientenexamens Genüge zu leisten, so wäre es am zweckmässigsten, das Lesebuch während der ganzen Schulzeit anzuwenden. Aber der Sprachunterricht hat auch eine ideelle Seite. Er soll den Gesichtskreis des Schülers in ethischer und ästhetischer Hinsicht erweitern. sein Urteilsvermögen entwickeln, seine Ideenwelt bereichern und den Schüler in die Kultur des betreffenden Landes einführen, u. s. w. Referent schlug mit Hinsicht auf die Schulverhältnisse bei uns vor, dass ein Lesebuch und Litteratur nebeneinander studiert werden sollten. In der 6:ten Klasse im Frühlingssemester fängt das Studium der Schönlitteratur an (Novellen). In der 7:ten Klasse werden Klassiker studiert, in der 8:ten Kl. moderne Schriftsteller (Novellen, Romane, Schauspiele), auch fremdsprachliche Zeitungen. Endlich betonte Referent den Übelstand, dass wir bei uns keinen Schulbücherkanon besitzen. Ein Komitee von 6—8 Personen sollte ein Verzeichnis über Schriftsteller machen, deren Schriften in Schulausgaben herausgegeben werden sollten. Jeder Band sollte eine kurze Biographie des Verfassers enthalten, wie auch einen Bericht über die Stellung des Verfassers in der Litteraturgeschichte und die Bedeutung der betreffenden Arbeit in der Produktion des Verfassers. Jeder Band sollte gehörig kommentiert und mit einem erschöpfenden Wörterverzeichnis versehen sein. Die Texte sollten nicht »für Schulzwecke normalisiert werden», doch könnten gewisse Partien referiert vorkommen.

Die Versammlung unterstützte den Vorschlag des Referenten inbetreff eines Komitees und sprach den Wunsch aus,

dass Referent selbst wegen der Verwirklichung der Idee ans Werk gehen sollte.

Sechste Frage: *Die Behandlung der Texte in den oberen Klassen* (Referent Mag. phil. Berglund, Jakobstad). Referent schlug folgende Thesen vor: 1) Bevor die Schüler einen Text zu Hause präparieren, erklärt der Lehrer in der Klasse Wörter und Ausdrücke in Bezug auf den Inhalt und die Aussprache. 2) In der folgenden Lektion werden, auf Anfrage des Schülers, weitere Erklärungen des Textes gegeben, beziehungsweise nötige Realnotizen historischer, geographischer, ethnographischer, allgemein kultureller Art, u. s. w. Darauf folgt die Übersetzung und Verlesung des Textes. 3) Die zweite Behandlung des Textes besteht je nach seiner Beschaffenheit aus einer erneuten Übersetzung, möglicherweise mit einer Musterübersetzung komplettiert, aus Abfragen von Wörtern und Ausdrücken, aus einer Übersetzung ohne Buch, aus einer partiellen Memorierung des Gelesenen oder endlich aus einem Gespräch, das sich auf den Inhalt des Textes bezieht. 4) Nachdem ein Text durchgearbeitet ist, werden Mitteilungen über den Verfasser gegeben und Fragen allgemeiner Natur diskutiert, die den Text berühren. 5) Aus praktischen Gründen kann ein Referat von weniger bedeutenden Teilen des Textes an die Stelle der genaueren Behandlung treten. 6) Bei der Behandlung eines Textes »ex tempore» giebt der Lehrer zuerst orientierende Notizen über den Inhalt, dann lesen die Schüler und übersetzen schwierigere Stellen. Oder der Lehrer verliest den Text und macht Fragen, wodurch er sich überzeugt, ob die Schüler den Inhalt verstanden haben, wonach das Gelesene durch Diskussion, Lesen aus dem Buche und Schreiben an die Tafel dem Gedächtnis eingeprägt wird. 7) Der Text wird gehörig begrenzt und eingeteilt. Die Verbesserung gemachter Fehler gebührt in erster Linie den Schülern. 8) Bei der Behandlung der Texte kommt vorzugsweise die fremde Sprache zur Anwendung.

Bei der Diskussion wurde die Anmerkung gemacht, dass es misslich wäre, den Schülern zu überlassen, selbst nötige Erklärungen zu fordern. Die Schüler seien selbst nicht

im Klaren darüber, was in dem betreffenden Texte schwer ist und was nicht. Im allgemeinen seien sie gar nicht geneigt, Fragen zu machen. Daraus folge, dass nötige Erklärungen ausbleiben, wenn der Lehrer selbst nicht kontrolliert, inwieweit die Schüler den Text verstanden haben. Ferner wurden Stimmen laut gegen eine Übersetzung in der Ausdehnung, wie es der Referent vorgeschlagen (vgl. Punkte 2 und 3).

Siebente Frage: *Die Anwendung der Fremdsprache bei dem Neusprachlichen Unterricht* (Referent Rektor Granit, Kotka). Referent stellte folgende Thesen auf: 1) Die fremde Sprache kommt schon auf den unteren Stufen zur Anwendung und zwar sowohl beim Anschauungsunterricht als dem auditiv-mündlichen Verfahren, darf aber nicht den Gebrauch der Muttersprache ausschliessen. 2) Auf der Mittelstufe wird die Fremdsprache als hauptsächliche Unterrichtssprache beim Lesen der Texte gebraucht und zwar sowohl bei der Vorbereitung einer neuen Aufgabe als beim Abfragen einer alten. Doch wird auch Herübersetzung gebraucht, wo es nötig scheint. Die Bedeutung der Wörter und Ausdrücke wird mit Hülfe der Fremdsprache durch Umschreibungen, Synonyme und andere methodische Verfahrungsweisen klar gemacht, oder, wo es not tut, mit Hülfe der Muttersprache. Die Methode setzt voraus, dass auf früheren Stadien die Übersetzungsmethode nicht gebraucht worden ist. 3) Auf den Oberstufen erhält die Muttersprache grössere Anwendung als auf der Mittelstufe sowohl bei der Herübersetzung als auch bei Erklärungen. Doch komme die Muttersprache auch hier zur Anwendung nur insofern die fremde Sprache das Verständnis des Textes verhindert oder verzögert. 4) Beim Unterricht der Grammatik kommt die Fremdsprache auf der Unterstufe nur in einfacheren Fällen zur Anwendung. 5) Auf der Mittel- und besonders auf der Oberstufe hat die Anwendung der Muttersprache grössere Voraussetzungen ein gründliches Verstehen der schwierigeren Stellen der Grammatik zu vermitteln als die Fremdsprache.

Von obenangeführten Thesen nahm die Versammlung die erste mit folgenden Veränderungen an: der Ausdruck

»darf aber nicht den Gebrauch der Muttersprache ausschliessen» sollte in »was aber nicht den Gebrauch der Muttersprache auszuschliessen braucht», verändert werden. Punkt 3) erhielt folgende Formulierung: Auf den oberen Stufen kann die Muttersprache vorkommen, wo der Gebrauch der fremden Sprache das Verständnis des Textes verzögert. Hinsichtlich der Punkte 4) und 5) sollte die Fremdsprache bei der Behandlung leichterer grammatikalischer Erscheinungen zur Anwendung kommen, sonst die Muttersprache.

Achte Frage: *Die schriftlichen Klassenarbeiten* (Referent Mag. phil. Frl. Ottelin, Wiborg). Referent betonte, dass man heutzutage auf die häuslichen schriftlichen Arbeiten nicht viel Wert legt, sie seien ein Notbehelf in Fällen, wo man auf der Oberstufe eine zu geringe Stundenzahl hat. Am liebsten meide man sie ganz und mache die schriftlichen Arbeiten zu Klassenarbeiten, verlege sie in die Stunden, wo sie »ein gutes Zuchtmittel des Willens» sein sollen, indem sie mehr als die mündlichen Übungen zur Geistesgegenwart, zum Zusammenraffen der Kräfte im gegebenen Moment gewöhnen können. Auch sei es von grosser Bedeutung, das Auge so früh wie möglich als Hülfe beim Lernen anzuwenden, also nach dem ersten propädeutischen Kursus, in welchem wir Lautierübungen und einfache Sprechübungen anstellen, schon zur Feder und Kreide zu greifen und diese dann fest in der Hand zu behalten die ganze Schule hindurch. Planlose, unvorbereitete, schriftliche Übungen seien vollkommen wertlos. Die Formen müssten erst durch vorhergehende mündliche Übungen sicher geworden sein. Referent schlug folgende Thesen vor: 1) Die Klassentafel soll von den Schülern weit mehr gebraucht werden als bisher. 2) Die Schreibübungen auf den unteren und mittleren Stufen schliessen sich dem grammatikalischen Unterricht an, den verschiedenen mündlichen Übungen (auch Übersetzungen), ohne die keine Sicherheit in dem Gebrauch der Formen zu erzielen ist. 3) Von Wichtigkeit, um die Worte und Konstruktionsweisen einzuprägen, ist es auch, dass gelesene Texte durch allerlei Umbildungen durchgearbeitet und vertieft werden. Zahlreiche wörtliche Retro-

versionen befördern jedoch gedankenloses Auswendiglernen. 4) Auf der Oberstufe (2 Klassen vor dem Abiturium) kommen Hinübersetzungen in grösserem Umfange vor, die jedoch manchmal mit freieren Arbeiten im Anschluss an gelesene Texte abwechseln.

Punkt 1) wurde folgendermassen geändert: Die Klassentafel soll von den Schülern fleissig gebraucht werden. Die übrigen Thesen wurden nach einer kurzen Diskussion angenommen.

Neunte Frage: *Die neusprachliche Litteratur der Schülerbibliotheken* (Referent Lektor Juutilainen, Nyslott). Referent ging von dem Gesichtspunkte aus, dass die Litteratur die Grundlage alles Lernens sein soll. Deshalb sei es von nöten, dass das Interesse der Schüler für litterarische Studien auch ausserhalb der Schule geweckt wird. Für solche selbständigen Studien eignet sich am besten sprachlich leichte und inhaltlich interessante Litteratur. Die Litteratur der Schülerbibliotheken soll abwechselnd sein.

Referent schlug vor, dass Schülerbibliotheken in allen Schulen eingerichtet werden sollten. Die Versammlung schloss sich dem Vorschlag an und sprach den Wunsch aus, dass Referent sein Referat veröffentliche und ein Verzeichnis über solche neusprachliche Litteratur mache, die sich für Schülerbibliotheken eignet.

Nachdem die Diskussionsfragen des Programms behandelt worden waren, wurden noch einige praktisch-pädagogische Fragen als Erwünschtes der Versammlung vorgelegt, die aber wegen der knappen Zeit nicht diskutiert werden konnten, sondern dem Neuphilologischen Verein übersandt wurden. Der Verein sollte eventuell weitere Massregeln in Bezug auf dieselben treffen. Es waren dies folgende Fragen: 1) Die Lehrer der deutschen Sprache an den unteren Klassen unserer Reallyzeen und an den 5-klassigen gemischten Staatsschulen sollten Fachleute sein (Lektor Juutilainen). 2) Reisestipendien sollten mehr als bisher ausgegeben werden, auch für Lehrer und Lehrerinnen der englischen Sprache (Dr. Rosendahl und Frl. Bohnhof); 3) die Kollegen der deutschen

Sprache sollten von ihrer Unterrichtspflicht inbetreff der finnischen Sprache befreit werden (Mag. phil. Granit-Ilmoniemi); 4) die Vergütung für Korrekturen der schriftlichen Schülerarbeiten sollte angemessenerer Weise als bisher verteilt werden (Dr. Rosendahl); 5) genauere Bestimmungen für die Kompetenzforderungen sollten festgestellt werden (Dr. Rosendahl); 6) die Veranstaltung einer Enquête inbetreff der in den Schulen anzuwendenden Lehrmethode (Mag. phil. Granit-Ilmoniemi).

Ausser den Diskussionsfragen hatte der Programmausschuss zwei wissenschaftliche Vorträge an jedem der Kongresstage angeordnet (s. Neuph. Mitt. 1908, S. 157 ff.). Die Vorträge weckten lebhaftes Interesse. Vier derselben werden in dieser Nummer veröffentlicht.

Von seiten der anwesenden Pädagogen wurde dem Vorsitzenden Prof. Söderhjelm von Mag. phil. Granit-Ilmoniemi ein warmer Dank dargebracht für die bedeutende Arbeit, die Prof. Söderhjelm zu Gunsten der neuphilologischen Studien ausgeführt hat und zwar als Universitetslehrer, als ehemaliger Vorsitzender des Vereins und auch als Vorsitzender dieser Versammlung.

An jedem Kongresstage kamen die Teilnehmer des Abends im Restaurant zusammen und brachten die Zeit in zwangloser Geselligkeit zu. Neue Bekanntschaften wurden angeknüpft, und aus den Augen aller Teilnehmer leuchtete volle Befriedigung mit dieser ersten Neuphilologenversammlung. — Die vielen Fragen, die man noch gern diskutiert hätte, wenn man Zeit gehabt hätte, und das grosse Interesse, das man für diesen Kongress gezeigt hatte, gestatten die Vermutung, dass es nicht viele Jahre dauern wird, bis die Neuphilologen Finnlands wieder zusammenkommen.

I. Hg.

Stil-Aesthetik und Stilstudien.

Vortrag in der Neuphilologenversammlung zu Helsingfors den 11. Januar 1909.

I.

Schriften über den Stil haben schon die Alten veröffentlicht, und der Renaissancezeit gehört ein so selbständiges und treffliches Werk an, wie das Buch des neapolitanischen Humanisten Pontanus *De sermone*. Später hat man sich in allen Kulturländern mit Stilproblemen abgegeben, mehr oder weniger teoretisch, man hat über den Begriff des Stils und des guten Stils gehandelt und Anleitungen zum Erwerben eines künstlerischen Stils verfasst. In jüngster Zeit ist aber das Interesse für diesen Zweig der Wissenschaft wieder mehr in den Vordergrund getreten: neue Gesichtspunkte werden aufgestellt, und die Stilistik ist auf dem Wege, als selbständige Disziplin mit in die ersten Reihen der humanistischen Wissenschaften zu rücken. Ja, man hat es sogar versucht, die ganze bisherige Sprachwissenschaft auf den Kopf zu stellen und eine neue zu begründen, die anstatt der einzelnen historischen Untersuchungen über Laute, Formen und syntaktische Erscheinungen den sprachlichen Stil als Zusammenfassung des ganzen Materials und als einziges wirkliches Bild der Evolution der Rede zum Gegenstand haben soll. Sie hätte zur Aufgabe, den Stil vom ästhetischen Standpunkt aus zu betrachten und müsste also eine rein ästhetische Wissenschaft sein.

Wenn auch die meisten Sprachforscher diesen revolutionären Ansprüchen der Stileiferer ihre Unterstützung entziehen werden, so wird man doch gerne einräumen, dass hier Ideen und Forderungen an den Tag getreten sind, die die grösste Aufmerksamkeit verdienen. Und wenn man auch nicht die Methoden der herrschenden Philologie ohne Weiteres über den Haufen werfen wird, um an ihre Stelle etwas zu setzen, wofür noch keine Methoden ausgebildet sind, so werden wol jedenfalls die stilistischen Fragen immer mehr in den Vordergrund rücken und den dürren grammatisch-statistischen Unter-

suchungen einen heilsamen Abbruch tun. Besonders werden, wie ich glaube, die Stil-Ästhetiker das zu Stande gebracht haben, dass die stilistischen Untersuchungen sich mit der künstlerischen Seite des Ausdrucks beschäftigen, anstatt, wie es bisher meistenteils der Fall gewesen ist, nur das Material über den stilistischen Gebrauch der Schriftsteller zusammenzustellen. Ob aber eine solche ästhetische Betrachtung des Stils in den Händen der Philologen (im gewöhnlichen Sinne des Wortes) fruchtbar werden kann, oder ob nicht vielmehr ganz besondere Beanlagung, feines Gefühl und feines Ohr, ausgebildeter Geschmack und ästhetisch-psychologischer Scharfsinn dazu nötig sein werden, dass lässt sich erst dann beurteilen, wenn Proben solcher Untersuchungen nach einer annehmbaren Methode wirklich vorliegen.

Es würde mich viel zu weit führen, wenn ich hier einen vollständigen Überblick über die Stilforschung der neueren Zeit zu geben, die Vertreter und ihre Werke alle einzeln zu nennen und ihre Ansichten Punkt für Punkt zu erörtern versuchte. Ich muss mich damit begnügen, die jetzigen Bestrebungen in grossen Zügen Ihnen vorzuführen, um Ihre Aufmerksamkeit auf diese Bewegung zu lenken und Ihnen anzudeuten, wie fruchtbar stilistische Untersuchungen für das allseitige Verständnis eines Dichters gemacht werden können — und gewissermassen bezieht sich dieses auch auf die Schule. Für die Geschichte der neueren Stilistik giebt es übrigens ein kleines Buch, das, obgleich weder methodisch aufgestellt noch kritisch abgefasst, gute Auskunft über die einschlägigen Arbeiten giebt und daher empfohlen werden kann, nämlich Olof Östergren, *Stilistisk språkvetenskap,* Stockholm 1907.

Ich beschränke mich also hier auf einige Hauptpunkte.

Zunächst wurden in neuester Zeit die Beziehungen zwischen Sprachwissenschaft und Ästhetik von dem italienischen Gelehrten Benedetto Croce in seinem grossen Werke *Estetica come scienza dell'espressione e linguistica generale* (erste italienische Ausgabe 1902, deutsche Übersetzung 1905) kräftig betont. Ich sage in neuester Zeit, denn die Lehre ist, we-

nigstens in ihren Umrissen, nicht neu, sie wurde schon prinzipiell von dem grossen Philosophen Giambattista Vico (1668 —1744) angedeutet und von Wilhelm von Humboldt gewissermassen formuliert. Croce hat aber zuerst die äussersten Konsequenzen dieser Lehren gezogen. Seine Arbeit ist nur zum geringeren Teil eine teoretische Darlegung, der grösste Teil beschäftigt sich mit der Geschichte der Ästhetik und will zeigen, auf welchen Irrwegen die Ästhetiker überhaupt bisher gewandelt sind. Croce gelangt zu folgenden Ergebnissen. Die Ästhetik ist die Wissenschaft von dem geistigen Ausdruck; die Sprachwissenschaft gehört zu den auf dem intuitiven Erkenntnissvermögen gegründeten historischen Wissenschaften und bildet also einen Teil der Ästhetik; die Kunstwissenschaft und die Sprachwissenschaft, die Ästhetik und die Linguistik sind nicht zwei getrennte, sei es beigeordnete, sei es nicht zusammengehörige Wissenschaften, sondern eine einzige Wissenschaft. »Nicht als ob es dabei eine *besondere Linguistik* gäbe, sondern die gesuchte linguistische Wissenschaft, die allgemeine Linguistik ist, soweit sie überhaupt zur Wissenschaft und Philosophie gehört, nichts anderes als die Ästhetik. Wer sich mit allgemeiner Linguistik, mit wissenschaftlicher Linguistik beschäftigt, der beschäftigt sich mit ästhetischen Problemen und umgekehrt. Philosophie der Sprache und Philosophie der Kunst sind ein und dasselbe.» Wenn die Linguistik nicht Ästhetik wäre, dann dürfte sie nicht den Ausdruck zum Gegenstande haben, der eben der ästhetische Vorgang ist; die Sprache ist ja eben Ausdruck. Eine besondere Linguistik würde eine besondere Klasse von Ausdrücken zum Gegenstande haben, aber solche giebt es überhaupt nicht. Zwischen Sprache und Stil kann man unmöglich unterscheiden. Das Wesen der Sprache und ihre Wirklichkeit liegt nicht in isolierten und kombinierbaren Wörtern, sondern in lebendigen Reden, die dem Sinn nach unteilbar sind und die nichts anderes als ästhetische Ausdrücke und Produkte sind. Die Linguisten und Glottologen, sagt Croce weiter, die philosophisch begabt sind, sind in derselben Lage wie Arbeiter, die mit einer Bergdurchquerung beschäftigt sind: an einem gewissen Punkt

müssen sie die Stimmen ihrer Kameraden hören, der Philosophen der Ästhetik. Und dann fasst er in einem letzten Satz seine Lehren zusammen, aber nicht ohne eine gewisse Einschränkung: »Bei einer gewissen Höhe wissenschaftlicher Bearbeitung angelangt, muss die Linguistik, soweit sie Philosophie ist, in der Ästhetik aufgehen.»

Wie Croce's ganzes ästhetisches System, sind diese Ansichten aus einer leidenschaftlichen Bekämpfung des Formalismus einerseits und der metaphysischen Haarspalterei andererseits hervorgegangen. Wie seiner Ansicht nach die ganze Ästhetik darin fehlgegangen ist, dass sie sich mit lauter Formverhältnissen herumtummelte, so besteht der Fehler der Sprachwissenschaft auch darin, dass sie die Sprache in formale Elemente zersetzt und sich nicht mit der Sprache als Ausdruck der Gedanken abgiebt. Schon Humboldt wies hierauf hin, schon für ihn war die »innere Sprache» das wichtigste, aber sein Fehler war, dass er nicht erkannte — ebensowenig wie sein Schüler Steinthal, der den althergebrachten Zusammenhang zwischen Logik und Grammatik doch endgültig löste —, dass diese »innere Sprache» vollständig identisch mit der Poesie ist und dass die Prosa nicht eine andere *Form* als die Poesie bedeutet, sondern einen anderen *Inhalt.* Jeder sprachliche Vorgang ist ein Ausdruck oder eine ästhetisch-geistige Synthese. Die Sprache ist immer Schöpfung, das, was linguistisch ausgesprochen wird, wiederholt sich nicht, die stets neuen Eindrücke veranlassen beständige Änderungen in Klang und Bedeutung, das heisst immer neue Ausdrücke. Deswegen ist die Sprachgeschichte eine Art von Kunstgeschichte, denn sie ist die Geschichte der Formen des geistigen Ausdruckes. Die Aufgabe der Sprachwissenschaft — so formuliert sie der enthusiastische Schüler Croce's, prof. Karl Vossler — ist keine andere, als diesen Geist als die alleinigwirkende Ursache sämmtlicher Sprachformen zu erweisen. »Auch nicht die kleinste akustische Nüance», so setzt Vossler in seiner etwas interjektorischen Art fort, »auch nicht die unscheinbarste lautliche Metathesis, auch nicht der elendste parasitische Laut darf der Phonetik oder der Akustik oder der isolierten Lautlehre zur

alleinigen Erklärung preisgegeben werden!» Alle diese Disziplinen sind *nur* beschreibende Hülfsdisziplinen und können uns die Bedingungen zeigen, unter denen sich die Sprache wandelt, »aber in aller Welt nicht die Ursache!» Die Ursache ist nämlich der menschliche Geist mit seinen unerschöpflichen individuellen Intuitionen, und »die alleinherrschende Königin der Philologie ist die Ästhetik.» — Das wichtigste in der Sprache ist der Akzent; wenn man ihn erfasst, erfasst man auch den Geist der Sprache. Der Akzent ist das Bindeglied zwischen Stilistik oder Ästhetik und Lautlehre; aus ihm heraus muss aller Lautwandel erklärt werden. Vossler führt in seinen zwei Arbeiten: *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft* und *Sprache als Schöpfung und Entwicklung*, diese Gesichtspunkte weiter aus. Ebensowenig wie zwei Arme, ein Kopf, ein Rumpf und zwei Beine einen lebendigen Menschen bilden, ebensowenig bilden die Laute, Silben, Sätze die Sprache. Es ist der Geist der menschlichen Rede, der diese Elemente der Rede schöpft, nicht alle für sich, sondern alle auf einmal. Will man aus praktischen Gründen die alte Einteilung beibehalten, so müssen jedenfalls alle Erscheinungen, die von den niedrigen Wissenschaftszweigen, Lautlehre u. s. w. aufgezeichnet und beschrieben worden sind, ihre Erklärung in der höchsten Disziplin, in der Stilistik finden. Die Aufgaben dieser Stilistik werden zweierlei Art sein: einmal muss sie die individuelle sprachliche Schöpfung in ihren Intentionen studieren, sie muss die künstlerische Absicht feststellen, die die Lautänderungen hervorbringt, sie muss die *ästhetischen* Regelausnahmen von den durch Analogie und Zufall bewirkten unterscheiden und überhaupt jede Nüance beleuchten, die von der Tradition wenn auch noch so wenig abweicht. Das ist die Wissenschaft von der Sprache als Schöpfung. Andererseits muss sie die sprachlichen Ausdrucksformen nach Zeit und Raum zusammenfassen und gruppieren und sie nach ihrer Verwandtschaft, nach den »Völkerindividuen» untersuchen. Hier wird die sonst so geringgeschätzte »positivistische» Methode wieder in Gnaden aufgenommen, ihre Umsicht und Genauigkeit

werden für diesen Zweck in Anspruch genommen — aber selbstverständlich nur als Mittel auf dem Wege zum grossen Ziel.

Es ist natürlich nicht möglich, hier auf die ästhetischen Prinzipien genauer einzugehen, aus denen Croce's System aufgebaut ist. Wie schon gesagt, will er vor Allem auf jedem ästhetischen Gebiete diejenigen Richtungen bekämpfen, die seiner Ansicht nach nur auf formale Begriffe hinausgehen, ohne den Kern der Sache, die geistige Tätigkeit in ihrem innersten Wesen zu berühren. Er geht in diesen Bestrebungen so weit, dass er das, was wir geneigt wären, eben unter die Benennung »Ausdruck» zu fassen, wie z. B. die verschiedenen Litteraturgattungen, Epos, Drama, u. s. w., verwirft, um nur unter »Ausdruck» einen geistigen Vorgang, die »ästhetisch-geistige Synthese» zu verstehen, der ein Eindruck vorangeht und die von der »psychischen Kehrseite des Ausdrucks (ästhetischer Genuss)» und der »physischen Kehrseite des Ausdrucks (Töne, Klänge, Verbindungen von Farben und Linien u. s. w.)» begleitet wird. Der Ausdruck ist also nicht die Note des Komponisten, das Wort des Dichters u. dergl., sondern eben der genannte geistige Prozess. Und da auch die Erzeugungen des Sprachbewusstseins einen solchen voraussetzen, und wesentlich aus ihm bestehen, gehören die davon abhängenden Erscheinungen in die Ästhetik ebenso gut wie alle anderen analogen Erscheinungen. — Dies alles ist nun, offen gestanden, nicht ganz klar; aber das muss man jedenfalls einräumen, dass Croce in seinem Bestreben, alles Mögliche, was ausschliesslich eine Form, eine Äusserung ist, auf seinen richtigen Wert zu reduzieren, im Grunde recht hat und dass sein Versuch, mit der metaphysischen Ästhetik tüchtig aufzuräumen, mit Freude begrüsst werden muss.

Wenn man nun aber auch zugiebt, dass die Sprachwissenschaft, »soweit sie Philosophie ist», um Croce's Worte zu gebrauchen — das heisst, nach unserer Meinung, soweit sie das Hauptgewicht auf die Harmonie zwischen dem geistigen Inhalte und der Art ihn mitzuteilen legt — gewissermassen in der Ästhetik aufgeht, so ist damit doch bei weitem nicht

gesagt, dass man daraus so revolutionäre Folgerungen zu ziehen braucht, wie es Vossler tut. Denn es wird weder möglich noch nötig sein, die ganze Linguistik in die Lehre vom Stil aufgehen zu lassen. Es ist wahr, dass Laute und Silben nicht die Sprache bilden, ebensowenig wie zwei Arme etc. den ganzen Menschen bilden. Aber darf deswegen nicht die Anatomie des Menschen eine spezielle Wissenschaft sein? Mit der Spezialisierung und Vertiefung, die unserer wissenschaftlichen Methode überhaupt eigen ist, werden die linguistischen »Hülfsdisziplinen» eine jede für sich als selbständige Forschungsgebiete fortleben, innerhalb deren viel Scharfsinn und Mühe wie bisher angewandt werden wird, um die sich darbietenden Probleme zu lösen. Den Phonetikern, den Syntaktikern u. s. w. bleiben noch immer grosse Aufgaben übrig, denen sie ihrer Anlage und ihrem Können gemäss nachzugehen versuchen, ebenso wie in allen anderen Wissenschaften Kleinarbeit gemacht werden muss, bevor man zu den grossen Synthesen vordringt. Wenn nun Vossler behauptet, solche Sachen wie die junggrammatische Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, die Unterscheidung zwischen einem physiologischen und einem psychologischen Moment in der Sprachentwicklung u. s. w. wären ein Unsinn, so ist das vielleicht an und für sich richtig — denn nichts ist definitiv, und ein wesentlich methodisches Resultat wie dieses kann sich nach einer gewissen Zeit als unhaltbar zeigen; aber mit der Stilistik hat das wirklich nichts zu tun, denn kein einziger Sprachforscher wird wol behaupten, dass die Sprache als Offenbarung der Gedanken, als Stil, als Kunst auf Lautverschiebungen oder analogischen Prozessen beruhe. Um dem Grimme die Spitze abzubrechen, hätte es nur bedurft, anstatt »Sprachentwicklung» »Lautentwicklung» zu setzen, wie natürlich ein jeder von diesen verketzerten dummen Philologen stillschweigend tut. — Es ist übertrieben, ja, es kann als theoretische Haarspalterei bezeichnet werden, wenn man behauptet, dass jeder sprachliche Ausdruck eine Neuschöpfung bedeute. Zwar ist es ja richtig, dass die Worte unendlich viele Nüancen haben können, je nach dem Zusammenhang der Rede, nach der Situation, nach

der Individualität des Sprechenden oder Schreibenden; aber es muss doch andererseits als Tatsache gelten, dass die Mitteilung und das Verständnis eben dadurch ermöglicht werden, dass es ein konventionelles Sprachmaterial giebt, welches im Grossen und Ganzen, ja oft sogar bis in die tiefste Vibration der Bedeutung hinein, sich gleich bleibt. Und höchst interessant wäre es übrigens zu sehen, wie sich eine sprachwissenschaftliche Methode gestalten würde, die die lautlichen Veränderungen auf ästhetische Bedingungen zurückzuführen im Stande wäre. Bis wir das Losungswort dieser neuen Methode in einer Form besitzen, die uns wirklich befriedigt, müssen wir, glaube ich, uns damit begnügen, der Sprachwissenschaft zu lassen was ihr gehört hat und nur darauf zu dringen, dass die litterarhistorisch-ästhetische Forschung der stilistischen Seite der schriftstellerischen Produktion eine immer grössere Aufmerksamkeit zuwendet. Es wird sich nicht verhindern lassen, dass in der Linguistik, wie in fast allen Wissenschaften, immer ein gutes Stück rein mechanischer Arbeit zu erledigen bleibt; will jemand solche Arbeit als Wissenschaft betrachten, so ist das seine Sache — die Wissenschaft an und für sich wird dadurch nicht aus ihren Bahnen gelenkt, und der Zorn der Reformatoren braucht sich deshalb nicht gegen sie zu wenden. Aber wahr ist es, dass in dieser Richtung vielleicht allzu viel gesündigt wird und dass dadurch die Philologie in schlechten Ruf gekommen ist. Und so muss man hoffen, dass die Bestrebungen der Stilenthusiasten wenigstens das zu Stande gebracht haben werden, dass sich neue Forschungsgegenstände auftun, die den Sprachsinn und die Spekulation der Arbeiter mehr auf die Probe stellen als die statistischen u. dgl. Aufgaben, welche sich vollständig an die Aussenseite der Sprache halten und mehr von dem Ordnungssinn als von der wissenschaftlichen Begabung des Auktors Zeugnis ablegen.

II.

Schon bevor das Evangelium der Stilistik in dieser umstürzlerischen Weise von Croce und Vossler gepredigt wurde,

hatte Prof. Ernst Elster in seinen *Prinzipien der Litteraturwissenschaft* (1897) eine Lanze für die Kombination Stilistik-Litteraturgeschichte gebrochen. Indem er auf den Wert stilistischer Untersuchungen für die Kenntnis der Schriftsteller und der litterarischen Entwicklung überhaupt besteht, scheidet er jedoch die sprachliche Aufgabe des Litterarhistorikers von der des Sprachforschers. Auch er betont aber, wie Croce und Vossler, den Gefülswert, der den einzelnen Sprachbestandteilen und Sprachgefügen beizumessen ist, und zeigt, wie dieser im Einzelnen hervortritt, wenn man z. B. Formen wie »das Brot das du *issest*» und »das Brot das du *isst*» mit einander vergleicht, und natürlich noch mehr, wenn grössere Wortgefüge in Betracht kommen. Der Forscher, der sich mit solchen Untersuchungen abgiebt, muss aber den Hintergrund der normalen Sprache und ihrer Entwicklung gut kennen, um in zweckmässiger Weise die künstlerische Gestaltung des individuellen Sprachgebrauchs beurteilen zu können. Deswegen giebt Elster im Anhang zu seinem ersten Teil (dem einzigen bisher erschienenen) eine Übersicht über die historische Laut- und Formenlehre des Deutschen. Er betont meiner Ansicht nach zu viel die Grammatik und muss selbst zugeben, dass die stilistische Arbeit, so wie er sie empfiehlt, sich zuweilen vollständig mit der grammatischen deckt. Dieses einerseits und ein allzugrosses Streben nach Normierung andererseits, auch eine zuweilen schwerfällig-pompöse Terminologie, tun den sonst verständigen und fruchtbringenden Erwägungen gewissen Eintrag. — Ein anderes Werk, das ich hier nennen will, obgleich es in Östergrens Buch umständlich erwähnt worden ist, ist R. M. Meyers *Deutsche Stilistik* (1906). In manchen Stücken viel zu schematisierend und kategorisierend (siehe z. B. die unendlichen Klassen und Definitionen der verschiedenen stilistischen Figuren), ist dieses Buch jedenfalls ein erster Versuch die Stilistik auf moderner wissenschaftlicher Grundlage aufzubauen und hat dadurch seinen grossen Wert, wobei es voll von persönlichen, geistreichen und weitschauenden Bemerkungen ist, eine Menge von treffenden Beispielen bringt und fast die ganze einschlägige Litteratur verzeichnet. Das Werk will

aber ein Lehrbuch sein (es bildet einen Teil der Serie »Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen») und keine wissenschaftliche Untersuchung, obgleich es auch gute Winke für solche giebt. Welchen Gewinn aber die stilistisch-ästhetische Betrachtung der Kenntnis eines grossen Dichters zuführen kann, davon zeugt das Buch des Deutsch-Amerikaners Ewald Boucke: *Wort und Bedeutung in Goethes Sprache* (1901), ein feines, eigentümlich tiefes Werk, das trotz einiger Abstraktion durch die genaue Prüfung gewisser Goethescher Ausdrücke ihren Gefühlswert und besonderen Inhalt in höchst interessanter Weise beleuchtet und andererseits den Charakter des Dichters im Lichte seines Wortgebrauchs nicht minder fesselnd darstellt. Eine zweite Abteilung des Buches verfolgt die Entwicklung spezieller Wortbedeutungen bei Goethe von seiner Jugend bis zu seinem Alter. Kurzum, ein Werk, das in mancher Hinsicht das Modell für eine moderne Stiluntersuchung abgeben kann und das sich im Besitz eines jeden Goethefreundes und -lesers befinden sollte.

In methodischer und systematischer Hinsicht haben die Franzosen nicht viel zum Ausbau der modernen Stilistik beigetragen. Seit alten Zeiten widmen sie ja, wie man weiss, ihrem Stile die allergrösste Aufmerksamkeit und betrachten sich mit Recht als unerreichte Muster in Bezug auf die durchsichtig klare Schönheit ihrer Stilkunst. Aber wenn es auch wahr ist, dass Buffon den berühmten und fundamentalen Satz: »le style, c'est l'homme même» ausgesprochen hat, so zog jedenfalls die Forschung von der Erkenntnis dieser Tatsache fast keine Resultate. Ich rechne dazu nicht die zahllosen Lehrbücher in der Kunst des Schreibens, welche schon in die Hände der Schüler gegeben werden und nicht selten auf dem Bücherbrett des Gelehrten und des Schriftstellers einen nicht unbemerkten Platz einnehmen. Eine solche *Art d'écrire* und dazu noch »enseigné en vingt leçons» ist auch das erste Werk desjenigen Franzosen, der sich in letzter Zeit am meisten mit Stilfragen beschäftigt hat, Antoine Albalat. Es ist für diese ganze pädagogisch-stilistische Richtung sehr bezeichnend; noch

mehr gilt dies vielleicht von dem folgenden Buch desselben Schriftstellers: *La formation du style enseignée par l'assimilation des auteurs.* Es sind Anleitungen zum guten Stil, in ganz praktischem Sinne durchgeführt und mit Beispielen aus guten Autoren beleuchtet. Als höchstes Ideal gilt für den Verfasser der Stil, der den klassischen Autoren am nächsten kommt und von ihnen Klarheit, Präzision, rhytmischen Klang erlernt hat. Für Albalat hat die Persönlichkeit wenig Bedeutung, das wichtigste ist, dass man so schreibt wie die grossen Muster, und nach seiner Meinung kann ein jeder einen solchen Stil durch genaue Beobachtung und ungesparte Mühe erwerben! Aus guten Gründen verteidigt gegen Albalat der spirituelle, vielschreibende Ästhetiker, Philosoph und Romanverfasser Remy de Gourmont in seinem Buche *Le Problème du Style* aufs schärfste das Recht des Individualismus im Stile. Aber wenn auch die Bücher Albalat's an jenem grossen Irrtum leiden — der zum Teil durch die Tradition und den Stilunterricht in den Schulen erklärlich wird —, sind sie doch nicht ohne Nutzen und Wert. Im Gegenteil, wir lernen aus ihnen einen guten französischen Stil mit einem schlechten vergleichen, werden dadurch auf eine Menge von Einzelheiten aufmerksam, die uns sonst entgehen, und finden eine gute Anleitung zur Entwicklung unserer Kritik in Bezug auf den Stil; dieses gilt keineswegs nur für das Französische, denn die Beobachtungen sind so allgemeiner Art, dass wir sie ohne Weiteres auch auf die Muttersprache beziehen können. Eine mehr wissenschaftliche Methode hat Albalat jedenfalls in einem dritten Buche zur Anwendung gebracht, nämlich: *Le travail du style enseigné par les corrections manuscrites des grands écrivains.* Hier giebt er eine Masse von sehr instruktiven Beispielen der Stilarbeit mehrerer bekannter Autoren, zeigt, wie sie erst allmählich zu der definitiven Form gelangt sind und warum sie ihre Änderungen vorgenommen haben, und so können wir wirklich an der Hand dieser Änderungen die geistige Schöpfung des Schriftstellers in ihren Entwicklungsphasen verfolgen und an dem endgültig geprägten Ausdrucke seinen vollen geistigen Inhalt und die ganze Absicht des Gedankens erfassen. Unge-

mein lehrreich sind in der Tat diese Beispiele, und das Buch ist für die Stilforschung in praktischer Hinsicht von der grössten Bedeutung. — Für Schulzwecke bestimmt, aber auch für sonstige Stilstudien nützlich ist das Buch von G. Rudler: *L'explication française, principes et applications;* es enthält einen sehr verständigen teoretischen Teil und dann die genaue inhaltliche und stilistische Analyse von sechs Texten verschiedener Schriftsteller. In der allerletzten Zeit ist von dem bekannten Litterarhistoriker G. Lanson eine Arbeit erschienen unter dem Titel: *L'Art de la prose.* Dieses Buch hat keinen eigentlich wissenschaftlichen Zweck, sondern es ist nur eine Sammlung von Beispielen künstlerischer Prosa, welche dazu bestimmt sind »de fournir un guide et une excitation à la classe nombreuse de moyenne culture . . . qui continuent, après l'école ou le lycée, de s'intéresser à la littérature.» »Je voudrais», fügt Lanson hinzu, »que ce livre les aidât à raffiner leur sensibilité littéraire, à aiguiser leur goût et à multiplier leurs jouissances en les nuançant.» Aber ein Mann mit der Beanlagung Lanson's kann nicht umhin, auch der Wissenschaft zu dienen. Und so finden wir in seinem Buche nicht nur charakteristische Proben der Kunstprosa verschiedener Perioden, sondern auch höchst wertvolle Erläuterungen zu denselben, Vergleiche, Erklärungen, Charakteristiken der verschiedenen Stilkünstler als solche u. s. w.; daran schliesst sich eine einleitende Betrachtung über die Frage, inwiefern es eine Kunst der Prosa überhaupt giebt und ein Schlusskapitel mit Proben der »falschen Stilkunst»; dieses Kapitel ist nicht das am wenigsten interessante in dem Buche, denn es beleuchtet ganz vortrefflich den Unterschied zwischen echter und unechter Kunst. Es schliesst mit dem *sens moral:* »Aimons la prose d'art et n'en faisons jamais» — also eine sehr vernünftige Mahnung an alle diejenigen, welche sich vielleicht durch Albalat's Bücher ermuntert und befähigt fühlten, Kunstprosa nach berühmten Mustern zu schaffen. In grossen, sehr allgemein gehaltenen Zügen giebt Lanson's Buch einen Überblick über die Entwicklung der französischen Kunstprosa von Rabelais bis auf unsere Tage; es zeigt dabei auch die Wege,

welche die stilistischen Untersuchungen zu beschreiten haben, und wird hoffentlich den Jüngern der Wissenschaft eine Menge von schönen Aufgaben eröffnen. Wo bietet sich ein dankbareres Feld für solche Untersuchungen dar, als eben in der grossen Prosalitteratur Frankreichs!

Auch in England hat man sich in letzter Zeit sehr viel mit Stilfragen beschäftigt. Ich weise auf keine besonderen Werke hin, teils weil ich sie nicht aus unmittelbarer Erfahrung kenne, teils weil sie, wie es scheint, nichts besonders Neues bieten. Ausserdem sind sie bei Meyer und teilweise auch bei Östergren verzeichnet. Der letztere bespricht gleichfalls die einschlägigen skandinavischen Arbeiten.

III.

Kann man nun in Bezug auf die Methode der stilistischen Untersuchungen im künstlerischen Sinne irgend welches allgemeine Resultat aus den bisherigen Untersuchungen hervorgehen sehen? Lässt es sich sagen, ob und inwiefern die neueren stilistischen Arbeiten wirklich in den Bezirk der ästhetischen Wissenschaft fallen und ob diese ganze Disziplin eine ausgesprochene Neigung zeigt, sich der Ästhetik zuzugesellen?

Das Material ist zu gering um eine bestimmte Antwort zu erlauben. So viel kann jedoch wol behauptet werden, dass manche von den Abhandlungen, welche sich mit stilistischen Untersuchungen beschäftigen (auch solche, die von Vorkämpfern der neuen Richtung verfasst sind, wie Östergrens Studien über den Stil des schwedischen Romantikers Törneros), sowol in Bezug auf den Stoff als ihrer methodischen Seite nach in keiner Weise von den schematischen lexikalischen Untersuchungen, die wir zur Genüge kennen, abweichen und also eigentlich sehr wenig Propaganda für die empfohlene Betrachtungsweise und für die Umwälzung in der Sprachwissenschaft gemacht haben. Wenn man die Fremdwörter bei einem Schriftsteller verzeichnet, so kann das ja einen Beitrag zur Kenntnis seines litterarischen Geschmacks oder seiner sprachlichen

Individualität geben, aber ein solches Verzeichnis ist doch weit davon entfernt, sein Gefühlsleben, sein künstlerisches Innere so zu beleuchten, wie es die Stilästhetiker wollen; wenn man über die Stileigentümlichkeiten der Poesie im Vergleich mit denen der Prosa handelt (ich denke an eine andere schwedische Arbeit), so erreicht man nichts anderes als ein Kuriositäts-Interesse, falls man nicht jede einzelne Erscheinung genau prüft und festzustellen versucht, was auf äusserem Anlass, Reim und Metrum beruht, was auf Archaismus und Konvention der poetischen Sprachen u. s. w. und was auf bewusster Absicht des Dichters. Wie schwierig aber eine solche Scheidung sich gestalten muss, leuchtet von selbst ein.

Eine Hauptaufgabe der stilistisch-ästhetischen Untersuchungen wird darin bestehen, die Dichtungen als Kunstwerke zu analysieren, die Elemente festzustellen, aus welchen sie sich aufbauen, die Mittel, durch welche sie ihre Wirkungen erreichen. Es kommen hier in Betracht Wortwahl, Bilder, Rhytmus, Klang u. s. w., aber auch ästhetische und psychologische Erwägungen der Ursachen, weshalb der Dichter eben *das* Wort, *das* Satzgefüge, *die* Metapher angewandt hat. Es ist klar, dass hier, und besonders in Bezug auf den letzten Punkt, die individuelle Auffassung einen sehr freien Spielraum hat (wie man schon an den Proben bei Vossler sehen kann). Eine äusserst diskrete Handhabung solcher Untersuchungen wird von Nöten sein, um sie nicht in Verruf zu bringen, eine gründliche Vertiefung in die Art, die Denkweise und die Sprache des Schriftstellers und ein sicherer Takt. Aber, wie gesagt, die Aufgabe ist eine der wichtigsten und bietet eine Fülle anziehender Arbeit, gelingt auch vielleicht vollständig eher denen, deren Muttersprache die Sprache des betreffenden Schriftstellers ist. Durch die Analyse sämtlicher Stücke eines Dichters gewinnt man natürlich ein vollständiges Bild seiner künstlerischen Verfahrungsweise. Der methodische Vorgang soll hier nicht verschieden sein von demjenigen, den man bei ähnlichen Untersuchungen über bildende Kunst verwendet. Das lexikalische und grammatische Zusammenstellen wäre zu vergleichen mit einer Methode, die bei Studien über

die Technik eines Malers einzelne Farben unter ihren Rubriken zusammenstellte und dann die Bilder und die Stellen auf den Bildern aufzählte, wo diese Farben angebracht sind. Es kann nicht ausdrücklich genug betont werden, dass nur die verständige Synthese in dem einen wie in dem anderen Falle ein ästetisch zu verwertendes Resultat ergiebt, dass nur eine zusammenhängende Betrachtung dem ästetischen Zweck, d. h. dem eigentlichen Zweck der Stilistik entspricht. Alles andere wird nur trocknes Aufzählen und dürre Materialiensammlung. Welches Licht würde aber eine solche Stilanalyse mit seinen zusammenfassenden Folgerungen z. B. über die Kunst unseres Runeberg werfen, diese Kunst, die mit so erstaunlich einfachen Mitteln so grosse Wirkungen hervorbringt und wo jedes alltägliche, einfache Wort durch einen neuen Inhalt belebt und frisch geprägt wird!

Oben wurde Boucke's Arbeit über Goethes Sprache erwähnt. Aus ihr geht hervor, mit welchem Erfolg die stilistische Ästhetik in den Dienst des gründlichen psychologischen Studiums des Dichternaturells gestellt werden kann. Auch hier denkt man an Runeberg: wie fruchtbar könnte eben eine solche Methode für die Kenntnis seiner Eigenart werden; er, der ja in gewissen beliebten und oft angewandten Worten und Wendungen seinen ganzen Charakter klarlegt. Ein anderes Beispel der Verwertung solcher Untersuchungen für weitere Zwecke bietet G. Sarrazin in seiner höchst interessanten und wirklich gross angelegten Arbeit *Aus Shakespeares Meisterwerkstatt, Stilgeschichtliche Studien* (1906). Im Verein mit anderen Faktoren, aber ganz besonders hervorgehoben, dienen bei ihm die stilistischen Beobachtungen dazu, den Kunstwert Shakespeare'scher Stücke gründlich zu würdigen und den chronologischen Zusammenhang unter ihnen festzustellen. In bewunderungswürdiger Weise versteht er es, ohne auf unnötige Details einzugehen, die stilistischen Charakteristika in ihren Hauptzügen vorzuführen und für seine Zwecke zu verwerten; man sieht, welche mühsame Arbeit dahinter liegt, aber man braucht ihr nicht in allen Einzelheiten zu

folgen. So ist auch hier die ästetische Stilistik ein Mittel zur Erlangung psychologischer oder historischer Wahrheit.

Das Gebiet der ästhetischen Stilistik, im richtigen Sinne gepflegt, wird hoffentlich in der Litteraturgeschichte als Forschung über die litterarische Kunst fernerhin einen bedeutenden Platz einnehmen. In allen Richtungen scheint man in der Sprachwissenschaft jetzt zu einer so zu sagen »beseelteren» Arbeit gelangen zu wollen. Neben dem dürren und vielfach unfruchtbaren Etymologisieren hat sich jetzt die inhaltreiche Wortforschung Bahn gebrochen; mit ihr hängt zusammen das immer regere Interesse für die Bedeutungslehre; die syntaktischen Arbeiten vertiefen sich immer mehr psychologisch; und so verlangt auch die Stilistik einen breiteren Raum, indem sie sogar die hergebrachten Schemata verlässt und in den Dienst tieferer künstlerischen Ziele tritt. Wollen wir hoffen, dass es ihren Pflegern bald gelingen wird, die richtigen Methoden für die ästhetische Stilforschung festzustellen, damit nicht die ganze Disziplin der Gefahr ausgesetzt werde, in willkürliches subjektives Ästhetisieren zu zerfliessen.

W. Söderhjelm.

Über Methode und Aufgaben der deutschen Wortforschung.

Vortrag in der Neuphilologenversammlung zu Helsingfors den 12. Januar 1909.

Die vom Zusammenhang der Rede losgelösten Worte haben schon vor langen Zeiten den menschlichen Geist beschäftigt. Wenn man zunächst von der Interpretation der Worte absieht, die beim Erlernen einer fremden Sprache nötig gewesen und auf verschiedene Art betrieben worden ist, und nur das Interesse ins Auge fasst, welches die Worte um ihrer selbst willen auf sich gelenkt haben, ohne dass irgend ein praktischer Zweck damit verbunden war, so finden wir, dass dieses Interesse schon frühzeitig vorhanden gewesen ist.

Es beginnt mit der spekulativen Geistestätigkeit des Menschen. Indem man anfing über das Werden und Sein überhaupt nachzudenken, wandte sich die Aufmerksamkeit auch der Sprache zu. Den Mittelpunkt des Interesses bildete die Entstehung der Sprache oder der Ursprung der Worte. Nicht immer entsprang dieses Interesse in älteren Zeiten einem unmittelbaren reinen Wissensdrang. In der klassischen Zeit betreiben einzelne Wissenschaftszweige eine Art Wortforschung oder Worterklärung zu Zwecken, welche mit den Aufgaben dieser Disziplinen in Verbindung stehen. So finden wir die Philosophen als Worterklärer, wenn sie ihre Lehren über bestimmte Begriffe durch die Erklärung der entsprechenden Worte erhärten wollen. Ähnlich verhält es sich manchmal bei den Historikern, die hie und da eine Wortdeutung anführen um eine Behauptung sprachlich zu stützen. Auch die alten Zoologen und Botaniker streuen häufig in ihre Werke sprachliche Bemerkungen, welche bestimmte Eigenschaften der Tiere oder Blumen illustrieren sollen. Aber neben dieser Art Wortdeutung, welche wie ein Ornament in einer bestimmten Wissenschaft verwendet wird, geht eine andere, die sich erklären lässt aus der dem Menschen innewohnenden Neigung die Dinge auf ihren kausalen Ursprung zurückzuführen. Hier haben wir die ersten Keime derjenigen Forschung zu sehen, die nach der Herkunft der Worte fragt und die gewöhnlich mit dem Ausdruck Etymologie bezeichnet wird.

Es ist kein Wunder, dass die Etymologie der Teil der Sprachgeschichte ist, der am meisten die grossen Massen angezogen hat und die seit jeher von Laien betrieben worden und noch immerfort betrieben wird. Ein jeder, der etwas Beobachtungsgabe und Phantasie besitzt, wird in dem Wortschatz seiner Muttersprache Elemente finden, die er mit anderen in kausalen Zusammenhang stellen kann. Wer dazu noch andere Sprachen kennt, dem wird manche gegenseitige Übereinstimmung einleuchten, die sein Interesse erweckt und seine Gedanken beschäftigt. Die wohlfeilen Erfolge lassen die Befriedigung fühlen, welche die Lösung eines Rätsels oder überhaupt eine gelungene Gedankenarbeit gewährt und er-

wecken Lust zu weiteren Kombinationen und Streifzügen auf diesem Gebiet. So begreift man, dass die Etymologie seit jeher ein Tummelplatz laienhafter Phantastereien gewesen und auch bis auf unsere Tage geblieben ist. Zu einer wissenschaftlichen Disziplin wurde die Etymologie aber erst in der Zeit, wo sie mit der Sprachwissenschaft in Verbindung trat. Wollte man die Umrisse ihrer Geschichte entwerfen, so müsste man die Geschichte der Sprachwissenschaft in ihren Hauptzügen darstellen, denn in engster Verbindung mit der Grammatik hat die Etymologie die Kinderschuhe abgenutzt und ist gross gezogen worden.

Die geschichtliche und kritische Anschauungsweise, welche in der wissenschaftlichen Forschung der Neuzeit allmählich vordrang und insbesondere durch die Aufklärung des 18. Jahrhunderts angebahnt wurde, machte sich auch in der Sprachforschung geltend. Besonders fruchtbringend wurde sie für die junge germanische Sprachwissenschaft, wo sie zuerst zu einer Erkenntnis der Gesetzmässigkeit führte, die in der Entwicklung der Sprache herrscht. Schon um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts hatte Lambert ten Kate im Sprachleben Ordnung und Regelmässigkeit bemerkt und wichtige Spracherscheinungen, den Ablaut und die Analogie, entdeckt, aber er steht allein unter den Fachgelehrten seiner Zeit und noch eines vollen Jahrhunderts bedarf es, bevor seine Entdeckungen weiter entwickelt werden. Der nächste Schritt zur Bildung der germanischen Sprachwissenschaft wird von Rasmus Rask getan, der in seiner im Jahre 1811 erschienenen Schrift »Vejledning til det Islandske eller gamle Nordiske Sprog» das Gesetz der ersten germanischen Lautverschiebung andeutet und eine annähernd richtige Auffassung des Umlauts hat. Was von ten Kate und Rask vorbereitet war, wird von Jacob Grimm weiter ausgeführt und klar formuliert. Die neu aufgedeckten Gesetze lassen nun überall Folgerichtigkeit und Gesetzmässigkeit erkennen, lange Reihen analoger Fälle werden blossgelegt und unter denselben Gesichtspunkt geordnet. Erst mit Grimm wird die germanische Sprachwissenschaft

über das Niveau des zufälligen Sammelns und Vergleichens endgültig erhoben; sie wird zu einer methodischen Disziplin.

Ungefähr zu gleicher Zeit wie Grimm die Resultate seiner Forschungen in der Deutschen Grammatik (1819—1837) niederlegte, die dadurch zu einem Grundstein der geschichtlichen Sprachforschung ward, wurde die vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft durch Franz Bopp ins Leben gerufen. Die von Jacob Grimm festgelegten Lautgesetze, die teilweise direkt in den Bereich der neuen Wissenschaft fielen, wurden bald von dieser verwertet und weitergeführt. Als wichtiges Hülfsmittel um die Zusammenhänge der verwandten indogermanischen Sprachen klarzulegen trat nun die Etymologie in den Dienst der vergleichenden indogermanischen Grammatik. Beide Disziplinen ergänzten einander und arbeiteten einander in die Hände; die Etymologie verglich und prüfte die einzelnen Worte und lieferte so das Material für die Grammatik, die es in den grösseren Zusammenhang stellte. Die gezogenen Konsequenzen kamen der Arbeitsweise der Etymologie zugute.

So verfeinerte sich die Methode immer mehr und mehr. Aber je mehr man überall Gesetzmässigkeit in der Entwickelung der Laute entdeckte und je mehr es gelang für die einzelnen Fälle der Lautveränderung analoge Fälle zu finden, desto mehr wurde die Auffassung vorbereitet, dass es überhaupt keinen zufälligen Lautwechsel gebe, sondern dass alle Veränderungen sich unter bestimmte Gesetze einordnen liessen. In den achziger Jahren wurde die neue Auffassung in dem Schlagwort »die Lautgesetze wirken ausnahmslos» ausgesprochen und rief eine erbitterte Fehde zwischen den älteren Forschern und den Anhängern der neuen Theorie hervor. Noch heute findet man manchmal Äusserungen, welche zeigen, dass man inbezug auf die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze zu keiner vollständigen Übereinstimmung gelangt ist. Aber es scheint mir, dass die Meinungsdivergenzen, welche in dieser Frage unter den Linguisten heute herrschen — ich sehe hier von den Ansichten derjenigen ab, denen eine strenge laut-

geschichtliche Schulung abgeht — nicht sehr tiefgehender Art sind.

Die Errungenschaften, welche die Etymologie durch die immer exakter und feiner gewordene Methode erworben hat, lassen sich am besten überschauen in den etymologischen Hilfsbüchern. Der Wortschatz der meisten germanischen Sprachen hat eine eigene etymologische Behandlung erfahren, für die übrigen stehen Bearbeitungen bereits in Aussicht. Wenn man das für den deutschen Wortschatz massgebende Etymologische Wörterbuch Kluges näher ins Auge fasst und die 6. Auflagen, welche dasselbe erlebt hat, mit einander vergleicht, so wird einem aufmerksamen Beobachter der allmählich sich verändernde Charakter des Buches nicht entgehen. Es macht sich mit den neuen Auflagen immer mehr eine Tendenz bemerkbar, die aussergermanische Sprachvergleichung und die entlegenen vorgeschichtlichen Perioden aus dem Mittelpunkte des Interesses zu verdrängen und die interne Sprachgeschichte und die geschichtlichen Perioden, besonders auch die moderne Zeit, unter die Lupe zu nehmen. Man darf wohl hier einen modernen Zug in der deutschen Sprachforschung erblicken, einen Zug, welcher dahin strebt, die Etymologie zur Wortforschung zu erweitern. Legte man früher den Hauptwert darauf, die Herkunft der Worte zu ermitteln, so will man heute das ganze Leben des Wortes kennen, nicht nur den Ursprung und die Vorgeschichte, sondern seine Geschichte. Wenn man den Ausdruck Wortforschung in einem derartigen weiten Sinne auffasst, so sind die Brüder Grimm als Begründer dieser Disziplin zu betrachten: die deutsche Wortforschung beginnt mit dem Deutschen Wörterbuch und entfaltet sich und wächst mit ihm.

Deutsche Wörterbücher hatte es vor dem grossen Unternehmen der Brüder Grimm eine Menge gegeben. Der erste Anfang eines solchen fällt bereits in die Zeit, wo die interlinearen deutschen Worte in einem lateinischen Texte von Klosterbrüdern gesammelt und mit der beigefügten lateinischen Übersetzung alphabetisch oder sachlich geordnet wurden. Aus diesen Glossaren entwickelten sich später

grössere Wörterbücher, die allmählich ausführlicher werden und im 18. Jh. einen beträchtlichen Umfang erreichen. In Adelungs »Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart» (1774—1786) ist schon ein grosser Teil des neuhochdeutschen Wortvorrats untergebracht. Aber in diesen Wörterbüchern wird nur der Wortstand einer gewissen Zeit verzeichnet. Deutungen von Worten werden zwar gegeben, aber eine geschichtliche Betrachtung des Materials fehlt. Eine rühmliche Ausnahme macht nur das Teutsch-lateinische Wörterbuch von Johann Leonhard Frisch (1741), welches neben guten Etymologien für die Worte oft reichliche Belege aus den Quellen der nächst vergangenen drei Jahrhunderte bringt und daher den Namen eines historischen Wörterbuchs beanspruchen darf. Aber die Anführung von Belegen und Zitaten ist doch nur fragmentarischer und gelegentlicher Art und eine strenge Methode ist in dieser Hinsicht nicht zu bemerken.

Die älteren Perioden der deutschen Sprache waren ja lange vor dem Beginn des Grimmschen Wörterbuchs aufgeschlossen worden und der Wortvorrat zum grossen Teil aus den Texten ausgezogen und verzeichnet. Aber die Worte und Wortformen wurden verglichen und geprüft, blos insofern dies zum Verständnis der Texte oder für die historische Grammatik nötig war. Eine eigentliche deutsche Wortforschung beginnt, wie gesagt, erst mit der Begründung des ersten wirklich geschichtlichen Wörterbuches, des Grimmschen Wörterbuchs.

Auf Grund eines für damalige Verhältnisse sehr beträchtlichen Materials hat Jacob Grimm in den von ihm ausgearbeiteten Bänden die Geschichte der Worte in ihren Grundzügen dargestellt. Leider hat er dabei aber nicht alle Perioden mit gleichem Interesse berücksichtigt; die Vergangenheit wird auf Kosten der Gegenwart stark bevorzugt. Der Vorliebe für das Alte und der Abneigung gegen das Neue, welche einen Zug seiner Persönlichkeit bilden und in der romantischen Zeitrichtung wurzeln, konnte er auch bei der Ausarbeitung des Wörterbuchs nicht entsagen. In dem wunderbar feinen

und von einem poetischen Hauch durchwobenen Vorwort, wo er über die Entstehung des Unternehmens und seine Arbeitsweise Bericht erstattet, spricht er diese Neigung deutlich aus. »Wer nun», heisst es da, »unsere alte Sprache erforscht, und mit beobachtender Seele bald der Vorzüge gewahr wird, die sie gegenüber der heutigen auszeichnen, sieht anfangs sich unvermerkt zu allen Denkmälern der Vorzeit hingezogen und von denen der Gegenwart abgewandt. Je weiter aufwärts er klimmen kann, desto schöner und vollkommener dünkt ihm die leibliche Gestalt der Sprache, je näher ihrer jetzigen Fassung er tritt, desto weher thut ihm jene Macht und Gewandtheit der Form in Abnahme und Verfall zu finden». So begreift es sich denn, dass Jacob Grimm überall, wo es sich tun lässt, seine Belege aus den Texten älterer Sprachperioden holt, und den modernen Sprachgebrauch ausser Acht lässt. Aus den persönlichen Neigungen erklärt sich auch der Umstand, dass er das kulturgeschichtlich so interessante Fremdwort aus dem Wörterbuch ausschloss. Er hielt es für eine Pflicht der Sprachforschung und zumal eines deutschen Wörterbuchs dem Fremden Widerstand zu leisten und daher sich der Fremdworte zu enthalten, welche in der Sprache nicht fest eingebürgert waren. Die Neigungen und Gewohnheiten J. Grimms brachten es ferner mit sich, dass er der vorgeschichtlichen, über die germanische Zeit hinauslaufenden Etymologie eine besonders grosse Aufmerksamkeit widmet. »Etymologie ist das Salz oder die Würze des Wörterbuchs», heisst es im Vorwort, »ohne deren Zuthat seine Speise noch Ungeschmack bliebe: man mag auch manches gern roh geniessen und lieber als versalzen». Diese sprachvergleichende Arbeit entsprach überhaupt viel mehr den Neigungen Jacob Grimms, als die eigentliche interne Wortgeschichte, für welche sein Bruder Wilhelm mehr Sinn und Voraussetzungen hatte.

Die Brüder Grimm haben von ihrem Wörterbuche die ersten Buchstaben A, B, C, D, E und einen Teil von F fertig gebracht, die nur drei Bände ausfüllen. Der erste Fortsetzer des grossen Unternehmens, Rudolf Hildebrand, hat schon den von ihnen aufgestellten Rahmen gesprengt, indem er den

Umfang des ihm anvertrauten Bandes auf das Doppelte davon brachte, was im ursprünglichen Plane lag. Diese Erweiterung des Umfangs war notwendig, denn sie war bedingt durch die erweiterte Auffassung von den Methoden und Zielen der Wortforschung, welche Hildebrand hatte. Er bevorzugt nicht einseitig die älteren Perioden; seine Arbeitsweise umspannt die ganze Geschichte der Worte und erst mit ihm gelangt der moderne Sprachgebrauch zu seinem Rechte. Dies bedeutet einen gewaltigen Fortschritt in der Methode der deutschen Wortforschung.

Bezeichnend für die Intentionen Hildebrands sind die Worte, mit denen er in der im Mai 1873 datierten Vorrede des K-Bandes über die einseitige etymologische Forschung den Stab bricht. »Am meisten hätt ich«, äussert er hier, »auf dem Herzen über die liebe Etymologie, die sich z. B. nachweislich noch immer nicht ganz aus alten Vorurteilen losgestrickt hat, wozu sich denn auch dieses und jenes neue gesellte. Ein Vorurteil z. B. ist es gleich, wenn man vielfach noch meint, dass s i e die Hauptaufgabe der Sprachforschung sei. Worte sind wie Menschen, und wer bei einem Worte nur fragt wo kommt es her? der machts eigentlich wie ein Polizeibeamter, der von einem Manne ausser Namen und Stand nur zu wissen braucht wo und wann er geboren ist, lauter Dinge die für den wahren Wert des Mannes im Leben fast oder ganz gleichgültig sind. Das Leben eines Wortes brauchen wir für die höhern Zwecke, d. h. den Antheil den es an dem gesamten Leben äusserlich und innerlich hat und gehabt hat, und von diesem Leben ist der Ursprung nur ein Endchen, das uns eher fehlen kann als ein erwachsenes Dasein und Wirken, wie Menschen vorkommen, die ihr Geburtsjahr nicht wissen, ohne an ihrem Werte dadurch das Mindeste einzubüssen«. Und er schliesst mit dem Wunsche, dass die Sprachwissenschaft von dem krankhaften abstrakten Denken zu einem sachlicheren und gegenständlicheren übergehen sollte. Hildebrand betont damit den grossen Wert der sog. Realien oder der sachlichen Seite für die Wortkunde und stellt die Wortgeschichte in Verbindung

mit der Kulturgeschichte. Sorgfältig und genau untersucht er die Quellen und den mundartlichen Gebrauch der Worte um ein möglichst vielseitiges Bild von ihrem Leben liefern zu können.

So hat denn die interne Wortgeschichte in Hildebrand einen geschickten Bearbeiter erhalten, dessen feine Beobachtung und sorgfältige Methode uns so viele wichtige Artikel gebracht hat. Allerdings darf eine unbefangene Kritik nicht verschweigen, dass Hildebrand die strenge grammatikalische Schulung abging und dass er nicht auf der Höhe mit den Resultaten der historischen Grammatik stand. Daher ist ihm nicht immer die nötige Ordnung des Materials gelungen und er wird, wenn ich hier einen von J. Grimm verwendeten Ausdruck gebrauchen darf, von den wie dichte Schneeflocken fallenden Belegen eingeschneit.

Ich will hier nicht die Geschichte des Grimmschen Wörterbuchs näher verfolgen, unter dessen Flügeln die deutsche Wortforschung gepflegt worden ist. Wer sich die Mühe giebt die im Erscheinen begriffenen Teile, welche heute von Wunderlich und von Bahder ausgearbeitet werden, mit der Arbeit der älteren Bearbeiter zu vergleichen, wird leicht sehen, dass die deutsche Wortforschung mit grossen Schritten fortschreitet und in der Methode immer sicherer wird. Diese Beobachtung lässt den Wortforscher fast den Ärger vergessen, den er sonst über das langsame Fortschreiten des Wörterbuchs empfindet.

Erwähnt muss aber noch werden die Begründung einer eigenen Zeitschrift für die deutsche Wortforschung. Im Jahre 1901 erschien der erste Band dieser von Kluge herausgegebenen Zeitschrift, deren nächster Zweck ist, die Lücken in den sehr ungleichmässig ausgearbeiteten Teilen des Deutschen Wörterbuchs auszufüllen und den noch ausstehenden Bänden vorzuarbeiten. Die Bedeutung der Zeitschrift ragt aber weit über dieses Ziel hinaus. Die jetzt vorliegenden 10 Bände enthalten eine Menge von wichtigen Artikeln, welche die Wortgeschichte von verschiedenen Seiten anfassen und sie in den mannigfaltigsten Schattierungen

zeigen. Die Kulturgeschichte und die Sprachgeschichte treten in enge Verbindung mit einander, in die Schale der Dinge wird — wie es Hildebrand werlangte — der Kern eingelegt. Interessant sind u. a. auch die ausführlichen Artikel, welche einem einzigen Worte oder Ausdruck gelten. Sie sind — wie Kluge sich ausgedrückt hat — wie Biographien bedeutender Personen und haben wie diese ihren bedeutsamen Zweck neben den Gesamtdarstellungen. In Kluges Zeitschrift hat die deutsche Wortforschung eine ausserordentlich wichtige Zentralisierung und auch einen methodischen Wegweiser erhalten. So bietet die Wortforschung Deutschlands den anderen Ländern noch immer ein nachahmenswertes Muster, während diese die Lehren des Grimmschen Wörterbuchs benutzt haben, um grosse Wörterbuchunternehmungen ins Leben zu rufen, die methodisch höher als die Lehrmeisterin stehen.

Wie aus dem Ebengesagten hervorgeht, ist die Wortforschung eine neue Disziplin, deren Methode besonders in den letzten Jahrzehnten sich ausgebildet und die noch manche Aufgabe zu lösen hat. Es sei mir hier gestattet einige Fragen, welche sich auf Methode und Aufgaben dieser Wissenschaft beziehen, kurz zu streifen.

Es kann nicht scharf genug betont werden, dass für die Darstellung der Geschichte eines Wortes die Belege so vollständig wie nur möglich aus den Quellen zusammengestellt werden müssen. Die verschiedenen Schattierungen, welche die Bedeutung eines Wortes durchlaufen hat, lassen sich oft nur dann genau feststellen, wenn die Belege in zeitlicher Folge auf einander so folgen, dass auch kleine Lücken und Sprünge vermieden werden.

Aber wichtig ist auch die Wahl von Belegen; ihre Anführung ist nur da berechtigt, wo sie wirklich die Geschichte des Wortes beleuchten, sei es, dass sie das Vorkommen desselben in einer bestimmten Zeit oder an einem bestimmten Orte oder in bestimmten Kreisen angeben oder dass durch sie eine besondere Nuance in der Bedeutung des Wortes hervorgehoben wird. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Belege in wortgeschichtlichen Arbeiten manchmal

nur als unnütze Ornamente angeführt werden. Eine Anführung von vielen absolut gleichwertigen Belegen kann ja auch einen statistischen Zweck haben, insofern sie als Zeugen für den seltenen oder häufigen Gebrauch des Wortes stehen. Bei solchen statistischen Angaben ist aber eine grosse Vorsicht vonnöten, besonders in den Perioden, wo die Quellen nur sparsam fliessen. So vor Allem in der althochdeutschen Periode.

Den grössten Teil der althochdeutschen Quellen bilden bekanntlich die Glossen oder die in den Klöstern entstandenen Wörterverzeichnisse. Abgesehen davon, dass die uns erhaltenen Glossen nur einen Bruchteil des damaligen Wortbestandes enthalten und so ein höchst mangelhaftes Bild von diesem geben, ist zu beachten, dass diese Glossare zum grossen Teil auf biblischer Basis beruhen. Die in der Bibel vorkommenden Worte wurden häufig glossiert und sind dann in alphabetische und sachliche Wörterverzeichnisse gewandert, wo sie im Vergleich mit nichtbiblischen viel öfter figurieren. Dagegen hängt es oft nur vom Zufall ab, ob ein in der Bibel nicht vorkommendes Wort belegt ist oder nicht. Manchmal findet man in einer einzigen Glossenhandschrift der althochdeutschen Zeit ein Wort belegt, das dann erst in der neuhochdeutschen Periode wieder auftaucht. Daher ist es immer beim Fehlen eines nichtbiblischen Wortes vorerst nötig zu prüfen, ob zur Aufnahme desselben eine Gelegenheit vorhanden war oder nicht. Besonders wichtig ist aber ferner, dass der Charakter der Quellen, aus denen die Belege geholt werden, auf die Selbständigkeit oder Unselbständigkeit hin geprüft wird. Oft werden aus den althochdeutschen Glossen mehrere Zeugnisse für ein Wort angeführt, welche bei genauerem Ansehen alle auf ein und dasselbe Original zurückweisen und also ein einziges selbständiges Zeugnis des betr. Wortes repräsentieren. In der grossen Glossensammlung von Steinmeyer und Sievers ist der Grad der gegenseitigen Verwandschaft der Handschriften von den Herausgebern z. T. bestimmt, z. T. blos angedeutet. Nur wenige Glossare sind inbezug auf Entstehung und Mundart näher untersucht worden. Viele Glossenhandschriften sind

bekanntlich Konglomerate, deren verschiedene Bestandteile oft verständnislos von einem Schreiber in einander hineingearbeitet sind und die aus verschiedenen Zeiten und Gegenden stammen; für die deutsche Wortforschung wäre es äusserst wichtig, dass die Sammelhandschriften in ihre einzelnen Teile zerlegt und dass sie mundartlich und zeitlich bestimmt würden.

Wer sich eingehender mit den alten deutschen Glossaren beschäftigt hat, der ist vielleicht hie und da auf Worte gestossen, die zwar wie deutsche Worte aussehen, die aber, wenn man sie näher prüft, sich als Mischlinge erweisen, welche von einem deutschen Schreiber aus einer angelsächsischen Vorlage abgeschrieben sind oder umgekehrt. Nur einige dieser Mischlinge sind als solche ermittelt worden, die übrigen gelten als deutsch. Bekanntlich haben bei der Einführung des Christentums in Deutschland angelsächsische Missionäre und Mönche eine bedeutsame Tätigkeit ausgeübt und als Spuren dieser Tätigkeit sind uns angelsächsische Glossen in den Glossaren des Kontinents erhalten geblieben. Bis jetzt fehlt eine genaue Untersuchung des angelsächsischen Einflusses in Deutschland und eine Zusammenstellung der angelsächsischen oder angelsächsisch gefärbten Glossen.

In der mittelhochdeutschen Zeit fliessen die Quellen reichlicher und wir sind deshalb nicht so sehr auf Glossare angewiesen wie in der althochdeutschen Periode. Immerhin spielen auch die Glossenhandschriften der mhd. Zeit als Quellen für die deutsche Wortforschung eine beträchtliche Rolle. Auch für sie gilt dasselbe was bereits von den älteren gesagt wurde. Einzeluntersuchungen fehlen, die über Entstehung, Komposition und Mundart Rechenschaft geben würden. Solange solche noch ausstehen, ist grosse Vorsicht in der Benutzung derselben nötig. Um ein Beispiel zu nehmen, sieht man manchmal Belege aus dem in Nürnberg gedruckten Vocab. theuton. (1482) angeführt, welche das Vorkommen des Wortes im fränkischen Baiern beweisen sollen. Wer dieses Glossar aber in der Hand gehabt und durchblättert hat, der findet bald, dass es ein sehr unzuverlässiger

Ratgeber für den damaligen nürnbergischen Dialekt ist. Oft stösst man da z. B. auf Worte, die zwar in hochdeutschem Gewande auftreten aber faktisch nur in Niederdeutschland gang und gäbe sind.

Folgen wir den Quellen dieser Art weiter in die frühneuhochdeutsche Periode hinauf, so haben wir eine Anzahl wichtiger Vokabulare aus dem 16. Jh.: die Vocabula von Eber und Peucer, die Nomenclatoren eines Junius oder eines Chytraeus, das Onomalticon von Golius u. s. w. Prüfen wir sie genauer auf ihre Selbständigkeit hin, so stellt es sich heraus, dass sie alle einander und ältere Quellen einfach abschreiben. Und so geht es weiter in den folgenden Jahrhunderten. Selbständig abgefasste Vokabulare fehlen und selten trifft man Quellen, welche die Vorgänger erwähnen, aus denen geschöpft wurde. So kann es vorkommen, dass alte Worte, die längst ausgestorben sind, Jahrhunderte später noch weiter geschrieben und verzeichnet werden, als ob sie noch in lebendigem Sprachgebrauch vorhanden wären. Mitunter kann man auch entdecken, dass ein falsch gelesenes Wort in der fehlerhaften Lesart durch die Quellen vieler Jahrhunderte bis auf unsere Zeit weiter geschleppt wird und dass ein einfacher Druckfehler im 16. Jh. noch im 19. Jh. treu wiederholt wird. So habe ich z. B. in Grimms Wörterbuch eine Anzahl solcher toten Worte gefunden, welche sich als Entstellungen in Heinschs Teutscher Sprach (1616) oder in anderen fehlerhaften Drucken erweisen. Ebenso werden als gutes deutsches Sprachgut sehr viele Worte verzeichnet, welche, wenn man ihren Spuren folgt, gelehrte Übersetzungen oder Nachbildungen fremder Ausdrücke sind, die nach der ersten Quelle mechanisch wiederholt werden ohne irgend welche Lebenskraft zu besitzen.

Eine grosse philologische Akribie inbezug auf diese Art Quellen ist also dem Wortforscher vonnöten, und ganz besonders dann, wenn die Belege für eine bestimmte Zeit beweisend sein sollen.

Will man ein vollständiges Bild von dem Leben eines Wortes gewinnen, so hat man die geographische Verbreitung desselben zu bestimmen. Wichtig ist dies auch, wo es gilt den

Ursprung eines Wortes aufzudecken. Wenn es sich um eine interne Bildung handelt, so ist die geographische Begrenzung der ältesten erreichbaren Belege oft die notwendige Voraussetzung für die richtige Deutung. Gelingt es den Ort des ersten Auftretens eines Wortes näher zu bestimmen und zu begrenzen, so ergiebt sich oft die Deutung gerade aus dem für diese Gegend charakteristischen Wortbestande. Hier leisten die Dialektwörterbücher dem Wortforscher also gute Dienste.

An der Hand der schon vorhandenen Dialektlexica lässt sich die heutige Verbreitung der Worte annähernd gut feststellen. Wo es sich dagegen um den mundartlichen Gebrauch eines Ausdrucks in älteren Perioden handelt, da muss man vielfach sich die Belege aus der mundartlichen Literatur zusammensuchen. Teilweise liegen doch auch schon ausführliche historische Dialektwörterbücher vor, welche die mundartlichen Belege aus den älteren Zeiten anführen und so die Arbeit des Wortforschers in hohem Grade erleichtern. Das älteste Wörterbuch dieser Art, das Bayerische Wörterbuch von Schmeller (bearbeitet von Frommann), leistet noch erhebliche Dienste, die Methode der Ausarbeitung und Darstellung entspricht aber nicht mehr modernen Anforderungen. Am höchsten in methodischer Hinsicht steht das im Erscheinen begriffene Schwäbische Wörterbuch Fischers, das möglichst vollständig die schwäbischen Quellen ausschöpft. Der schweizerische Wortstand ist in dem grossartigen, noch nicht vollendeten Idiotikon von Staub und Tobler zusammengestellt und bearbeitet. Ein sehr gutes historisches Wörterbuch, obgleich weniger vollständig, ist das von Martin und Lienhart gelieferte Wörterbuch der elsässischen Mundarten.

Für andere Gegenden sind historische Dialektwörterbücher noch ein Desiderium. Vorläufig liegen aus diesen Gebieten blos Wörterbücher vor, welche den mundartlichen Wortbestand ohne geschichtliche Darstellung verzeichnen. Eine Benutzung derselben muss immer mit einer gewissen Reservation geschehen, denn in ihnen ist oft nicht nur der gegenwärtige Wortstand gesammelt, sondern es sind auch Worte aus der älteren mundartlichen Literatur ausgezogen,

so dass man manchmal nicht weiss, ob ein Wort noch im lebendigen Sprachgebrauch vorkommt oder nicht. Neuere Wörterbücher geben jedoch durch einen besonderen Vermerk an, dass ein Wort veraltet ist. Schlimmer ist, dass die Quellen, aus denen die Worte ausgezogen sind, nicht mit nötiger Umsicht geprüft worden sind. Es werden aus ihnen Worte aufgenommen, die in dem betreffenden Dialekt gar nicht vorkommen, sondern in letzter Instanz aus Werken stammen, die in ganz anderen Gegenden geschrieben sind. So stehen z. B. in Frischbiers Preussischem Wörterbuch manche Ausdrücke, welche sich bei genauer Untersuchung als alte elsässische Dialektworte erweisen. Auch gegen das vorzügliche Schweizerische Idiotikon kann man die Anmerkung machen, dass manchmal eine Quelle nicht mit wünschenswerter Akribie behandelt worden ist. So z. B. ist das wichtige Werk Historia animalium von Konrad Gessner nicht im lateinischen Originale, sondern in der deutschen Bearbeitung benutzt worden. Da Gessner im lateinischen Texte deutsche Worte aus verschiedenen Landschaften mit Angabe des Orts anführt und diese Ortsangaben nicht in der deutschen Bearbeitung beibehalten worden sind, so sind Worte in das Schweizerische Idiotikon aufgenommen worden, die Gessner etwa aus Niederdeutschland oder Mitteldeutschland kennt.

Die Dialektwörterbücher lassen meistens den Wortforscher im Zweifel darüber, ob ein Wort wirklich volkstümlich, oder ob es in bestimmten Kreisen verwendet wird, oder ob es nur ein gelehrtes Literaturwort ist. In den meisten Fällen kann nur eine ganz genaue Biographie des Wortes über diese Dinge Bescheid geben. Und eine besonders interessante Aufgabe ist es gerade, den Prozess zu verfolgen, wie ein gelehrtes Wort — etwa die Nachbildung eines lateinischen Wortes — allmählich sich verbreitet und durch Predigt und viel gelesene Bücher immer volkstümlicher wird. Man kann dabei die Beobachtung machen, dass eine für volkstümlich gehaltene Sage oder ein mythologischer Zug, welcher an ein Wort sich anknüpft, ebenso wie dieses, auf klassischen Einfluss zurückzuführen ist. Aber überall weist ja die Wortgeschichte über

das rein Sprachliche auf das Sachliche hinaus und die Geschichte im weitesten Sinne des Wortes aufgefasst, sowohl die Kultur- wie die politische Geschichte umfassend, bietet sich überall als Erklärerin an, während wieder die sprachliche Untersuchung auf diese fördernd und unterstützend wirkt.

Noch bleibt aber ein Wort übrig zu sagen über die vergleichende Wortforschung, die man besonders gerne unter dem Ausdruck Etymologie versteht. Wenn die grosse Bedeutung der internen Wortgeschichte im Vorhergehenden besonders betont worden ist, so soll damit keineswegs die Bedeutung der vergleichenden Etymologie in Abrede gestellt werden. Nur ist zu bemerken, dass die interne Wortgeschichte die nötige Grundlage für die vergleichende liefert. Dies vergessen diejenigen, welche nur mit dem Wörterbuch in der Hand arbeiten und daraus aufs Geratewohl nach Worten greifen, welche mit Lautkomplexen in verwandten Sprachen verglichen werden. Ein alter Beleg ist nicht immer durchsichtig und giebt dann nicht den Schlüssel zum Verständnis eines Wortes; manchmal wird dieses erst durch die weitere Geschichte erklärt.

Oft nimmt aber der vergleichende Sprachforscher sein Material nicht allein aus alten Sprachperioden, sondern aus modernen Mundarten. Hier ist eine besondere Zurückhaltung geboten. Gewiss steckt in Dialekten auch viel altertümliches Sprachgut, das in der Literatur älterer Zeiten nicht belegt worden ist, aber oft lässt es sich nicht auf den ersten Blick sagen, ob eine erst in der modernen Mundart auftauchende Wortform alten Datums oder eine neue Bildung ist; das vermag in vielen Fällen nur eine eingehende Untersuchung ihrer Geschichte zu entscheiden. Überhaupt muss der Etymologe zuerst prüfen, ob ein Wort mit internen Mitteln zu erklären ist, bevor er nach auswärtigen Verwandtschaften sich umsieht.

Und sobald er sich auf vorgeschichtlichem Boden befindet, wo das weite Feld der Möglichkeiten und Kombinationen sich ihm eröffnet, ist eine gewisse Resignation mehr als jemals sonst nötig. Die Rätsel lassen sich nicht mit Gewalt lösen und

es ist manchmal besser, vage Hypothesen zu unterdrücken als sie auszusprechen. Denn diese werden oft von der vergleichenden Grammatik für weitere Zwecke verwertet und dienen als Grundlage bei der Feststellung der Lautgesetze.

Die strenge lautgesetzliche Methode überschätzt manchmal ihre Tragweite und schiesst daher übers Ziel. Konstruierte Urformen werden wie auf einem Schachbrett hin und her geschoben, bis es gelingt sie unter gewisse Formeln und Normen zu bringen, so dass der Schein einer gesetzmässigen Entwicklung entsteht. Vielfach begnügt man sich dabei nur damit, dass alles, was sich auf den Wortstamm bezieht, in Ordnung ist, und schenkt der Bildungsweise des Wortes nur geringe Beachtung, obwohl diese ein so äusserst wichtiger Faktor bei der Bestimmung des Verwandtschaftsgrades ist. Besonders wird aber der Inhalt des Lautkörpers oder die Bedeutung misshandelt, indem man einer lautlich möglichen Etymologie zuliebe die innere Wahrscheinlichkeit opfert. Freilich vermag über das, was in dieser Beziehung sich als natürlich ergiebt oder nicht, nur das subjektive Gefühl zu entscheiden. Und es scheint eben manchen Etymologen, welche auf der Höhe mit den Resultaten der historischen Lautlehre stehen, das Gefühl des Wahrscheinlichen abzugehen.

Eine übertriebene Vorsicht ist allerdings auch nicht zu loben, insofern sie zur Hyperkritik wird. Und es wäre wirklich schade, wenn alle Einfälle, welche nicht ganz sicher erscheinen, deshalb unterdrückt würden. Manchmal hilft eine Andeutung oder ein Hinweis anderen ein Stück weiter und hindert sie vor dem Betreten falscher Wege. Aber die Hypothesen sollten auch in hypothetischer Weise ausgesprochen werden und nicht, wie heute oft der Fall ist, als kategorische Lehrsätze.

Vorgeschichtliche Hypothesen und etymologische Kombinationsarbeit dürfen in der deutschen Wortforschung auch künftighin nicht fehlen, aber besonders wichtig ist vorläufig noch die Erschliessung der geschichtlichen Tatsachen.

H. Suolahti.

Les théories sur la formation des chansons de geste

Conférence faite, le 13 janvier 1909, au congrès des professeurs de langues modernes réuni à Helsingfors.

La *Chanson de Roland,* qui ouvre si brillamment la littérature française, est — personne ne le conteste — un poème historique en ce sens qu'il célèbre un véritable événement historique. Cette chanson de geste nous parle d'une défaite que Charlemagne essuie de la part des Sarrasins, défaite qui lui enlève la fleur de ses chevaliers, ses douze pairs, dont le premier était Roland, son neveu bien-aimé. D'autre part, l'histoire, représentée dans ce cas spécial par l'*Historia Karoli* d'Einhard, nous raconte que, en 778, l'arrière-garde de l'armée de Charles, roi de France, qui revenait d'une expédition en somme heureuse dans le Nord de l'Espagne, fut surprise dans la vallée de Roncevaux par les Basques, habitants des montagnes; les bagages qu'elle protégeait furent pillés et tous ceux qui la composaient tués, parmi eux le sénéchal Eggihard, le comte du palais Anselm et Hrodland, comte de la marche de Bretagne. Comment se fait-il que Roland, cet obscur comte de la marche de Bretagne, soit devenu le principal personnage de la chanson de geste, l'incomparable héros, neveu de l'empereur, le premier de ses douze pairs, tandis que de ces compagnons morts en même temps il ne reste même pas les noms dans le poème? A cette question Gaston Paris nous répond ceci [1]: «En réalité les chansons de geste remontent bien, au moins les plus anciennes, à des faits historiques, mais elles n'en doivent pas en général la connaissance à des chroniques latines: elles sont les amplifications de chants contemporains des événements. — — — Le désastre de Roncevaux fit sur les imaginations une vive impression et suscita sans doute des chants nombreux. Des trois que mentionne l'historien Einhard, Eggihard, Anshelm et Hrodland, un seul cependant, et précisé-

[1] *Extraits de la Chanson de Roland,* introduction, p. VII et X.

ment le dernier, s'est maintenu dans la tradition épique, dont Roland est devenu l'incomparable héros. D'où vient cette étrange différence de traitement? Probablement de ce que le poème de Roncevaux a pour première base les chants épiques des hommes de Roland, des habitants de la Bretagne française: la chanson telle que nous l'avons, après tous les remainements qu'elle a subis, garde encore des traces visibles de son origine bretonne.»

Selon l'histoire, ce sont les Basques des Pyrénées qui attaquent l'arrière-garde de Charlemagne; dans le poème, les Basques sont devenus des Sarrasins. En 778 le Charlemagne de l'histoire n'a que trente-sept ans; dans le poème, c'est un vieillard:

Par grant irur chevalchet li reis Charles,
De sur la brunie li gist sa blanche barbe.

Si nous demandons comment il faut expliquer les grandes différences entre les données de l'histoire et celles de la chanson de geste, on nous répondra peut-être par ces autres mots de Gaston Paris: «C'est la déformation de l'histoire par la poésie.[1]» Ces deux phrases de Gaston Paris que je viens de citer donnent la substance même de la doctrine sur la formation des chansons de geste qui a été plus ou moins généralement acceptée jusqu'aux dernières années et qui, bien qu'exposée sous la forme de théories différentes, n'est, dans le fond, qu'une seule et même théorie.

Le trait commun entre ces systèmes est qu'ils supposent tous que les chansons de geste qui nous ont été conservées remontent par un nombre infini de chansons intermédiaires jusqu'aux événements historiques mêmes qui en forment le noyau.

La différence entre les divers systèmes consiste surtout dans la question de savoir sous quel aspect il faut se représenter les premières formations légendaires, en d'autres termes, la

---

[1] *Roncevaux,* dans *Légendes du moyen âge.*

question de savoir comment se fit l'élaboration de la matière épique et sa mise en œuvre.

La théorie de Gaston Paris et de son école, théorie française par excellence, est celle des cantilènes ou des chants lyrico-épiques. Cette théorie, qui a été adaptée à l'étude des chansons de geste françaises déjà par Jonckbloet et développée plus tard par Léon Gautier, est la même que la théorie de F. A. Wolf sur les chants homériques et celle de K. Lachmann sur le *Nibelungenlied.* Cette théorie suppose l'existence de chants contemporains qui devaient donner une image fidèle et naïve des événements tels qu'ils se reflétaient chez le peuple, et ces cantilènes lyrico-épiques, plus brèves et de rythme plus rapide, qui avaient précédé les vastes narrations épiques, sont considérées comme la source des chansons de geste, qui ne sont que des cantilènes cousues ensemble. La tâche principale de ceux qui étudient les chansons de geste est donc, d'après cette doctrine, d'une part, de découvrir les événements historiques qui avaient provoqué des chansons, et, d'autre part, de désigner et de disjoindre de l'ensemble d'une chanson de geste des épisodes qui avaient jadis vécu comme des chants isolés et de tâcher de reconstituer, ou au moins d'entrevoir, par des opérations logiques, des formes plus archaïques que les poèmes que nous avons.

Prenons comme exemple le cycle de Guillaume d'Orange. Un cycle est l'histoire d'une famille épique, la suite des poèmes qui en présentent les générations successives et les fortunes variées. Dans le cycle de Guillaume d'Orange, «une même idée poétique circule d'un roman à un autre. Il faut défendre la Catalogne, la Provence et le Languedoc contre les Sarrasins d'Espagne. Charlemagne est au loin, ou tenu pour vieilli et pour caduc; ou bien il est mort, et à sa place règne son fils Louis, débile et couard. Au défaut du roi et remplissant pour lui sa tâche, à Narbonne, à Orange, à Gérone, campée sur les terres païennes, une famille héroïque défendra la chrétienté. C'est la geste de Guillaume d'Orange, le *fier lignage*

Qui tant sofri de peine sor sarrazine gent.»

Le héros central, dit Gaston Paris, est Guillaume, appelé Guillaume Fièrebrace, Guillaume au Court Nez et Guillaume d'Orange. Nous ne connaissons aucun Guillaume qui, antérieurement au XIIe siècle, ait possédé la ville d'Orange, dont la conquête sur les Sarrasins, déjà dans les poèmes du XIe siècle, était attribuée à ce héros. Quoi qu'il en soit, ce Guillaume épique a de bonne heure été identifié avec le Guillaume historique qui, nommé en 790 comte de Toulouse, livra sur les bords de l'Orbieu, en 793, une bataille sanglante, conquit la Catalogne dans une suite d'expéditions heureuses, et entra en 806 dans le cloître de Gellone [aujourd'hui Saint Guilhem-du-Désert, près de Montpellier] . . . D'autres Guillaume vinrent se confondre avec le héros ordinaire des chansons méridionales. Déjà dans la *Vie latine de saint Guillaume de Gellone,* nous le voyons devenu Guillaume d'Orange et mêlé avec Guillaume le Pieux, duc d'Aquitaine, son arrière-petit-fils, dont les relations avec l'église de Brioude étaient attribuées par la tradition à son bisaïeul.

Mais une contamination bien plus importante devait se produire dans le nord de la France, où les chansons sur Guillaume d'Orange avaient pénétré de bonne heure. Là un autre Guillaume était devenu héros épique appartenant originairement, lui aussi, à une province, mais transporté par les jongleurs dans le grand courant de l'épopée féodale . . . On fusionna les poèmes qui chantaient ce personnage (Guill. de Montreuil [1]) avec ceux qui célébraient Guillaume d'Orange. — Un troisième personnage, difficile à bien déterminer fournit sans doute le nom de Guillaume *au court nez* et l'épisode de l'expédition du héros en Italie où il défend le pape contre une invasion sarrasine. — Le surnom de Fièrebrace est tellement fréquent qu'on ne peut pas en conclure l'immixtion dans l'épopée d'un autre Guillaume qui l'aurait porté réellement; mais il est très possible que d'autres personnages de ce nom, objets aussi de chants épiques, aient été considérés par les jongleurs comme identiques à Guillaume d'Orange, qui avait déjà absorbé ceux que nous avons désignés. Il est probable qu'on substitua même Guillaume à un personnage d'un autre nom, pour lui faire jouer un rôle dans le couronnement de Louis le Pieux, par son père, à Aix, en 813, solennité qui avait vivement frappé l'imagination populaire et dont les chants avaient conservé le souvenir . . . .

On voit que cette explication de Gaston Paris part de la même idée dont je parlais tout à l'heure: à savoir que les différents événements attachés par les auteurs de chansons de geste au nom de Guillaume d'Orange auraient primitivement

---

[1] [On a démontré depuis que le prétendu personnage historique que Gaston Paris appelle Guillaume de Montreuil n'a jamais existé: il doit son apparition dans l'histoire à un passage d'un chroniqueur qui a été mal interprété].

eu pour héros plusieurs personnages historiques qui auraient été célébrés dans des chansons originairement distinctes qui se seraient plus tard réunies et confondues par l'unification des principaux personnages. J'abandonne ici le cycle de Guillaume d'Orange pour dire plus loin quelques mots de la critique que l'on a adressée contre cette explication, et je continue mon exposé sommaire des théories sur la formation des chansons de geste.

L'apparition en 1884 du livre de Pio Rajna, *Le origini dell'epopea francese*, désigne une nouvelle phase dans l'étude de l'épopée française. Le savant italien tâche de rendre probable l'idée qu'il y a un rapport direct entre les chansons de geste françaises et les chants héroïques des Francs. D'après cette théorie, les prédécesseurs des chansons de geste conservées ne seraient plus des chants lyrico-épiques, donc des poèmes d'un caractère foncièrement différent, mais des chansons de même caractère que les poèmes conservés, seulement plus courtes, mais en tout cas de véritables épopées. Dans un compte-rendu paru, il y a un an [1], dans le *Literarisches Zentralblatt*, M. W. Foerster se déclare expressément partisan de cette théorie. Il écrit: «La théorie de Gaston Paris a été écartée dès l'apparition du livre de M. Rajna et elle n'a du reste jamais été acceptée en Allemagne. La «Rosenkrantz-Theorie» de Lachmann, qui a été importée en France par Gautier, a été également pour Homère et le *Nibelungenlied* abandonnée depuis longtemps: on ne peut supposer qu'un poème qui déjà dans la première rédaction contenait la fable entière, de même que l'on est obligé de considérer chaque chanson populaire comme l'œuvre d'un seul poète.» Et un peu plus loin il continue: «Pourquoi les Provençaux n'ont-ils pas d'épopées? Ou demandons d'une manière plus générale: Pourquoi les Italiens et les Espagnols n'en ont ils point? Partout il y a un fond soit italique, soit celtique, soit ibérique, avec une couche germanique dessus. Pourquoi, parmi tous les peuples romans, les Français sont-ils les seuls qui aient

[1] Janvier 1908.

une épopée? Dans le Midi de la France, les conditions étaient pourtant les mêmes, avec la seule différene qu'ici, au lieu des Francs du Nord, c'étaient des Goths et des Burgondes. C'est donc nécessairement la différence entre les différents peuples germaniques qui explique le fait que les Français du Nord ont une ancienne épopée nationale: ils la doivent aux Francs (l'ancienne école de Gautier et Gaston Paris avait raison en cela, et plus tard Pio Rajna l'a prouvé d'une manière solide). Les Francs avaient sans doute apporté la poésie épique avec eux de leur ancienne patrie germanique. Ainsi nous avons rétabli une chaîne de développement ininterrompu qui explique tout.» Je ne prétends nullement avoir toute la compétence nécessaire pour critiquer l'illustre professeur de Bonn, mais il me semble tout de même que son raisonnement impliquerait des conséquences peu acceptables si on se servait d'un raisonnement analogue pour expliquer pourquoi certains peuples non romans ont une épopée populaire, tandis que les peuples voisins n'en ont point.

Le système de Rajna, comme les autres, suppose entre le fait historique et la chanson de geste qui le célèbre une série ininterrompue de remaniements qui avaient pour suite une altération continuelle des faits primitifs. Pour rendre plus compréhensible la grande altération des faits historiques qui est présentée par les poèmes conservés, certains savants ont imaginé une autre explication pour la formation des légendes épiques. D'après eux, les premières formations légendaires, contemporaines, ou à peu près, aux événements historiques mêmes, n'étaient plus des chants lyrico-épiques ni des épopées primitives plus courtes que celles qui ont été conservées, mais des récits populaires en prose, transmis oralement de génération en, génération, et ce sont ces récits en prose qui plus tard, à un temps indéterminé, auraient servi aux poètes épiques. Cette théorie des récits populaires en prose («epische Sagen») a été jadis exposée par M. Paul Meyer en France et défendue plus tard en Allemagne entre autres par MM. Edmund Stengel et C. Voretzsch, et tout dernièrement, dans

une forme un peu modifiée, par M. Hermann Suchier[1]: «L'origine d'un récit populaire peut remonter jusqu'aux événements historiques, mais il peut aussi être provoqué, à une époque plus récente, par une communication savante, provenant par exemple d'une chronique latine. Ce dernier procédé doit être plus rare.»

Toutes ces théories des origines de l'épopée française se réclament en dernière analyse d'un même principe plus ou moins généralement accepté: à savoir que les romans du XIIe et du XIIIe siècle ne sont que le dernier aboutissement d'un travail poétique commencé plusieurs siècles plus tôt; que l'épopée française est «née des événements exprimant les sentiments de ceux qui y prenaient part»; que la légende de Charlemagne et de ses compagnons est essentiellement l'œuvre de leurs contemporains, que Guillaume d'Orange et Roland et Ogier et les autres furent d'abord célébrés de leur vivant ou dès une époque voisine de leur mort.

On a disputé sur ces diverses théories, mais, jusqu'à ces derniers temps, on a accepté l'essence même de cette explication. Il y a pourtant eu des sceptiques. Il y en a eu qui se sont demandé comment les chansons de geste, si vraiment elles datent du temps de Charlemagne, ont pu survivre par exemple aux temps de désordre et d'anarchie du Xe siècle. Ils se sont étonnés de l'extraordinaire vitalité des prétendues traditions orales qui a fait conserver quelques traits historiques très précis dans certaines chansons de geste. Ils se sont demandé: comment se fait-il que, si déjà au neuvième et au dixième siècle il y a eu une riche littérature épique, il ne nous soit parvenu le moindre fragment de ces chansons primitives ni un seul témoignage sûr qui en attestât l'existence? Avant tout, c'est avec la plus grande hésitation qu'ils ont admis cette force mystérieuse qui fait que plusieurs événements qui se sont produits en réalité dans l'espace d'une

---

[1] *Zeitschrift für romanische Philologie*, 1908, p. 735.

centaine d'années ou plus, se sont confondus en un seul, pour la raison que les principaux personnages avaient le même nom, p. ex. Guillaume. Parmi ces sceptiques il faut nommer avant tout M. Ph. Aug. Becker, aujourd'hui professeur à l'université de Vienne. C'est lui qui, depuis une quinzaine d'années, s'est le plus vaillamment attaqué au vieux système «romantique» — le mot est de lui — qui jusqu'aux derniers temps a seul dominé l'étude des chansons de geste [1]. Le travail inappréciable de cet éminent romaniste a un caractère plutôt destructif, si je puis dire, et il n'a pas proposé d'explication d'une portée générale.

Il a bien vu qu'une des faiblesses principales des explications proposées jusqu'ici était qu'elles ne donnaient aucune réponse à la question de savoir d'où dépendait le choix des héros célébrés dans la poésie, choix qui généralement ne correspondait nullement à l'importance que les personnages devenus des héros de chansons de geste avaient eu dans la réalité. Mais la nouvelle explication a été donnée par le successeur de Gaston Paris à la chaire de littérature française du moyen âge au Collège de France, M. Joseph Bédier, dans son nouvel ouvrage *Les Légendes épiques* [2], qui, bien qu'encore inachevé, est aujourd'hui incontestablement le travail le plus important sur ce genre littéraire.

Dans le premier volume de son grand ouvrage, qui formera quatre volumes, M. Bédier étudie la légende de Guillaume d'Orange. J'ai dit précédemment qu'un personnage historique du temps de Charlemagne, Guillaume comte de Toulouse, plus tard moine à Gellone, avait depuis longtemps été consi-

---

[1] Je signale en passant son petit manuel *Grundriss der altfranzösischen Literatur (Älteste Denkmäler. Nationale Heldendichtung,* Heidelberg 1907), qui est un modèle de clarté et d'exactitude.

[2] *Les Légendes épiques, recherches sur la formation des chansons de geste* (Paris, Librairie H. Champion). Deux volumes ont paru, datés de 1908: I. Le Cycle de Guillaume d'Orange. — II. La Légende de Girard de Roussillon. La Légende de la Conquête de la Bretagne par le roi Charlemagne. Les Chansons de geste et les routes d'Italie. Ogier de Danemark et Saint-Faron de Meaux. La Légende de Raoul de Cambrai.

déré comme le prototype du Guillaume épique, mais que d'autres Guillaume étaient venus se confondre, disait-on, avec ce Guillaume et ajoutaient à sa biographie poétique des traits qui originairement n'y appartenaient pas. Cette explication est considérablement modifiée par M. Bédier. Il constate qu'entre le Guillaume historique et le Guillaume épique il y a ceci de commun: ils sont tous les deux de vaillants champions de la chrétienté contre les infidèles; la femme du comte de Toulouse, comme celle de Guillaume d'Orange, s'appelle Guibourc, et vers la fin de leur vie, les deux héros se retirent dans le monastère de Gellone, où ils meurent en odeur de sainteté. Pour le reste, tous les prétendus traits historiques dans les poèmes du cycle de Guillaume sont pure fable et dus à l'imagination du poète. Mais où les auteurs des chansons de geste ont-ils appris les quelques traits historiques très sûrs que j'ai signalés tout à l'heure? Ils les ont appris des moines de Gellone. Car Gellone est situé sur la grande route de pèleringe qui conduit de Paris à Saint-Gilles en Provence et à Saint-Jacques en Galice. Il n'est pas douteux que p. ex. les auteurs du *Charroi de Nîmes* et du *Moniage Guillaume* ont eux-mêmes parcouru ce chemin, tellement il est bien décrit dans leurs poèmes. On sait depuis longtemps que les pèlerins entendaient sur leur chemin chanter des chansons de geste. Bertrand de Bar-sur-Aube, auteur de deux poèmes appartenant au cycle de Guillaume, dit expressément qu'il a interrogé un pèlerin revenant de Saint-Jacques de Galice et de Saint-Pierre de Rome:

A un juedi, cant dou mostier issi,
Ot escouté un gaillart pallerin
Qui ot saint Jaique aoré et servi
Et par saint Piere de Rome reverti.
Cil li conta ce que il sot de fi,
Les aventures que a repaire oï
Et les grans poines que dans Girars soufri,
Ains qu'il eüst Viane.

(Girart de Viane).

«Cette route (qui conduisait de Paris à Saint-Gilles en Provence et de là en Espagne), de grandes troupes de pèlerins la battaient au XIe et au XIIe siècles: c'est l'époque des premières croisades, et ils sont pleins de l'esprit de ces temps aventureux. Dans toutes les villes du Midi qu'ils traversent, on leur montre des ruines faites, leur dit-on, par les Sarrasins. La terre d'Espagne vers laquelle ils s'acheminent est encore en grande partie occupée par les Musulmans. Sur leur route se dresse un sanctuaire, Gellone, où repose le corps de Guillaume, jadis ennemi glorieux de ces Musulmans. N'est-ce pas là, de l'excitation religieuse et guerrière des ces pèlerins, de l'esprit de croisade, des offices liturgiques où l'on célébrait la gloire du «saint athlète de Dieu», des prières sur son tombeau, n'est-ce pas là, demande M. Bédier, que naquit la légende de Guillaume? Ces fictions embryonnaires, les moines de diverses églises intéressées à retenir les pèlerins et à les édifier, les jongleurs nomades, sûrs de trouver aux abords de ces églises le public forain et souvent renouvelé qui les faisait vivre, les ont développées.»

Mais le cas du cycle de Guillaume d'Orange n'est pas isolé En étendant plus loin ses investigations, M. Bédier constate que d'autres épopées s'attachent également à certains sanctuaires beaucoup fréquentés. Le héros de la chanson de geste de *Girard de Roussillon* était vénéré comme saint dans l'abbaye de Vézelay en Bourgogne, tout à fait comme saint Guillaume était le patron du monastère de Gellone. La chanson de *Gormond et Isembart* s'attache de près à l'abbaye de Saint-Riquier. Dans certaines autres chansons de geste l'abbaye de Saint-Denis joue un rôle également important. De même, il n'y a aucune chanson de geste qui soit localisée en Italie, si ce n'est sur les grandes routes de pèlerinage qui conduisaient à Rome ou aux ports d'embarquement pour la Terre Sainte. C'est sur de pareilles constatations que M. Bédier fonde sa nouvelle théorie de l'origine des chansons de geste, théorie dont voici le résumé.

«Il n'est point prouvé, comme on le croit communément, que les romans de chevalerie du XIIe et du XIIIe siècles dérivent,

par une tradition littéraire ininterrompue, de «cantilènes» ou de «chants lyrico-épiques», plus vieux de plusieurs centaines d'années . . . Ce n'est pas nécessairement dans une hypothétique épopée contemporaine de Charlemagne qu'il faut chercher les origines des romans du XIIe et du XIIIe siècles; c'est, à l'ordinaire, dans les sentiments et dans les idées, dans les goûts et dans les intérêts des hommes du XIIe et du XIIIe siècles. Les chansons de geste, colportées par des jongleurs nomades, étaient surtout destinées à ces publics forains que des exhibitions de reliques et des marchés attiraient autour des principaux sanctuaires. A peu d'exceptions près, les légendes épiques du moyen âge se rattachent chacune à une certaine abbaye, qui était alors but de pèlerinage ou étape de pèlerinage ou qui se dressait sur l'emplacement ou sur le chemin d'une foire illustre. C'est là, aux abords de ces divers sanctuaires, que les légendes épiques se sont formées, par l'effort combiné de moines et de jongleurs pareillement intéressés à attirer et à retenir, à édifier et à récréer un même public de marchands et de pèlerins.»

J'ai tâché de donner un aperçu des différentes théories sur la formation des chansons de geste, aperçu qui n'est que trop incomplet et qui, pour des raisons faciles à voir, ne peut être exempt de partialité.

Tous les critiques qui ont parlé du nouvel ouvrage de M. Bédier l'ont fait en termes les plus élogieux. Mais il va de soi qu'une théorie tellement révolutionnaire, qui veut annuler à peu près tout ce que l'on a écrit jusqu'à présent sur l'origine des chansons de geste, ne sera acceptée du premier coup par tout le monde. Nous avons déjà été témoins d'une polémique entre M. Bédier et un représentant de l'ancienne école, M. A. Longnon, à propos de *Raoul de Cambrai*, et j'ai cité ici même un compte-rendu sceptique de M. Foerster. Je n'ai pas besoin de dire combien la question est difficile. Il suffira de signaler que la discussion se déroule souvent autour d'un document dont il n'existe pas encore d'édition qui soit

accessible à tout le monde: j'entends la *Chançun de Willame* nouvellement découverte, document dont le témoignage est très diversement interprété par les critiques. Et M. Bédier sait mieux que personne que la discussion n'est que commencée. Il dit, à propos de la polémique avec M. Longnon, que les représentants de l'ancienne école répéteront sans doute pendant des années encore l'idée qui domine leurs divers travaux sur les chansons de geste: à savoir que si l'on trouve dans un roman du XIIe et du XIIIe siècle quelque souvenir d'événements historiques d'une époque reculée, ce souvenir provient nécessairement d'une «cantilène», d'un poème plus ancien[1], contemporain de ces événements. «Mais», ajoute M. Bédier avec une juste fierté, «nous sommes plusieurs qui ne le disons plus; et c'est précisément ce qu'il y a de changé dans la critique des chansons de geste».

Au début de cet aperçu j'ai parlé de la *Chanson de Roland*. Pour finir, je me permets de revenir au même sujet. L'étude de M. Bédier sur cette chanson de geste n'a pas encore paru, mais je crois que, quand elle paraîtra, elle nous dira à peu près ceci.

Si la ville de Blaye, où Roland fut enterré, et si Roncevaux n'étaient situés sur la route de pèlerins qui conduit à Saint-Jacques de Compostelle, le nom de Roland dans la *Vita Karoli* d'Einhard serait sans doute lettre morte comme ceux de ses compagnons tombés en 778. La *Chanson de Roland* doit probablement son existence, non à des chants à peu près contemporains à sa mort, mais à un heureux hasard qui, trois siècles après le désastre, conduisait à Roncevaux, avec d'autres pèlerins, un poète d'une imagination puissante et grande. C'est sur la route de pèlerins qu'il entendait parler du Roland historique — que les religieux des divers

[1] On pourrait peut-être reprocher à M. Bédier d'adresser sa critique trop exclusivement contre la théorie de Gaston Paris et de négliger un peu les autres, notamment celle qui suppose des récits oraux comme la source des chansons de geste.

sanctuaires connaissaient pour avoir lu les chroniques — et il composa son poème sous l'impression des récits qu'il entendait sur la scène même des événements, où, dans son imagination de poète, il lui semblait voir revivre les chevaliers de l'empereur à la barbe fleurie et entendre le son du cor de Roland mourir dans les précipices des Pyrénées.

A. Långfors.

Romantik und Klassik in der modernen deutschen Dichtung.[1]

Vortrag, gehalten in der Neuphilologenversammlung zu Helsingfors den 13. Januar 1909.

In Zeiten des Übergangs, wo es an einer Kultursyntese fehlt, die der Zeit eine feste Physiognomie, einen Stil aufdrückt, befinden sich die Ideale, die allgemein geistigen wie die speziell künstlerischen, in einem stetigen Fluss und Verwandlungsprozess. Da sehen wir ein fortwährendes Suchen und Tasten, ein Verwerfen dessen, was noch eben angebetet worden, und eine fanatische Begeisterung für Neues, nur weil es neu, weil es etwas Anderes ist.

Seit einigen Jahrzehnten befindet sich die deutsche Litteratur in einem solchen Zustande des Tastens und Suchens. Nachdem die klassische Spätkunst Goethes von der Gefühlsextase der Romantiker überwuchert und diese wiederum durch die nüchterne und journalistisch geschäftsmässige Litteratur des Jungen Deutschland zurückgedrängt worden war, suchten Nachgeborene auf dem Schutt der Jahrzehnte das einmal so üppige Korn der Klassiker zu pflanzen. Aber das war nur ein schwächlicher Nachklang. Es breitete sich jene Epigonenlitteratur aus, die allen Zusammenhang mit dem Leben verlor

---

[1] Nachfolgende Ausführungen sind zum Teil durch Gesichtspunkte angeregt, die Samuel Lublinski in seinen geistreichen, aber leider ungemein verworren und unübersichtlich disponirten Büchern »Die Bilanz der Moderne» und »Der Ausgang der Moderne» entwickelt.

und schliesslich in den Untiefen der Unterhaltungslitteratur und journalistischen Oberflächlichkeit versandete. In dem politischen und sozialen Aufschwung, der auf den grossen Krieg von 1870—71 folgte, ward alle geistige Kraft in die Kämpfe des öffentlichen Lebens hineingezogen, und Pflege und Schutz der intimeren Kultur geriet in die Hände des plötzlich zur Herrschaft gelangten Parvenüs. Genusssucht und Erwerbsgier, Verachtung jeglicher idealen Lebensauffassung und ein kunstfeindlicher Materialismus, das ist der Boden, aus dem eine Reaktion aufwachsen musste.

Die Männer, die gegen dieses geistige Elend ankämpfen wollten, fanden keine Führer in der Heimat. So richtete man seine Blicke nach dem Ausland. Und da waren es drei Länder, von denen aus beinahe gleichzeitig die Anregungen zu einer Wiedergeburt der Dichtung kamen. Ibsen — Dostojewski und Tolstoj — und vor allen Zola wurden die Lehrmeister der jungen Generation in Deutschland.

Von wie unklarer und rein teoretischer Natur diese Bewegung anfangs in Deutschland war, geht schon aus der Tatsache hervor, dass Zola mit seinem Buch über den experimentellen Roman der geistige Vater des Naturalismus in Deutschland werden konnte. Denn dieser experimentelle Roman, der sich analog mit den Naturwissenschaften auf Beobachtung und nur auf Beobachtung stützen soll, ist durch die Zolasche Definition des Kunstwerkes von vornherein widerlegt. Ein Stück Natur, durch das Temperament des Künstlers gesehen, ist schon nicht mehr ein naturalistisches Kunstwerk im eigentlichen Sinne. Aber dem Künstler Zola kam es gar nicht auf die Wissenschaft an. Was er suchte, war die grosse Form, der Stil, die Monumentalität. Er war ein Nachzügler der Revolution, und wollte gegen Laster und Gebrechen der menschlichen Gesellschaft den gerechten Kampf des idealistisch-romantischen Weltverbesserers kämpfen. Um diesen Kampf mit dem gehörigen Patos führen zu können, musste er die von ihm bekämpften Feinde vergrössern und ins Monumentale emporsteigern. Er schuf daher jene mytologischen Ungeheuer, die er auf den Namen Milieu taufte:

die Branntweinschenke, die Eisenbahn, die Börse, die Grossstadt. Das sind alles Schöpfungen seines Temperaments, in denen er das industrielle, kapitalistische und soziale Getriebe seiner Zeit monumentalisirte, aber keineswegs ein exaktes Bild der Wirklichkeit im Sinne des konsequenten Naturalismus gab.

Trotzalledem war es gerade Zola, dem die neue Richtung in Deutschland ihre entscheidende Anregung verdankt. Denn auf ihn stützen sich, trotzdem sie ihn zugleich bekämpfen, die beiden Schriftsteller, Arno Holz und Johannes Schlaf, die zum ersten mal in Deutschland den Naturalismus als ästetisches Prinzip und Dogma konsequent durchführten, indem sie das Temperament ganz eliminirten und die Metode der Naturwissenschaft, so genau wie dies überhaupt möglich war, auf die Dichtkunst zu übertragen suchten. Zum Paradigma ihrer Kunstgrammatik ward das berühmte Gleichnis vom fallenden Blatt, wo jede Phase dieses Fallens mit intimster Exaktheit und Genauigkeit geschildert wird.

In künstlerischen Naturen musste diese mikroskopische Pedanterie zum litterarischen Impressionismus führen. Denn da das menschliche Leben nicht in seiner Breite und Fülle mikroskopisch geschildert werden kann, ward der momentane Vorgang zum eigentlichen Stoff der exakten Manier. Es sollten also vor allem die Augenblickseindrücke, die Impressionen wiedergespiegelt werden. Die liebevolle Versenkung in den Moment, die übergenaue Beobachtung von Licht-, Luft- und Raumerscheinungen ergab eine malerische Stimmung, die allmählich eine Sensibilität erzeugen musste, die sich gegen die massive und doktrinäre Wuchtigkeit eines Zola auflehnte. Wie bei Zola das Milieu, so wurde nun bei den Impressionisten die Stimmung der eigentliche Held, und der Mensch wurde ihr preisgegeben und ausgeliefert, und ging in ihr auf.

Trotz aller Intimität war man aber dabei nicht der Gefahr entgangen sich in einem Labyrint von Kleinkram zu verirren. In dem Verlangen nach Wahrheit und Natur, das sich in so raffinirter Weise differenzirt hatte, kam man schliesslich zu Kunstwerken, die im Grunde nichts anderes

waren als Flickteppiche, bunte kaleidoskopische Sammelsurien von Einzelheiten, denen das geistige Band fehlte. Dieses enge Gebiet des eigentlichen Naturalismus musste sich über kurz oder lang erschöpfen: die Mühlsteine der Dichter begannen gegen einander zu reiben, weil es kein Korn mehr zu mahlen gab.

In dieser geistigen und künstlerischen Armut erwacht nun eine Sehnsucht, von einer solchen Tretmühle des Alltags, von diesem Minotaurus »Milieu» befreit zu werden, eine Sehnsucht vom Handgreiflichen, Sinnfälligen zum Seelischen, vom roh Stofflichen zum künstlerisch Formalen, vom Demokratischen, Sozialen, Nivellirenden zum Aristokratischen, Aparten.

Und da tritt in den Gang der litterarischen Entwickelung der Einfluss eines Mannes, der dieser Sehnsucht einen berückenden Ausdruck verleiht: *Friedrich Nietzsche.* Um 1890, nachdem sein Zarathustra erschienen, geht sein Stern auf, und er wird zum Führer und Abgott der neuen Reaktion gegen den Naturalismus.

Dass Nietzsche zum geistigen Vater der modernen Romantik wurde, liegt nur zum Teil in seinem eigenen Wesen begründet, denn er ist seiner ganzen Denk- und Empfindungsweise nach nur ein Halbblutromantiker. Sein Abfall von Wagner, dem Romantiker kat' exochen, zeigt das schon. Aber auch seine Weltanschauung stimmt nicht mit der der eigentlichen Romantiker überein. Sie ist ganz auf das Diesseits gerichtet. Allerdings wollte auch er dieses Diesseits durch die Tiefe religiösen Lebens verinnerlichen, aber ohne in einen Jenseitsglauben zu verfallen. Noch etwas anderes trennt ihn von der Romantik: sein Stil. In seinem Hauptwerk, dem Zarathustra, ist es allerdings der Dityrambus, der das Ganze beherrscht, aber es ist ein streng gezügelter, auf seine kürzeste Formel zusammengedrängter Dityrambus. Hier wie in seinem ganzen Werk ist ihm die eherne Härte des Römertums das Muster. »Gedrängt, streng, mit so viel Substanz als möglich auf dem Grund, eine kalte Bosheit gegen das schöne Wort» — das ist das Ideal, das er erstrebt. Zum ersten mal geschieht

es hier, dass ein Romantiker ein grosser und herber Stilkünstler wird.

Zum Neuromantiker wurde Nietzsche durch den Konflikt, in den er zu seiner eigenen Zeit geriet. Was Nietzsche im letzten Grunde erstrebte, war Kultur, Kultur in jenem höchsten Sinne, wie sie das Ziel aller grossen Epochen der Menschheit gewesen, als Verschmelzung des Nützlichen und Wissenschaftlichen mit höchster und erlebter Kunst und Ästetik, als elastische Einheit von Wissen und Glauben, Gemüt und Intellekt. Was aber sah er rings um sich? Ein Banausentum, das sich mit seiner auf Erfolge der Technik aufgebauten Zivilisation brüstete. Diese Zivilisation der Vielzuvielen, die er inbrünstig und rücksichtslos hasste. Er hätte logischerweise Weltflucht predigen müssen, aber statt des Nirwana erhob er die Macht auf den Tron der Werte und verlangte eine Differenzirung, Vertiefung, Verfeinerung der modernen Seele, um eine für eine neue, wirkliche Kultur empfängliche und zeugungskräftige Rasse zu züchten. Und hier liess er sich von dem darwinistischen Dogma der natürlichen Zuchtwahl zu seinem romantischen Traum vom Übermenschen verleiten, dem Übermenschen, der ihm zum Symbol wurde für den Gipfel- und Höhepunkt menschlicher Kultur, den zu erhoffen er sich berechtigt glaubte.

In dir selbst sollst du das Gesetz tragen, sagt Nietzsche-Zarathustra. Und unverbrüchlich sollte dieses Gesetz gelten, für ihn wie für alle anderen. Aus dem freien und grossen Menschen, der eine ganz neue Art darstellen sollte, leitete er die künftige Kultur her, aus dem grossen Menschen, der hart und grausam und unerbittlich gegen sich selbst sein musste, wenn er Kultur zeugen und schaffen wollte. Das war seine Religion vom Übermenschen, und an diesem Übermenschen ward er selber zum Romantiker.

Dass Nietzsches Sehnsucht nach einer Kultur und damit sein Traum vom Übermenschen ein Traum blieb und ein Traum bleiben musste, war seine eigene Schuld. Was allein der Boden einer künftigen Kultur werden konnte, die moderne demokratische Welt der Technik und Nivellirung, existirte

nicht für ihn. Er liebte sie nicht, verstand sie nicht und suchte keine Verbindung mit ihr. Für ihn existirte nur das eine grosse Individuum, mit dem er die Welt aus den Angeln heben wollte. Und diese Einseitigkeit seiner Natur ward zum Verhängnis für die ganze Richtung, die von ihm ihren Ausgang nimmt und die wir mit dem Namen Neuromantik bezeichnen.

Was ist, was will nun diese Neuromantik? Zur Klarstellung des Begriffs mag zuerst gesagt werden, was sie nicht will, um damit zugleich den wesentlichen Unterschied zwischen ihr und jener alten Romantik aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts festzustellen. Sie hat nichts mit irgend einer nationalistisch-altdeutschen Strömung zu tun; sie hat keine antiquarisch-historischen Interessen; sie weiss nichts von einer volksliedmässigen Tendenz. Sie ist mit einem Wort etwas wesentlich anderes als was wir unter dem litteraturhistorischen Begriff der deutschen Romantik verstehen.

Aber Eines hat sie mit jener wie mit aller Romantik gemein: das was wir in dem einen Wort »Identität» zusammenfassen. Der Romantiker ist nicht nur Künstler, er ist auch Religiöser. Er erlebt in seinem Gemüt das ungeheure Gefühl der Alleinheit des Weltganzen, die Identität, gegenüber welcher alle Einzelerscheinungen verschwinden. So wird ihm die Kunst, das Kunstwerk, in einem viel tieferen Sinne als gewöhnlich Symbol. Und in diesem Identitätsgefühl geht seine Sehnsucht noch weiter: er will in den Urgrund alles Seins eindringen, er will erfühlen was die Welt im Innersten zusammenhält, er will in sich selbst das Weltall reproduziren, er will Gott sein.

Diese Mystik ist der goldene Schleier, der in mehr oder weniger dichten Falten ein jegliches romantische Kunstwerk umwallt. Es stehen denn auch tatsächlich schon an der Schwelle der modernen Romantik drei Dichtergestalten, in denen dieser Mystizismus bis zur höchsten Potenz, ja Absurdität gesteigert ist: Paul Scheerbart, Peter Hille und Alfred Mombert. Alle drei haben mit der Wirklichkeit schlechterdings nichts zu tun. Es ist für sie überhaupt ein fataler

Zufall, dass etwas Körperliches ihnen anhaftet, denn sie stehen in einem ausschliesslichen und ununterbrochenen Kontakt mit dem Kosmos und der Welt des Unsichtbaren. Und dieser Kosmos ist ihnen nicht etwas Anbetungswürdiges und Heiliges, sondern ein persönliches Besitztum, das ihnen nur deshalb aus den Händen gleitet oder sich ihnen nicht in die Hände giebt, weil es ihnen nicht gelingt den Schlüssel zu dessen Mysterium zu finden.

Der Epikuräer Scheerbart sieht in dem Weltall ein schönes Schauspiel, das in einem Traum- und Opiumrausch genossen werden soll. Der Gemütsmystiker Hille will in seinem panteistischen Allgefühl alles überhaupt erleben, was zwischen Himmel und Erde vorsichgeht, und der Lyriker Mombert endlich möchte sich mit der Weltseele selbst identifiziren, indem er in den Halluzinationen eines im Fieber Glühenden, oder im Kraftgefühl eines weltschöpferischen Gottes oder schliesslich in den Grübeleien einer allmächtigen Universalweltvernunft dem Mysterium des Daseins beizukommen sucht.

Die Kunst dieser Dichter musste an den beiden Klippen zu Grunde gehen, an denen alle extreme Romantik von jeher gescheitert ist: an der Überspanntheit und an der Formlosigkeit.

Diese beiden Grundfehler hat die moderne Romantik in ihrem weiteren Verlauf überwinden gelernt. Und vor allem ist sie schon sehr bald aus der Formlosigkeit in eine höchst raffinirte Formkunst, ja, in ein Ästeten- und Artistentum übergeschlagen, das einen einseitigen Kultus der Form zum Prinzip erhob.

Als der typische Vertreter dieser Seite der Neuromantik erscheint der Lyriker Stefan George und der um ihn sich schaarende Kreis der »Blätter für die Kunst«. Hier finden wir den entschiedensten Gegensatz und Todfeind des Naturalismus. Schon das erste Auftreten dieser Lyriker ist kennzeichnend für ihren artistisch exklusiven Standpunkt. Ihre Gedichte erschienen viele Jahre lang in Ausgaben, die nicht in die Öffentlichkeit gelangten, sondern nur einem engen Kreis Gleichgesinnter zugänglich waren. Um ihre Kunst dem profanum vulgus noch unzugänglicher zu machen, ersannen

sie zu den inneren Hindernissen, die in einer bis zur Unverständlichkeit gedrängten Sprache bestehen, noch äussere: sie schafften Majuskeln und Interpunktion beinahe vollständig ab und gefielen sich darin dem Leser Rätsel aufzugeben.

Ihr letztes Ziel ist ein weltfremder Tempel der Schönheit; ihr Programm: die Kunst um der Kunst willen; ihr Mittel: eine auf die kürzeste Formel gebrachte Sprachkunst. Vor allem wegen dieser Energie der Konzentration in Stil und Ausdruck kann Georges Bedeutung für die formale Weiterentwicklung der deutschen Lyrik nicht hoch genug eingeschätzt werden. Mit der kleinsten Kraft sind hier die grössten Wirkungen erzielt. In seinen Gedichten sind ganze Rosenbüsche zu Fläschchen Rosenöl destillirt. Die Reinheit und Intensität der Stimmung erreicht hier eine früher nicht gekannte Stärke. Es ist in formaler Beziehung eine selten gesehene Harmonie zwischen Wollen und Können.

Leider genügt aber der geistige Gehalt nicht immer, um diese Poesie auch für die Kulturentwickelung im Grossen fruchtbringend und bedeutsam zu machen. Sie ist allerdings reich an inhaltlichen Schönheiten: wundervolle Landschaftsidyllen wechseln ab mit Bekenntnissen von heroischer Zartheit und visionären Träumen, die in ihrer Körperlosigkeit und Sehnsucht über Irdisches hinausgehen. Aber anderseits werden oft Bagatellen oder nichtssagende Sensationen durch die preziöse Form zu einer Höhe hinaufgeschraubt, wo ihre Nichtigkeit in einem schreienden Gegensatz zu dem prunkvollen Gewande steht. Vor allem aber ist die Konzentration des bildlichen und sprachlichen Ausdrucks meist zu weit getrieben und gemahnt nicht selten an den schwierigsten Odenstil Klopstocks, so dass man auf Stücke stossen kann, die selbst bei der genauesten Analyse ungelöste Rätsel bleiben. Jedenfalls bleibt der litterarische Einfluss Georges wesentlich auf die Form beschränkt, wie er auch infolge dieser seiner Einseitigkeit nur für die eine Seite der Neuromantik repräsentativ ist, wie es die drei erstgenannten Dichter nur für die andere Seite, wenn auch nur in beinahe karrikirter Weise, waren.

Wollen wir die Neuromantik in ihrem ganzen Wesen,

in ihren beiden hervorstechenden Äusserungsformen, der Mystik und dem formalistischen Schönheitskultus, kennen lernen, so müssen wir uns zu einem anderen Dichter wenden, in welchem diese beiden Seiten, das Mystische allerdings in einseitig sensualistischer, das formal Artistische dagegen in fast typisch vollendeter Weise, zum Ausdruck gekommen sind, und der deshalb als der eigentliche und interessanteste Repräsentant der modernen Romantik zu betrachten ist. Dieser Dichter ist der Wiener Hugo von Hofmannsthal.

1874 geboren, begann er neunzehnjahrig als feiner und geschmeidiger Wortkünstler, der in graziösen kleinen Versdramen den Worten eine bis dahin in der deutschen Sprache nicht dagewesene zärtliche Sinnlichkeit und üppige Wollust einhauchte. »Er hat zuweilen Worte — sagt ein Kritiker —, die man wie mit Fruchtsaft gefüllte Bonbons auf der Zunge zergehen lassen muss, um sie zu geniessen, und vielleicht ist seine Poesie für manche grosse Kinder, die sich an ihr delektiren, eine Art poetischer Konditorei«. Er berauscht sich am Klang seiner eigenen Sprache und diese selbst wird ihm zu einer Art Mysterium, das er für fähig hält, mit magischer Kraft eine Welt, einen Organismus, ein Drama heraufzubeschwören. Das malerische Wort in wollautender Rytmik wird für ihn zu einem mystischen Stellvertreter der realen Dinge.

Diese Neigung zur Mystik führt ihn dann in seiner weiteren Entwicklung von der blos auf Stimmung ausgehenden Formkunst zum Mytos, das ja ein symbolisirtes Allgefühl, ein vergegenständlichtes Seelenerlebnis ist und darum auf den Romantiker als solchen eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt. Er fühlte sich zu jenen dumpfen Uranfangen hingezogen, wo die schreckerfüllte Phantasie des Wilden Dämonen und Götter schuf. Und in seiner romantischen Einseitigkeit sieht er im Urleben des Menschen nur das vernunftlose, dunkle Triebleben, die Mystik. Die Art und Weise, wie er z. B. die Entstehung des Opfers erklärt, ist hierfür kennzeichnend. In dem Opfer, das — unbefangen und mit nüchternen Augen betrachtet — seinen Ursprung wol nur in dem Wunsch

des Menschen hat den zürnenden Gott zu bestechen oder ihm zu danken, sieht Hofmannsthal das wollüstige Bedürfnis des Menschen sich selber der geheimnisvoll nach seinem Blut dürstenden Gottheit zu opfern, nur die mystische Wollust des Sterbens. Genau in derselben Weise sieht er in der Geschwisterehe, die ein sittlicher Fortschritt war, weil sie die bis dahin übliche Ehe zwischen Eltern und Kindern verdrängen sollte, nur die Mystik der Blutschande.

Dieser Hang zu einer sensualistischen Mystik sucht sich denn auch in seiner weiteren litterarischen Produktion in den griechischen Sagen von Ödipus und von Elektra einen Tummelplatz, wo er sich in seiner ganzen brünstig patetischen Wildheit austoben kann. Diese Gestalten, die bei dem griechischen Dichter trotz der Last eines dunklen Schicksals in dem klaren und kalten Lichte eines bewussten und vernünftigen Willens handeln, werden bei Hofmannsthal zu Besessenen und Hysterischen, die von Blutrausch und mystischen Seelenkräften beherrscht werden.

An dieser späteren Entwicklungsphase der Hofmannsthalschen Dichtung können wir am besten wie an einem Schulbeispiel sehen, wie die moderne Romantik in eine ähnliche, wenn auch viel schlimmere Sackgasse geriet, wie der Naturalismus. Der Letztere hatte den freien Menschen unter der Wucht des Milieus erdrückt. Der seiner Handlungsfreiheit beraubte Mensch konnte sich nicht rühren, weil Vererbung und Umwelt ihm die Flügel seines Willens lähmten.

Von diesem Schwergewicht der Dinge und Massen machte sich die Romantik frei. Aber sie hatte genau denselben Instinkt und denselben Glauben an die Abhängigkeit des Menschen wie der Naturalismus, nur dass sie an die Stelle des abgesetzten Tyrannen »Milieu» einen anderen auf den Tron erhob, nämlich die eigene Seele des Menschen. Die Abhängigkeit ward dadurch nur noch verstärkt und verinnerlicht. Denn die soziale und physiologische Abhängigkeit der Naturalisten beschränkte sich doch im Grunde nur auf das Leibliche. Es war ein Kampf dagegen in der einen oder anderen Form denkbar. Die moderne Romantik stellte aber

den Menschen in Abhängigkeit von etwas ganz Mystischem, von den Sensationen des eigenen Ichs, welches man zudem in phantastischer Weise mit Mächten identifizirte, die eo ipso als stärker empfunden wurden als der menschliche Wille.

Die Folge hiervon war, dass die Erlebnisse der eigenen Seele, auch die geringfügigsten, masslos übertrieben wurden. Man liess ein ganzes Heer von Impressionen auf der feingestimmten Seele spielen und gab diese Impressionen in ihren augenblicklichen Nüancen, in ihren flüchtigsten Stimmungen mit luxuriösem Raffinement wieder. So wurde das kleinste Gefühl für genügend und wert befunden eine grosse Form zu füllen, und um dies zu ermöglichen, musste man entweder das Gefühlchen sehr ernst nehmen und aufblasen, oder auch die Unzulänglichkeit des Inhalts durch äussere Mittel, Kostümflitter und artistische Tricks zu verdecken suchen. Und um dieser subjektiven Selbstbespiegelung und Stimmungsschwelgerei einen Schein von Berechtigung zu verleihen, appellirte man an das Schlagwort Individualität, Persönlichkeit.

So übertrieben dies erscheinen mag und auch tatsächlich war, so hatte der Neuromantiker, wenn er um sich blickte, doch nicht so ganz unrecht, wenn er auf diesen Kultus der Innerlichkeit und des Subjektivismus stolz war. Denn rings um sich sah er eine prosaische Welt des Philistertums sich breit machen, die nichts anderes kannte und anerkannte als Zweckmässigkeit und Nutzen und daneben als gelegentliche Verzierung des Daseins das oberflächliche Vergnügen des Witzes und der Sensation. Er sah sich als den Einzigen, der noch treu jenes Feuer der Idealität hütete, das in der reinen und edlen Seele der Jugend glüht, den Einzigen, der in der Festlichkeit des Daseins mehr suchte als blosse Zerstreuung. Und in diesem Tempeldienst der Zartheit und Empfindlichkeit fühlte er sich nicht ohne Grund als den einzigen wirklich Kulturellen in der Moderne.

Es konnte aber nicht ausbleiben, dass diese an sich berechtigte ideale Lebensempfindung bei der vollständigen Entfremdung von allem wirklichen Leben, der die Romantiker frönten, schliesslich zu einer Entartung führen musste, die von

selbst eine nach Gesundung drängende Reaktion ins Leben rief. Die künstlerisch vornehme Isolirung wurde zu hysterischem Hochmut, zu einer Überschätzung des eigenen Wertes, zu einem Snobismus, der mit dem Ich einen Götzendienst trieb und der eigenen Willenlosigkeit und Abhängigkeit von den subtilsten zufälligen Stimmungen Weihrauch streute.

Gegen dieses Überhandnehmen des Passiven und Schwachen, gegen diese Anschauung, dass alles relativ sei, alles fliesse, gegen diese sensualistische Mystik, gegen diese übertriebene Formkunst, die mit dem schönen Wort allein Leben zu erzeugen sich vermass, macht sich heute naturgemäss eine Gegenströmung geltend.

Man sehnt sich nun wieder nach etwas Neuem.

Was ist und worin nun besteht dieses Neue? Die Anhänger der Opposition gegen die Neuromantik nennen es eine neue klassische Kunst. Auf das Wort kommt es hier nicht an. Ich will es gleich ihnen *Klassik* nennen, auch weil damit zugleich die Gefahren angedeutet sind, die in dieser neuen Richtung lauern.

Es ist nicht zu bestreiten, dass die Zeit endlich des Träumens, der Stimmungen und des nur wollautenden Wortes satt und überdrüssig ist. Die Zeit strebt nach Präzision, Klarheit, Einfachheit und geschlossener Einheit. Die Zeit sehnt sich nach einer starken und tiefen, aber zugleich gesunden Kunst, nach einer Kunst, die gleich weit entfernt ist von der platten Armut des Naturalismus wie der kränklichen Verfeinerung der Neuromantik, einer Kunst, die eine Syntese der naturalistischen Wahrhaftigkeit und der romantischen Innerlichkeit giebt und die den Menschen befreit aus dem doppelten Joch des groben Milieus und der sublimen Mystik und ihm das wiedergiebt, dessen ihn Naturalismus und Romantik beraubt haben: den Willen und die Kraft zu handeln.

Und auf allen drei Gebieten der Dichtung, der Lyrik, der Erzählung und dem Drama, wird nun um neue Formen und einen neuen Inhalt gekämpft. In Lyrik und Erzählung handelt es sich allerdings vorläufig nur erst um die Vorbereitung. Die Erfüllung liegt noch im weiten Felde. In der

Lyrik weist Stefan George den Weg in die Zukunft; von ihm aus beginnt eine neue Bahn und Richtung. Die beiden anderen Dichter, die man heutzutage gemeinhin als die Führer des lyrischen Deutschland betrachtet, Richard Dehmel und Detlev von Liliencron, bezeichnen nicht den Anfang einer neuen Epoche, sondern den Gipfelpunkt und Abschluss einer zu Ende gehenden alten. In ihnen tobt sich der Naturalismus und eine sensualistische Romantik lyrisch aus. Erst in Stefan George zeigen sich die Anfänge eines neuen Stiles, der nur noch die Übertreibungen und Auswüchse des Bahnbrechers abstreifen und sich mit einem Inhalt füllen muss, der unmittelbar aus dem Gefühlsleben der Moderne geschöpft ist, um einer grossen und breiten Wirkung sicher zu sein.

In der Erzählung hatte sich unter dem unkünstlerisch nivellirenden Einfluss des Naturalismus eine vollständige Verquickung der Gattungen vollzogen, so dass die Bezeichnungen Roman und Novelle überhaupt inhalts- und bedeutungslos geworden waren. Nun sucht man wieder zu einer reinlichen Scheidung der Begriffe zu gelangen und für die Novelle das Gebiet des psychologisch interessanten Einzelfalls abzugrenzen, während man dem Roman die Schilderung der geistigen und sozialen Strömungen, des wogenden Lebens der Massen, oder auch die ins Breite ausgeführte Entwicklungsgeschichte des Einzelnen zuweist. Das ganz unter dem sozialen Zwang stehende Massenleben der Moderne scheint sich aber bisher einer epischen Syntese grossen Stils zu widersetzen. Der Einzige, der dazu fähig gewesen wäre, Emile Zola, war in naturalistisch-romantischen Doktrinen befangen und schaltete deshalb willkürlich mit seinem Material. Die Versuche, die bisher in Deutschland in dieser Richtung unternommen worden sind, unter denen Thomas Manns »Buddenbrooks« wol der bedeutendste ist, sind immer mehr psychologischer als sozialer Natur gewesen.

Am heftigsten ist der Kampf um eine neue Kunst auf dem Gebiet des Dramas entbrannt. Von jeher ist das Drama das Feld gewesen, auf dem die litterarischen Revolutionen ihre ersten und heissesten Schlachten schlugen. In dem

heutigen Kampf gegen die Neuromantik in Deutschland ist dies umso natürlicher, als die Vorkämpfer um die neue Richtung grade auf dem Gebiet des Dramas sich auf einen Dichter stützen können, der schon lange vor dem Naturalismus sich anschickte eine neue Klassik in Deutschland zu begründen und nun, 45 Jahre nach seinem Tode, zu einer neuen gewaltigen Wirkung auferstanden ist.

Friedrich Hebbel versuchte zu einer Zeit, wo Journalismus und Politik die Oberhand hatten, durch grüblerische Bohrarbeit hinter das Geheimnis der dramatischen Wirkung zu kommen und durch eigene dichterische Produktion das Problem des Tragischen zu lösen. Sein dichterisches Werk blieb, trotz der Grösse des Wollens und Könnens, ein Torso, weil die Schöpfungen seiner Phantasie an des abstrakten Gedankens Blässe kränkelten und weil bei ihm übertriebene Bewusstheit die gesunde aber zarte Blume naiven Schaffens überwucherte. Aber in seinen in den Tagebüchern niedergelegten Reflexionen gab er die von ihm gefundene Lösung des Problems vom Tragischen, an welche die heute zur Geburt drängende neue Klassik anzuknüpfen sucht.

Nicht in dem Inhalt des menschlichen Wollens — sagt er — liegt die dramatische Verschuldung, sondern unmittelbar in dem Willen selbst, in der starren, eigenmächtigen Ausdehnung des Ich, so dass es dramatisch völlig gleichgültig ist, ob der Held an einer vortrefflichen oder verderblichen Bestrebung scheitert. Das Wollen an sich ist, wie bei Schopenhauer, Sünde, weil das Individuum durch das Wollen selbst sich stärker geltend zu machen sucht als die Welt verträgt. Diese letztere bedarf aber dennoch auch wiederum der Individualitäten, und gerade hierin liegt die Tragik, dass ein Individuum Dinge vollbringen muss, gleichsam im welthistorischen Auftrage, mit deren Vollbringung es sich doch selbst vernichtet.

Diesen Gedanken Hebbels hat nun Wilhelm von Scholz genauer durchgeführt und in dem Satz von dem sich selbst setzenden Konflikt formulirt. Zwei Momente — sagt er — kennzeichnen die Antitesen des sich selbst setzenden Konfliktes: die innere Nähe zu einander und ihre Unvereinbarkeit.

Die eine Willensäusserung hat unvermeidlich die andere, entgegengesetzte zur Folge, und doch können beide nicht neben einander bestehen, die eine muss siegen, die andere unterliegen. Also in jedem Willen selber liegt bereits der Keim seines eigenen eventuellen Unterganges: das ist der sich selbst setzende Konflikt. Der Romantiker und Mystiker empfand nur die Alleinheit ohne Dualismus; für ihn gab es keinen Konflikt. Der Rationalist sah überall nur den Zwiespalt klaffen. Erst der Tragiker kommt zu der schmerzlichen Erkenntnis, dass in dem einen Willen die zwei Antitesen unzertrennlich und doch unvereinbar eingeschlossen sind: Leben und Tod. Diese Wesenseinheit und Unversöhnbarkeit ist es, die als tragische Spannung empfunden wird.

Überall im modernen Leben, in allen Lebensverhältnissen steckt ein latenter Konflikt, eine geheime Spannung und zugleich eine Zusammengehörigkeit und Vermittelung, die aus dem Gefühl der Solidarität entspringt. Am schärfsten tritt das z. B. in den ökonomisch-sozialen Fragen und Kämpfen zu Tage, in Politik und Kultur, in Staat und Gesellschaft, in Gesellschaft und dem Einzelnen. Ganz abgesehen von den rein persönlichen Willenskonflikten des Individuums. Diese Lebenskonflikte konnte das naturalistische Drama nicht als Kampf zum Austrag bringen, weil es nur die eine Seite des Problems sah: die Abhängigkeit, nicht aber die Spannung, die Kraft, den Gegensatz. Das neuromantische Drama war noch schlimmer dran. Der Naturalismus eines Gerhart Hauptmann arbeitete wenigstens das eine Element, die harte Abhängigkeit, mit klarer Schärfe heraus. Im neuromantischen Drama weiss man aber überhaupt nicht mehr, ob es sich um Abhängigkeit oder Willkür handelt. Die Neuromantiker können überhaupt kein tragisches Schicksal aufbringen und suchen darum als Surrogat eine Hingabe an seelische Verstimmungen.

Darum verlangen Wilhelm von Scholz und sein Mitkämpfer Paul Ernst für das neue Drama die Befreiung des Menschen von dem Joch der Mächte, unter die Naturalismus und Romantik ihn drückten und zu einem passiven Schwächling degradirten. Unser Zeitalter ist technisch, sozial und

politisch und zittert vor verhaltener und nach innen gedrängter Energie. Das Kraftgefühl dieser neuen und aufbauenden Epoche muss durch die Kunst in eine höhere Sphäre erhoben und dadurch geadelt und gesteigert werden. Das neue Drama muss darum Abbild und Gleichnis für das Los grossangelegter Willensnaturen sein, und es muss ausser der geschlossenen Form, dem logischen Aufbau und einer klaren Handlung einen durchdachten und durchgeführten Willenskonflikt enthalten.

Und im Einzelnen fassen sie ihre Forderungen in folgende Punkte zusammen: das wichtigste dramatische Gesetz ist: im Anfang war die Situation; aus ihrer Logik ist alles andere herzuleiten. Das Psychologische insbesondere kommt erst nachher und ist wie die Farbe an einem Gebäude. Der Bau muss fest und sicher stehen auch ohne diese Farbe. Deshalb entwickelt sich die Handlung nicht aus dem Charakter des Helden, sondern aus seinem Schicksal und zwar dort, wo sich dieses Schicksal zu einer entscheidenden Situation ausgestaltet.

Ferner: die Tragödie setzt ein, sobald der Held von dem Schicksal gezwungen wird, in einem Gegensatz zu seinem Charakter zu handeln. Soll das tragische Gefühl in uns erwachen, so ist nötig, dass ein wertvoller Mensch gerade in seinem Wert Grund und Anlass seines Unterganges trägt. Und schliesslich: ein Drama grossen Stils spielt mit Vorliebe in entlegener oder phantastischer Zeit. Der Zuschauer wird nicht fortwährend an sich und seine kleinliche Alltagsumgebung erinnert. Er erlebt alles nicht psychologisch, kleinlich, sondern grösser, ferner, vom Zufälligen entkleideter, künstlerischer.

Man sieht: diese Forderungen sind teils sehr allgemeiner Art, teils enthalten sie Altbekanntes oder wenigstens nicht lauter Dinge, die nicht schon von jeher von jedem wirklichen Dramatiker mehr oder weniger bewusst beachtet und angewandt worden wären. Ihr Hauptwert liegt auch in der symptomatischen Bedeutung, die ihnen in dem heutigen Kampf gegen die Neuromantik zukommt. In ihnen kommt zum Ausdruck das Verlangen der Zeit nach Klarheit, nach Kraft, nach Tat, nach aktiven und positiven Naturen mit ausgeprägtem Wollen und Fähigkeit zum Handeln.

Ob dieses Verlangen erfüllt werden und ob es auf dem von Wilhelm von Scholz und Paul Ernst angegebenen Wege geschehen wird, bleibt abzuwarten. Beide genannten Dichter haben in einer Reihe von eigenen Dichtungen diese in ihren teoretischen Erörterungen verfochtenen Prinzipien einer »klassischen» Kunst zu verwirklichen gesucht, ohne dass man jedoch diesen Versuchen vorläufig eine grössere Bedeutung beimessen könnte. Schon ein äusserer Umstand stellt den Erfolg dieser Bemühungen in Frage: die Wahl historisch weit entfernter oder gar phantastischer Zeiten und ungewöhnlicher Schauplätze ist, trotz der beachtenswerten Gesichtspunkte, die W. v. Scholz dafür sprechen lässt, durchaus nicht immer dazu angetan dem Drama zum Vorteil zu gereichen. Und der Vers im Drama, insbesondere der fünffüssige Jambus, den die beiden genannten Dichter bevorzugen, ist so eng mit der Vorstellung einer alten überwundenen Klassik verbunden, dass ein modernes Empfinden sich unwillkürlich dagegen sträubt, diese beiden Faktoren, die das Drama mit Gewalt aus der Gegenwart und aus der Wirklichkeit herausheben, als unumgängliche Bedingungen für eine moderne Klassik anzuerkennen.

Dazu kommt, dass Hebbel durchaus nicht, und am wenigsten in seinen teoretischen Untersuchungen, dazu geeignet ist als Muster für kommende Dramatiker zu gelten. Er ist im Gegenteil eine Gefahr für dieselben. Seine Ästetik war im Grunde nichts anderes als eine leidenschaftliche Selbstverteidigung und hatte vor allem den Zweck seine auf die Hegelsche Dreitesenteorie konstruirte Dramatik als die einzig richtige zu demonstriren. Ein Weitergehen auf der von Hebbel vorgezeichneten Bahn würde unrettbar zu einer vollständigen Verknöcherung der dramatischen Dichtung führen.

So sehen wir die deutsche Dichtung heute nach jahrzehntelangem Experimentiren wiederum im Zeichen des ratlosen Suchens und Tastens. Was sie sucht ist, was alle Kunst von jeher erstrebt hat: Stil. Weder dem Naturalismus noch der Neuromantik war es gegeben ihn zu finden, und ob dies der neuen Klassik gelingen wird, ist auch fraglich; denn Stil in Kunst und Dichtung, wie er in den grossen Epochen zu

Tage tritt, in der guten Zeit der Hellenen, der Renässance, dem späteren klassischen Zeitalter, ist möglich nur dann, wenn eine Kultursyntese vorhanden ist, d. h. wenn die Idealität einer Zeit einen bestimmten, von den kulturtragenden und führenden Geistern anerkannten Ausdruck gefunden und eine allgemein herrschende charakteristische Richtung genommen hat. Das ist heute, im Zeitalter der krassesten Gegensätze und Divergenzen auf allen Gebieten, noch nicht der Fall.

Wenn dies einmal geschehen — und die Ubergangsepoche, in der wir leben, kann ja nicht ewig währen —, dann, ja dann werden auch Kunst und Dichtung mit sicherem Instinkt wie ein Geschenk vom Himmel ihren Stil finden.

Johannes Öhquist.

Miszelle.

Quantität und dynamischer Akzent.

In dieser Zeitschrift ist die Arbeit Dr. E. Rosengrens früher erwähnt worden, deren Schlussfolgerungen dahin gingen, dass der dynamische Akzent der modernen (z. B. germanischen) Metrik und die lange Quantität der klassischen Metrik wesentlich gleich sein sollten. Bezüglich dieser Theorie, und hauptsächlich des als experimentelle Stütze vorgebrachten Versuches mit der Umkehrung phonographischer Aufnahmen, wurde hier und im Bd IV unsrer Mémoires eine kleine Diskussion geführt.

Immerhin hatten zur Zeit weder Prof. Wallensköld noch ich Gelegenheit gehabt, den Versuch nachzumachen; nur wusste man, dass Jespersen[1] ein den Angaben Dr. E. Rosengrens entgegengesetztes Resultat erhalten hatte. — Diesen Herbst bot sich aber die Gelegenheit, diese

---

[1] *Phonetische Grundfragen.*

Angaben nachzuprüfen, und zwar auf dem von der Universität angekauften Phonographen, der vom Phonogramm-Archiv der Wiener Akademie bestellt wurde. Dieser Apparat verwendet Platten anstatt Walzen. Das Exemplar des phonetischen Laboratoriums wird durch einen Elektromotor unter Zwischenschaltung von Stufenscheiben angetrieben. Die Umkehrung der Umdrehungsrichtung geschieht also einfach durch Änderung in der Anordnung der Antriebsschnur.

Der Versuch wurde am 30. November in der Gegenwart der Professoren H. Pipping und A. Wallensköld ausgeführt. Als Versuchsperson hatte sich Mag. L. Kettunen liebenswürdig zur Verfügung gestellt. Die Wahl einer finnischsprechenden Person empfahl sich dadurch, dass das Finnische alle möglichen Quantitätskombinationen gestattet, und dass es immerhin besser ist, wirklich vorkommende Wörter als künstliche Phoneme aufzunehmen.

Hineingesprochen wurden folgende Wörter:

1:o *vakka* N. Sg. »der Trog» und
2:o *vakat* N. Pl.
3:o *puuttuu* 3 Sg. Ind. Präs. zu *puuttua* »fehlen»
4:o *aasi* N. Sg. »der Esel»
5:o *satama* N. Sg. »der Hafen»
6:o *vaatetus* N. Sg. »die Bekleidung»
7:o *kokoomus* N. Sg. »die Koalition»
8:o *takaa* »von hinten».

Die Wörter wurden nach einander, mit kleinen Intervallen hineingesprochen, in 2 Serien. Auf den Vorschlag Prof. Pippings wurde in jeder Serie das letzte Wort *takaa* mehrmals hintereinander in taktmässiger Folge ausgesprochen, damit auch der rhytmische Einfluss beobachtet werden könnte. Bekanntlich hat das Finnische Anfangsbetonung; das Doppelzeichen bezeichnet die Länge des Vokals und die Geminirung des Konsonanten.

Nach den Angaben Dr. Rosengrens wurden, bei Umkehrung von *áttigas*, *sórragis*, die Wörter *sagítta*, *sigárros* mit Akzentverschiebung vernommen. Man durfte also erwarten,

dass ***vakka***, ***puuttuu***, ***takaa*** bei der Umkehrung ***akkav***, ***uuttuup***, ***aakat*** mit Akzent auf der ersten Silbe, und ***kokoomus*** ein paroxytonisches ***sumookok*** ergeben würden.

Trotz gewisser technischer Mängel der Aufnahme, die hauptsächlich auf einer unvollkommenen Hobelung der Platte beruhen dürften, wurden die Vokale und die Akzentverhältnisse mit voller Sicherheit wahrgenommen. Die umgekehrten Wörter behielten samt und sonders ihren Akzent auf demselben Vokal, also alle oxytonisch, unabhängig von der Quantität der Laute, d. h. vom Abstand zwischen den Silbengipfeln. Sogar in der Folge ***aakataakat*** u. s. w. vermochte der lange Vokal nicht das Hauptgewicht zu sich zu ziehen, sondern das kurze ***a*** wurde deutlich als stärker wahrgenommen. Darüber waren wir alle vier einig.

Ich will auch hier erwähnen, dass derselbe Versuch früher im Wiener Phonogramm-Archiv vom Assistenten F. Hauser angestellt worden war. Ich selber konnte ihn in Mai d. J., dank der Liebenswürdigkeit Herrn Hausers, nachmachen. Weder ich noch irgend einer der Herren, welche den früheren Versuchen beiwohnten, haben eine Akzentverschiebung beobachten können.

Natürlich stehen die Angaben Dr. Rosengrens ausser Zweifel. Er selbst und die Zuhörer in Upsala haben den Eindruck der Akzentverschiebung gewonnen. Bei der Übereinstimmung aber derjenigen, die Kontrollversuche anstellten, muss man wohl dieses Resultat einer akustischen Gewohnheit zuschreiben, einer spezifisch schwedischen Neigung, Länge und Gewicht (oder Akzent) als unzertrennlich zu betrachten. Der Versuch kann aber nicht als Beweis für die Theorie Dr. Rosengrens angeführt werden.

J. ***Poirot.***

Besprechungen.

Friedrich Kluge, Bunte Blätter. Kulturgeschichtliche Vorträge und Aufsätze. Freiburg (Baden). J. Bielefelds Verlag 1908. 213 S.

Nicht zum ersten Mal bietet Kluge in dem vorliegenden elegant ausgestatteten Bändchen eine Sammlung von philologischen Aufsätzen, die sowohl für den Fachmann, wie auch für das grosse Publikum bestimmt sind. Manchem Leser unseres Blattes dürfte das im Jahre 1907 erschienene Büchlein »Unser Deutsch»[1] bekannt sein, welches ebenfalls eine Auswahl von Vorträgen und Aufsätzen des unermüdlichen Gelehrten, die früher in verschiedenen Zeitschriften oder Zeitungen zerstreut waren, enthält. Die »Bunten Blätter» haben aber ein wesentlich anderes Gepräge als die frühere Sammlung, indem in ihnen das kulturgeschichtliche Moment besonders stark betont wird und das sprachgeschichtliche dementsprechend zurücktritt. Manche Aufsätze lassen den Leser kaum merken, dass alles sich hier doch von einer sprachwissenschaftlichen Grundlage erhebt.

Von den 23 Aufsätzen, welche das Buch enthält, behandeln die allermeisten kulturgeschichtliche Probleme. Die Sammlung wird eingeleitet durch einen ausführlichen Artikel »vom geschichtlichen Dr. Faust», wo uns eine Biographie des bekannten Schwarzkünstlers gegeben wird. Dasselbe Zeitalter des Aberglaubens, in welches das Leben Dr. Fausts fällt, bildet auch das Milieu für die Fabeleien von dem sagenberühmten Venusberg, von dem der zweite Aufsatz im Anschluss an »die bahnbrechenden Untersuchungen» von Gaston Paris und Söderhjelm handelt. In die Zeit des absterbenden Mittelalters führt uns der Aufsatz über »die fahrenden Schüler», diese Landstreicher, »welche mit Erfolg auf die Leichtgläubigkeit und Dummheit des ungebildeten Volkes rechneten, mit Amuletten und Zauberformeln Wunderkuren versprachen» u. s. w. In einem besonderen Artikel wird eine solche Zauberformel, das sogenannte »Johannesevangelium», geschildert, das die Anfangsworte des Evangeliums verwertet. »Wenn Goethes Faust nächtlicherweile in der Stille der Osternacht in der einsamen Studierstube zum Johannesevangelium greift», so kommt hier also ein historischer Zug des 16. Jahrhunderts zur Anwendung. An Goethes Faustgedicht knüpfen auch die Untersuchungen über »Fausts Zauberross» und die Redensart »Wir wollen einen Papst erwählen» an, welche aus den

[1] Vgl. Neuphilologische Mitteilungen 1907, S. 30.

studentischen Trinksitten erklärt wird. Das studentische Leben und Treiben der vergangenen Jahrhunderte liefert ferner den Hintergrund für die Aufsätze, in denen »Alter und Name des Salamanders» und der Ursprung des Spruches »ergo bibamus» erörtert werden. — An der Hand alter Reisewerke führt uns der Verfasser von Deutschland nach Konstantinopel, von wo das moderne Abendland das künstliche Eis bezogen, und noch weiter nach dem Orient, wo wir die Heimat der Brieftaube und des Christbaums kennen lernen. — Aus dem Inhalt des Buches mögen schliesslich noch die Vorträge über »die Sprache Shakespeares» und »die sprachgeschichtliche Stellung Schillers» besonders hervorgehoben werden.

Alle diese Aufsätze sind dem sprachwissenschaftlichen Boden entsprossen. Die kulturgeschichtlichen Bilder, welche die Bunten Blätter uns entrollen, sind Resultate der modernen deutschen Wortforschung, die überall über das rein Sprachliche hinausweist und breite Aussichten in das Geistesleben vergangener Zeiten eröffnet. Diese Art Sprachgeschichte vermag oft auch die weiteren Leserkreise anzuziehen. Ein ganz besonderes Interesse gewähren aber solche kulturgeschichtlich-sprachgeschichtlichen Aufsätze, wenn sie, wie die hier angezeigten, von dem Koryphäen der deutsehen Wortforschung herrühren, dessen feine stilistische Kunst uns so wohl bekannt ist. *H. Suolahti.*

Silviae vel potius Aetheriae peregrinatio ad loca sancta, herausgegeben von ***W. Heraeus*** (Sammlung vulgärlateinischer Texte, her. von W. Heraeus und H. Morf, Heft 1). Heidelberg, C. Winter, 1908. V+52 S. 8:o. Preis Mk 1:20.

Die erste Schrift der oben genannten Sammlung, über deren Zweck man die Neuph. Mitteil. 1908, S. 203—4 vergleiche, ist eine nicht gar zu dürftige, in der jedoch wenig hervortretenden Form eines Briefes verfasste, mit zahlreichen Bibelstellen gespickte Beschreibung einer Reise von Jerusalem nach Konstantinopel über Sinai, Nebo, die Heimat Hiobs, Antiochia, Edessa, Charrae, Tarsus, Seleukia, Chalkedon. Den Schluss bildet eine ausführliche Schilderung der Gottesdienste in Jerusalem.

Die Verfasserin der Schrift, die schon eine ganze Litteratur hervorgerufen hat, ist eine Nonne oder Äbtissin Aetheria (oder Eucheria?) aus Spanien, vielleicht in Gallien geboren; die Abfassungszeit fällt zwischen 381 und 388 nach Heraeus u. A., wenn nicht kurz vor 394. Die einzige fragmentarische Handschrift, saec. XI, erst 1887 entdeckt, stammt aus Monte Cassino, ist so-

mit auch in orthographischen Dingen sehr zuverlässlich, was gegen Heraeus hervorzuheben ist.

Der Romanist wird hier viele Leckerbissen — ebenso viele Greuel der Latinist — finden, wie *abitatio, ospitium, ostias* neben *hitur, hac, heremus, hostium, hispatium; per giro* neben *per girum; fietur, facitur, perventus fuerit; vadere, manducare, traversare, girare, camsare* (auch bei Ennius), *medianus, iam sera erat,* allgemein *grandis, infans* und *petra; se tendere, se iungere, se movere* (passiv); *facit se hora quinta, exire habebamus, libenter habes, habebat mille passos; in ante, de contra, de intro, de foris, foras, at ubi autem, ac sic ergo.* Solche Dinge, wie besonders die vielen rein syntaktischen Eigentümlichkeiten, sollte man jedoch aus dem Texte herauslesen. Der Ausgabe, die ja Seminarzwecken dient, ist kein Kommentar, nur ein kurzer textkritischer Apparat beigegeben. Vivant sequentes! *F. Gustafsson.*

***Hugo Hagelin**, British Institutions from English Sources for the Use of Schools.* Containing one Map, one full-page Illustration in Colour and forty-one in Black and White. Stockholm, Albert Bonnier, 1908. IX+140 p. 8:o.

A book which contains a great deal of information. If the ideal to be aimed at in compiling a school reader were not primarily its literary value, it would be an ideal book of its kind.

The Code for the Swedish Realskola of 1906 recommends the teaching of »the ordinary expressions of daily life that refer to time, money, weights, measures, dwellings, food, topography of the capital, geography of the country and the social structure of the people as well as the knowledge of the political, municipal, and social institutions of the nation, its judiciary and educational system, and the currents of ideas reflected in all this», in other words, knowledge of what the Germans call »Realien». The demand for a short summary of the most important »Realien» was the origin of Mr. Hagelin's book.

In thirteen chapters, among which there are headings such as *Sovereign and Parliament* (I), *Rates and Taxes* (V), *Voters and Elections* (VI), *Education* (VIII), the author touches on everything of importance. Chapter VI, *Voters and Elections*, would interest young Finnish readers on account of the recent changes in our system of voting and our young diet with its many very »young» members. The description of the English universities, chapter VIII, *Education*, ought to impress those who are themselves on the way to the university. — Altogether, notes included, of which

some are in English, the book contains a small history of English civilization (see *hustings,* Scandinavian *hus* + *ting* etc.). — The language is not difficult, yet the great number of technical terms makes it hard reading, fit only for more advanced pupils. — Of imperfections of language the first chapter contains an example: »The government of Great Britain is a constitutional monarchy» ought of course to be »Great Britain is a constitutional monarchy». — All the few errata are carefully corrected on a slip of paper to be inserted in the book.

Mr. Hagelin does not belong to the one-sided supporters of the study of the »Realien», contained in his book. In a separate paper, sent round to all the schools which have introduced it, he desires them to use it alongside with the literary texts, which are to form the principal reading. Further, he does not wish his book to be taken up until the two last years; if studied earlier, it is to be used as a book of reference. He even mentions that it might only be read cursorily, thus forming a kind of recapitulation of all the knowledge about English life that students have by degrees collected from different sources. — When a sufficient number of lessons are devoted to English in our schools, the study of this book may be warmly recommended.

Anna Bohnhof.

Franz Winterstein, Die Verkehrs-Sprachen der Erde. Zweite vermehrte Auflage. M. Diesterweg, Frankfurt a. Main und Berlin, 1908. 52 S. 8:o. Preis 1 Rmk.

Der Verf. vorliegender Schrift will zeigen, dass die hochdeutsche Sprache, die von 87 Millionen Menschen als Muttersprache angewandt wird und in stetem Zuwachs sich befindet, am geeignetsten ist eine internationale Verkehrssprache zu werden. Zu dem, was über die Ausbreitung des Deutschen gesagt wird, wäre etwa hinzuzufügen, dass in Finnland das Deutsche die am meisten bevorzugte fremde Sprache ist, da ja der Schulunterricht Deutsch als grundlegende fremde Sprache hinstellt. Das interessante und gut geschriebene, allerdings aber ziemlich chauvinistisch gefärbte Büchlein sei bestens empfohlen.

A. W.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 28. November 1908, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. Söderhjelm, der Vorstand und 25 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neue Mitglieder wurden aufgenommen: Fräulein *Helmi Grönstrand,* Cand. phil., Fräulein *Jenny von Schoultz,* Cand. phil., und Dr. phil. *Emil Zilliacus.*

§ 3.

Das Programm der am 11., 12. und 13. Januar zu haltenden Neuphilologenversammlung wurde festgestellt.[1]

§ 4.

Dr. *H. Suolahti* referierte nach dem Sonderabdruck einen in den Finnisch-ugrischen Forschungen bald erscheinenden Artikel von Prof. H. Paasonen: »Zur Frage von der Urverwandtschaft der finnisch-ugrischen und indoeuropäischen Sprachen».

§ 5.

Universitätslektor *J. Schlegel* hielt einen Vortrag über das Tema: »Les tendances de la littérature française contemporaine».

In fidem:

A. Långfors.

[1] S. Neuphil. Mitt., 1908, S. 157.

Eingesandte Litteratur.

George F. Black, A Gypsy Bibliography. Provisional Issue, 1909. Printed privately for the Members of the Gypsy Lore Society, 6 Hope Place, Liverpool, by T. & A. Constable, Printers to His Majesty at the Edinburgh University Press. 4+319 pp. 8:o.

> »In compiling the following bibliography the aim has been to give a complete account of the literature relating to the Gypsies — good, bad, and indifferent. — — — — In the hope of making the list, by collaboration, more complete than would otherwise be the case, it has been decided to issue, before its appearance in the Journal, a preliminary edition in a tentative form. — — — — To all who thus collaborate a copy of the Bibliography will be sent when it is published in its final form.» — — —
>
> »All interested in the study of the Gypsies are invited to join the Gypsy Lore Society. Its aim is to promote and facilitate such study by the publication of a Journal each quarterly number of which consists of 96 large octavo pages, liberally illustrated. — — — The annual subscription to the Society is one pound sterling — — — —.»

Die Kultur der Gegenwart, herausgegeben von *Paul Hinneberg,* Teil I, Abteilung XI, 1: Die romanischen Literaturen und Sprachen mit Einschluss des Keltischen, von *Heinrich Zimmer, Kuno Meyer, Ludwig Christian Stern, Heinrich Morf, Wilhelm Meyer-Lübke.* Berlin u. Leipzig, B. G. Teubner, 1909. VII +499 S. gr. 8:o. Preis geh. 12 Mk, geb. 14 Mk.

Germanisch-romanische Monatsschrift, in Verbindung mit *F. Holthausen, W. Meyer-Lübke, V. Michels, W. Streitberg* herausg. von *Heinrich Schröder* (Kiel), Jahrg. I (1909), Heft 1, 80 S. 8:o. Heidelberg, C. Winter. Bezugspreis für den Jahrgang (12 Hefte) 6 Mark. Inhalt des Heftes: W. Streitberg, Die Zukunft der deutschen Sprache; G. Neckel, Zur Einführung in die Runenforschung I. Die Runen paläographisch und sprachgeschichtlich; R. Petsch, Zur Einführung in das Studium Friedrich Hebbels; A. Eichler, Ein Englischer Melancholiker: James Thomson der Jüngere; W. Küchler, Das französische Theater der Gegenwart I. François de Curel; Kleine Beiträge, Sprechsaal, Besprechungen, Vereine und Versammlungen, Hochschul- und Personalnachrichten, Zeitschriften, neuerschienene Bücher.

Kr. Nyrop, Italiensk Reiseledsager. Kjøbenhavn, Det Schubotheske Forlag, 1908. 96 S. 12:o.

Poésie française 1800—1850, publiée et annotée par *Kr. Nyrop.* Copenhague et Christiania, Gyldendalske Boghandel—Nordisk Forlag, 1909. VII+152 S. 8:o. 2 Kr. 25.

Valfrid Vasenius, Ruotsinkielen alkeiskurssi: Sävelmiä — Begynnelsekurs i svenska: Melodier. Helsingfors, Otava, 1908. VIII+40 S.

Enhält Melodien zu einer Anzahl schwedischer Kinderlieder. Der Verf., Lehrer der schwedischen Sprache in einer finnischen Schule, betrachtet nach eigener Erfahrung das Chorsingen der beim Sprachunterricht einzuübenden Lieder als ein vorzügliches Mittel, das Interesse der Schüler zu erwecken und die richtige Aussprache zu befestigen.

Schriftenaustausch.

Antero Vipunen, Jahrg. 1908, Nr. 4.

Bibliographia phonetica, Jahrg. 1908, Nr. 11 u. 12; 1909, Nr. 1.

Modern Language Notes, Jahrg. 1908, Nr. 7; 1909, Nr. 1—2.

Moderna Språk, Jahrg. 1908, Nr. 8—9. — Unter dem Titel »Phonopädagogische Rubrik» beginnt Dr. G. Panconcelli-Calzia in der Nr. 8 eine Serie Besprechungen verschiedener Phonograph- und Grammophonplatten, welche, wenn man sich der phonautographischen Apparate beim Sprachunterricht zu bedienen versteht, zu diesem Zwecke verwendbar sind.

Nuova Rassegna di Letterature moderne, Jahrg. 1908, Nr. 9—10.

Päivä, Jahrg. 1908, Nr. 48—51; 1909, Nr. 1—7.

Rassegna bibliographica della letteratura moderna, Jahrg. 1908, Nr. 10—11—12.

Revue de Provence et de langue d'Oc, artistique, littéraire, scientifique et historique. Nouvelle série, 1909 (XIe année), nos 1—2. Rédaction & Administration: Marseille, 17, rue de l'Etrieu. Abonnement: 3 fr. 50 c. pour l'Étranger. — Nous signalons une *Esquisse d'une Histoire de la littérature béarnaise* par M. Louis Batcave.

Virittäjä, Jahrg. 1908, Nr. 8.

Mitteilungen.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: Dr. *H. Suolahti,* Mundartliche Nachklänge der alten Deminutivbildungen auf inkilîn in der Zeitschr. f. deutsche Wortforschung, Bd. X, S. 253—5.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *Neuphilologische Mitteilungen,* Jahrg. 1907, bespr. von P. Meyer, Romania XXXVII (1908), S. 622—3; *A. Långfors,* Li Regres Nostre Dame par Huon le Roi de Cambrai, bespr. von E. Stengel, Zeitschr. für franz. Spr. und Litt. XXXIII (1908), Ref. S. 163—7; *W. O. Streng,* Haus und Hof im Französischen, bespr. von Adolf Zauner, Zeitschr. für rom. Philol. XXXII (1909), S. 94—6; von W. Meyer-Lübke, Wörter und Sachen, Jahrg. I, Heft 1.

NEUPHILOLOGISCHE
MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 3/4

Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.

1909

Le passage difficile de la chanson *Amorosa donna fina* de Rinaldo d'Aquino

En présence de la poésie lyrique italienne primitive, de ces restes que nous en ont conservés les trois beaux *canzonieri* du XIIIe siècle, on éprouve un singulier sentiment de confusion. Les manuscrits en question appartiennent tous à des dialectes assurément tout autres que celui ou ceux où les plus anciennes chansons ont été conçues et rédigées. Un grand nombre de rimeurs, nommés ou non à la rubrique des poésies, nous sont inconnus. Peu personnelles, les chansons ne nous fournissent que rarement quelque donnée biographique plus ou moins douteuse; elles restent là, témoins mystérieux qui ne savent souvent donner à nos questions qu'une seule réponse répétée à l'infini: »il m'a fait», sans nous dire aujourd'hui plus qu'hier qui était cet homme, s'il parlait le sicilien ou un dialecte du Nord, s'il a chanté dans les premières ou plutôt dans la cinquième ou sixième décade de ce merveilleux XIIIe siècle qui vit naître et se développer rapidement la langue et la poésie d'art en Italie, siècle de ce *siciliano illustre* qui devenait, par une série de transformations dépendant pour une grande partie de la situation géographique des divers centres littéraires, la langue des grands *trecentisti* florentins, l'italien.

Rien de plus gênant que cette difficulté d'établir une classification chronologique et géographique, dans l'étude d'une littérature et d'une langue jeunes, pour lesquelles deux ou trois décades valent ce qu'ailleurs vaut un siècle. Même dans les cas où nous connaissons le nom de l'auteur et où sa correspondance poétique — sur laquelle les rubriques nous permettent parfois de former des conclusions — nous donne quelque point de repère pour le placer entre les plus anciens ou entre les épigones; même dans les cas heureux où nous connaissons un certain nombre de détails positifs, la date approximative de la chanson, la patrie de l'auteur, le sens du texte; même si nous ne sommes pas très ignorants de l'ancien dialecte, pour l'époque dont il s'agit, il nous arrive de rester perplexes, par exemple, en présence de certaines espèces de rimes, qui ont donné naissance à plus d'un travail sérieux et n'en paraissent pas moins difficiles à expliquer.

Il nous faudra très probablement renoncer à la pensée de jamais connaître un peu exactement la forme originaire des plus anciennes chansons italiennes. Les futures éditions critiques ne nous donneront ces textes, semble-t-il, que dans une orthographe ne s'écartant pas essentiellement de celle des chansonniers toscans. Établir un texte, dans notre cas, c'est opter entre les leçons des manuscrits (si nous en possédons plus d'un), en apportant, le cas échéant, des modifications nécessaires, principalement au point de vue du sens. C'est bien peu de chose pour le métricien, pour le phonétiste, et même pour le lexicologue! —

Dans le présent cas, nous n'aurons guère à nous occuper que de quelques questions d'interprétation.

Qu'il suffise de dire, au préalable, que Rinaldo d'Aquino, célèbre par sa chanson d'amour faisant allusion à une croisade, probablement celle de 1242, est peu connu[1] comme la plu-

[1] En fait de recherches biographiques plus récentes concernant Rinaldo d'Aquino, il faut mentionner surtout, sans compter le livre indiqué dans la note suivante, trois travaux de Fr. Scandone parus en 1897, 1900 et 1901, nommés par Mario Pelaez au commencement de son important compte rendu

part des rimeurs du XIII[e] siècle. Dans les quelques chansons qui nous ont été conservées de lui, il y a un passage où il semble indiquer — d'une façon indirecte — le pays dont il était venu à la cour de Frédéric II de Hohenstauffen. La localité nommée est Montella, située à l'Est de Naples, sur les Apennins; et le passage en question est précisément celui que je tâcherai ici de rendre un peu plus compréhensible..

Dans le numéro de juin-juillet-août de 1906 de la *Rassegna Bibliografica della Letteratura Italiana* (XIV), p. 164, Mario Pelaez rend compte d'une reconstitution critique qui a été proposée pour notre passage par Francesco Scandone, en 1904[1]. Je ne sais pas si la façon de voir de M. Scandone a été jugée acceptable par d'autres qui auraient écrit depuis lui sur le passage en question; M. Pelaez, lui, tout en trouvant contestables deux conclusions que Scandone veut déduire de son texte reconstitué, ne s'oppose pas d'une façon expresse à accepter cette reconstitution.

La poésie *Amorosa donna fina,* qui se lit, par exemple, dans la *Crestomazia* de Monaci[2], nous a été conservée par deux des chansonniers plus anciens, soit le *Laur.-Red. IX,* dans l'édition duquel elle correspond au numéro 119, et le *Vatic. 3793,* où elle se trouve sous le numéro XXXIV. Mais, pour notre passage, on n'a qu'à confronter les éditions diplomatiques des deux chansonniers[3] pour voir que les deux textes représentent une seule source, tellement les divergences en sont peu importantes; en effet, comme l'a démontré N. Caix,

---

que nous citerons tout à l'heure, et Fr. Torraca, *Studi su la lirica italiana del duecento,* Bologne, Zanichelli, 1902. Des quatre études publiées de 1894 à 1897 que contient, remaniées, ce recueil de l'illustre professeur de Naples, c'est la deuxième *(La scuola poetica siciliana)* où il est question de Rinaldo, p. 102 et les suiv., pp. 189—203.

[1] Francesco Scandone, *Notizie biografiche di rimatori della scuola poetica siciliana, con documenti.* Naples, Typogr. Giannini, 1904.

[2] P. 83 et la suiv.

[3] *Il Canzoniere Laurenziano Rediano 9,* pubblicato per cura di Tommaso Casini. Bologne, Romagnoli, 1900. — *Il Libro de varie romanze volgare, Cod. Vat. 3793,* a cura di S. Satta — F. Egidi — G. B. Festa. Rome, Società Filologica Romana, 1903—1906.

la partie du *Laur.* où se trouve la chanson n:o 119 [1] a été écrite par une main plus récente (B) que le reste de ce manuscrit (le plus ancien, peut-être, des chansonniers italiens); et ce copiste B doit n'avoir eu sous les yeux que le même manuscrit aujourd'hui perdu qui a servi de prototype aux parties correspondantes du *Vat. 3793* [2].

. Voici d'abord, pour la strophe en question, l'un de ces deux textes à peu près contemporains, avec les quelques variantes qu'en offre l'autre:

Laur.-Red. IX, n:o 119.	*Vat. 3793*, n:o 34.
s elo sollazo nonauesse.	Sello . . . .
senon dauoi losenbiante	senondauoi losembiante.
conparlamento isguardare	comparlamento sguardare.
lagran gioia quando uollesse.	la grangioia . . . uolesse.
perche pato pene tante.	p[er]che . . . .
chio nonle poria contare;	. . nole . . . comtare.
Nedanullomo che sia.	Neda nullomo . . . .
lamia uoglia nondiria.	. . . uolglia no[n]diria.
douesse morire penando.	. . . .
senoneste vmontellese.	. . . . umontellese.
cioeluostro seruentese.	. . . .
auoi lo dica jncantando.	. . . lodico [3]. . . . . . .

Voici maintenant la reconstitution proposée par Scandone:

S'ello sollazo no' avesse,
Se non da voi! Lo sembiante

[1] Chez Caix (v. la note suivante), notre chanson porte le numéro 120. Cette différence de numération, sur laquelle on s'attendrait à trouver quelque avertissement dans la *Prefazione* de l'édition, provient de ce que Caix a compté comme un numéro à part la chanson (ici anonyme) de Notar Giacomo, *S'io dollio non è marauillia,* qui, en effet, figure comme poésie à part dans le chansonnier *Vat. 3793* (n:o XIV, dans l'*Indice*), mais que cette chanson est imprimée dans l'édition du *Laur.* (p. 192) à continuation de la chanson précédente numérotée de 112.

[2] N. Caix, *Le origini della lingua poetica italiana. Principii di grammatica storica italiana, ricavati dallo studio dei manoscritti. Con una introduzione sulla formazione degli antichi canzonieri italiani.* Florence, Le Monnier, 1880. — Page 26, en haut, et la suiv. (résumés); p. 37.

[3] L'éditeur note: »*dico* o *dica*? lez. incerta».

Con parlamento sguardare
L'à (gran gioi!) quando volesse?
Perchè pato pene tante?
Ch'io no'le poria contare:
Né di nullo mo', che sia,
La mia voglia non diria,
(Dovesse morir penando)
Se non este 'n montellese;
Cioè, il vostro serventese
A voi lo dico, in cantando.

La leçon *Né di* au vers 55 s'écarte de celle des mss; — faut-il croire que c'est là un écart motivé par des raisons de critique?[1] En aucun cas, la correction n'a été faite pour la première fois par M. Scandone; pour ne pas remonter jusqu'aux éditions plus anciennes, la leçon *Nè di* se trouve déjà chez Monaci. Ne sera-t-il donc pas possible de maintenir telle quelle la leçon des mss? On se demande aussi si la forme *no'* (v. 49), et surtout si la forme récente *mo'* pour *modo* (v. 55) pourra inspirer de la confiance dans un texte méridional du XIIIe siècle. N'ayant point et ne pouvant pas avoir l'intention d'entrer dans une critique détaillée de l'interprétation ci-dessus reproduite, je voudrais en tenter une autre, qui, selon moi, correspondrait mieux, sous certains rapports, au caractère de l'ancienne poésie sicilienne.

Le poète vient de nous dire, dans les strophes précédentes, que son *amorosa donna fina* est belle et cruelle, qu'elle ne lui a accordé qu'un seul baiser, qu'elle lui a ôté son cœur à force de lancer, en cachette, de ces *sguardi micidiali* (v. 34), de ces regards d'amoureuse qui tuent.[2] Tout cela est dit dans un style bien limpide; dans toute la chanson, le poète adresse la parole à sa dame. Ensuite — et nous en voilà arrivés à l'avant-dernière des cinq strophes — il continue:

---

[1] Je ne connais le livre de Scandone que par les comptes rendus de M. Pelaez, publiés l'un dans la *Rassegna bibliogr. d. letterat. ital.*, XIV, pp. 153—172, et l'autre dans le *Kritischer Jahresbericht* de Vollmöller, VIII (1908), p. II 93 et la suiv.

[2] Au vers 32 il faudra lire, avec le *Vat.*, *savete,* et non pas *savere* comme donne le *Laur.*

'Que ne tuez-vous pas un autre! Vous m'avez mis dans un feu qui m'enflamme de toutes parts. Tout ce monde est fait de neige [1], [tandis que moi] je suis brûlé [2] par un feu si vif qu'il m'anéantit [3], et [cela] avec des flammes invisibles qui allument la neige; et je brûle au beau milieu de la glace. C'est là le feu de l'amour qui brûle le fin amoureux, s'il n'a pas obtenu le *sollazo*.'

Voici comment à peu près je me figure la suite — et ce serait là le contenu de la strophe dont il s'agit: 'Le soulas, ce serait de regarder votre beauté. Ne le pouvant pas, j'ai d'innombrables souffrances; et en dussé-je mourir, je ne parlerais de mon amour qu'à vous seule'. Ces pensées — un peu incohérentes dans l'original —, je les trouve exprimées de la façon suivante à peu près:

'Je n'aurais pas le soulas, si ce n'était celui de vous

---

[1] La leçon *meue*, au v. 40, ne donne pas de sens et saurait à peine être admise à la rime pour une seconde fois. Il est facile de conjecturer *neue*. — J'avoue toutefois que je ne retrouve pas ailleurs, exprimée de cette façon un peu originale, l'image d'une région neigeuse représentant l'humanité, chauffée en un seul point (l'amant) par un feu mystérieux, l'amour. Le poète se trouve au foyer d'un verre ardent qui l'anéantit, lui seul; il est amoureux à un tel degré qu'en comparaison avec lui, tout le monde est froid comme de la neige. — L'on peut confronter ce passage avec la seconde strophe de la célèbre chanson de Guido delle Colonne, *Ancor ke l'aigua per lo foco lassi*, mais on verra que la différence est considérable. Dans les exemples cités par Gaspary, *Die Sicilianische Dichterschule* (1878), p. 76, il est question de tout autre chose. — Sans compter notre passage, le mot *neue* rime avec *meue* dans la première strophe de la chanson citée tout à l'heure et dans la quatrième de *Amando lungamente*, de Notar Giacomo (*Canz. Palat.*, n:o 10; > *Chig. L VIII 305*, n:o 234); il rime avec *dipartiue* dans la 3e str. de la ch. *Oi lasso nom pensai* de »Rex Federigo» (*Canz. Laur.-Red. 9*, B, n:o 117) ou de Rugierone di Palermo (*Canz. Vat. 3793*, n:o XLVIIII), v. Monaci, *Crestom.* I, 74; et il rime avec *deue* dans la 4e str. de la ch. *D'amoroso paese*, de Tommaso di Sasso di Messina (*Canz. Laur.-Red. 9*, B, n:o 115; *Vat. 3793*, n:o 21). En sicilien, l'on a, en effet, *nivi dipartivi divi*, et, dans l'anc. sic., *mivi*.

[2] Au lieu de »rateso» que donne le *Canz. Vat.*, lire *raceso*.

[3] Les mss. donnent *che me ne consuma* (avec des variantes d'orthographe). Je lis, au lieu de »mene», *meue;* et, comme l'octonaire parait être très facile à restituer presque partout dans notre chanson, je me demande s'il ne faudra pas suppléer ici un dissyllabe, p. ex. *che meue* [*tutto*] *consuma*.

parler et de regarder votre visage, la Grande Joie, aussi souvent que je le voudrais. Aussi ai-je tant de souffrances que je ne les saurais point compter. Et dussé-je mourir en souffrant, je ne manifesterais ma passion à personne au monde — à moins que ce Montellois-ci, c'est-à-dire votre serviteur, ne vous en parlât à vous, en chantant'.

C'est recherché, c'est guindé, c'est tout ce que l'on veut, mais c'est, j'ose le croire, acceptable pour le texte dont il s'agit.

Pour arriver à cette traduction, j'ai fait quelques légères modifications au texte traditionnel, et j'ai pris d'autres points de ce texte dans un sens un peu autre que ne l'a fait M. Scandone.

Vers 49. Dans le *Laur.* (que je regrette de n'avoir examiné qu'en passant, lors d'un séjour à Florence) le premier mot de notre stance semble être écrit *elo*, sans initiale, mais avec un *s* écrit en marge, en caractère petit. [1] Il faut lire,

[1] Il y a quelque incertitude sur ce point. De l'*Indice* de l'édition il semble ressortir (cf. *Prefazione*, p. XV) que l'*a* initial de notre poésie a été suppléé par une main postérieure à B; dans le texte, l'éditeur admet pour le présent cas un *a* minuscule gros, caractère dont la signification n'est pas indiquée dans la préface et qui n'est employé que jusqu'à la p. 206 inclusivement, c'est-à-dire uniquement dans les *canzoni*. Quant à celles-ci, et pour ne m'en tenir qu'aux strophes initiales (les seules qui permettent une comparaison avec le registre), il est embarrassant de constater quelque inconséquence, en vue de laquelle on ne se rend pas facilement compte de la valeur exacte de ces initiales en caractère gros. Ainsi, la chanson commençant, à la p. 190, par *Anamoranza*, se trouve dans l'*Indice* sous *Anamoranza* et non pas sous la leçon traditionnelle *La namoranza* . . .; au contraire, *Llegramente canto* (p. 205) et *Vtora la dolze speranza* (ibid.) ne se trouvent enregistrés que sous *a* et *t*: *[a]Llegramente* . . . et *[t]Vtora* . . .; c'est dire que, dans le registre, ces dernières chansons se trouvent être traitées de la même façon que celles dont l'initiale est imprimée dans le texte avec l'énigmatique caractère gros. Quoi qu'il en soit — de Caix, *ouvr. cité*, p. 257, il ressort que l'*a*- du vers *amorosa donna fina* se lit dans le ms., écrit en marge et en caractère petit (par la main B ou par une postérieure? je ne le sais pas) —, il faut admettre qu'en général ces initiales, tantôt copiées en marge, tantôt laissées en blanc par la première main, n'ont pas de chances de pouvoir toujours nous convaincre. Si le prototype commun, aujourd'hui introuvable, du *Vat.* et du *Laur.* B

ou *Selo*, supposé que l'*s* du prototype de *Vat.-Laur.* représente la bonne leçon, ou *Kelo, Chelo*; c'est-à-dire, dans notre vers, probablement *Se·l* ou *Ke·l*. Scandone admet *se* en tête du discours principal; en effet, l'italien ne répugne pas absolument, semble-t-il,[1] à ces tours de phrase fort communs en espagnol qu'on est habitué de voir exprimés d'ordinaire par *che*. Dans l'un et dans l'autre cas, le sens sera celui-ci: 'c'est que je n'aurais point ce bonheur-là, sinon ...'; et *perche* (v. 53) aura la signification de 'à cause de quoi', comme par exemple dans la première strophe de la ch. *Assai credetti cielare* (*Vat.* n:o XXXIX, *Laur.* n:o 121) et fort souvent d'ailleurs. Qu'on ait à faire à un discours conditionnel subordonné à un interrogatif *perché pato pene tante, ch'io non le poria contare?*, cela semble invraisemblable, car, si je ne me trompe, de pareilles questions rhétoriques ne se rencontrent guère chez les lyriques provençalisants. Le subjonctif *(auesse)* dans un discours principal n'est pas fréquent, mais doit être admis comme possible[2]. — V. 50. Au lieu du mot *da* qu'offrent les mss., je voudrais lire *di*. On comprend facilement qu'un copiste a pu, après

a porté *Sello*, il se peut encore très bien que cet *S* ne représente point ce qu'écrivit un jour Messer Rinaldo.

[1] Voy., par exemple, Vockeradt, *Lehrbuch der ital. Sprache* (Berlin, 1878), p. 474; Tommasèo-Bellini, *Dizionario della lingua italiana* (1861—79), s. v. *Se*, article n:o LXXVII.

[2] Il est vrai que dans la littérature relative à la langue des lyriques italiens primitifs (Gaspary, *ouvr. cité*; Caix, *ouvr. cité*; Cesareo, *La poesia siciliana sotto gli Svevi*, Catania 1894) je ne trouve qu'un seul exemple, indiqué par Cesareo (p. 189), de l'emploi du subjonctif au lieu du conditionnel. Mais donné par deux chansonniers bien hétérogènes, *Palat. 418* (n:o 21, str. 5) et *Vat. 3793* (n:o LXXIII, str. 6; Cesareo n'indique que le *Palat.*), cet exemple doit être considéré comme sûr: *Se de lo suo parlare non mi fosse tanto fera, dicesse alcuna cosa ... solo per confortare* (je fais abstraction de quelques variantes d'orthographe), 'si elle ne gardait pas un si cruel silence envers moi, elle dirait un mot pour me conforter'. — Encore le mot *se*, dans le cas du vers 49, pourrait-il peut-être avoir été substitué à un *ke* originaire, tout simplement parce que le copiste a lu le vers jusqu'à la fin avant de le copier et que, le moment d'après, le mot final *auesse* est venu lui suggérer, grâce à cette forme, l'idée d'une proposition conditionnelle, je veux dire, d'une phrase commençant par *se*. En somme, je crois que le témoignage des »deux» mss., sur ce point, nous laisse les mains libres.

des mots signifiant à peu près 'je n'aurais pas de plaisir', prendre un *se non di uoi* au sens de 'si je ne l'ai de vous' et substituer à *di* un »da». — Fera-t-on de l'injustice aux anciens poètes en supposant qu'un d'eux ait admis une tournure de phrase aussi libre que celle-ci: *non auesse il sollazo se non isguardare il uostro sembiante*, 'je n'aurais pas le bonheur, si ce n'était celui de vous regarder'? Toutefois, j'ose songer à la possibilité d'admettre une forme verbale ignorée, si je ne me trompe, par les paradigmes établis jusqu'ici: *isguardare* = ('sguardara') 'sguardasse', '-arem', laquelle, comme sens, irait ici à merveille: 'je n'aurais pas le soulas, si je ne regardais votre beauté', '. . . à moins de voir votre beauté'[1].

---

[1] Pour ce qui est de l'existence d'une pareille forme, dans le style poétique ancien italien, je ne puis m'en rapporter pour le moment, il est vrai, qu'à deux exemples un peu analogues, dont l'un cité par Gaspary (*Sicilianische Dichterschule,* p. 187, note). Celui-ci se trouve dans un sonnet de Dante da Maiano:

S'eo troveria — di mia disia — pietate,
Più in dignitate — alzate — me tenire,
Che s'io avir(e) — dovire — lo'mperiato;

— passage où les formes *tenire dovire* sont expliquées par Gaspary comme représentant *tenira dovira — tenera dovera,* »modifiziert dem schwierigen Reime in jener Spielerei zu Liebe, wie *alzate* für *alzato* steht». L'autre exemple serait ce *seruire* que je crois voir dans la dernière strophe de la ch. *Tutto lo monddo uiue sanza guerra* (*Vat. 3793,* n:o CXVI) du poète sicilien Folca(l)chieri di Siena:

Dolcie madonna, poi ch'eo mi moragio,
Non trouerai chi si bene te seruire
Tutta tua volontate.
Ch'unque non uolli ne uolglio ne uoragio
Se non di tuto a fare a piacere
A la uostra amistate.

On est donc en présence des formes *isguardare tenire dovire* (ou *tenere dovere*: la rime ne s'y oppose pas) *seruire,* toutes employées dans un même sens, à peu près; et il faut dire que, selon toute probabilité, lorsque nous posséderons enfin des éditions critiques de la poésie primitive, on constatera que les cas où de telles formes paraissent entrer au jeu, sont plus nombreux que cela. Quoi qu'il en soit, il me semble que l'on a des motifs pour songer à une survivance possible, dans certains dialectes de l'Italie du XIII:e siècle, du type morphologique amavero subsistant dans l'ancien roumain, dans le macédonien, dans l'espagnol et le portugais (Meyer-Lübke, *Grammatik der*

— V. 52. La forme *gioi* est fréquente. — Quelle personne faut-il supposer comme sujet du verbe *uolesse?* Pour établir ma traduction, j'ai admis qu'il s'agit ici de la première personne; mais la phrase gagnera peut-être en finesse, en esprit chevaleresque, dès que l'on prendra *uolesse* au sens de la 3:ème: '. . . si l'on ne me laisse admirer votre visage, ma grande joie, toutes les fois qu'elle (la Grande Joie!) veut bien me l'accorder', ou bien encore '. . . admirer votre visage, toutes les fois que la Grande Joie veut bien me le permettre'. — Au vers 55, je trouve qu'il n'y a aucune difficulté à admettre telle quelle la leçon des mss. *ned a null' o. q. s.*, qui me paraît donner un sens excellent correspondant à un des lieux communs de la poésie occitanique[1]. — Le vers 58 est très embarrassant. Qu'est-ce que c'est que cet *u* ou *v* précédant le mot *montellese?* M. Scandone lit, au lieu de l'*u*, un *n*, expliquant *se non este 'n montellese* par 'si ce n'est pas dans le patois de Montella' — interprétation que Scandone ne trouve pas solidement justifiée. L'autographe portait peut-être

sinun istumuntellisi,

d'où, par une dégénération successive opérée par les copistes toscanisants, on a pu avoir à un moment donné

se non est*u*montellese

-- je suppose que l'*u* a pu être gardé par une raison paléographique quelconque, par exemple à cause d'une forme spéciale ou d'une écriture en surcharge, ou bien encore, tout simplement, parce qu'un copiste toscan n'a naturellement pas eu l'idée d'entreprendre de ces recherches géographiques qui lui auraient été nécessaires pour savoir si un lieu du midi s'appelle *Montella* ou »Umontella.» *Este*, on le sait, était la

---

roman. Sprachen, II, p. 353 et la suiv.), ou peut-être mieux encore à celle de ce amarem qui existait (*are*) dans l'ancien sarde logoud. et qui se retrouve, modifié par l'analogie, dans le dialecte moderne (*ouvr. cité*, II, p. 297).

[1] Voy. Gaspary, *Sicilianische Dichterschule*, p. 60 et la suiv.; Cesareo, *La poesia siciliana sotto gli Svevi*, p. 253.

forme verbale représentant e s t, employée dans le *siciliano illustre* concurremment avec *è*, sinon à l'exclusion de cette dernière forme, et cet *este* a été, selon moi, introduit ici au lieu du pronom *esto* i s t u m, qui n'apparaît qu'assez rarement, il est vrai, mais que le copiste lui-même vient d'admettre plus haut dans notre poésie [1]. Voilà comment je me figure que *estumontellese* a pu donner à son tour *este umontellese*. Je crois donc qu'il faut lire notre vers ainsi (dans l'orthographe générale de l'époque des chansonniers):

se non esto Montellese.

Cette leçon cadre sans doute mieux dans la phrase que ne le ferait la leçon traditionnelle

se non este u[n] Montellese,

laquelle, après tout, ne paraît pas beaucoup plus facile à expliquer au point de vue paléographique, étant donné qu'à en juger par l'admirable édition diplomatique du chansonnier du Vatican, il n'arrivait que très rarement d'abrévier l'*n* de *un*, *vn* par un de ces traits horizontaux superposés à la voyelle qui pouvaient être omis par inadvertance. — V. 59. *uostro seruentese* doit bien être pris ici au sens de 'votre serviteur' [2] et non pas dans celui du provençal *serventes*, comme le suppose Scandone. — V. 60. *lo* se trouve assez loin du mot *uoglia* pour être justifié au neutre.

Je voudrais donc proposer pour notre strophe la forme suivante, la même qui a servi de base pour la traduction donnée plus haut:

Che'l sollazo non auesse,
Se non di uoi lo sembiante
con parlamento sguardare,
la gran gioi, quando uolesse.
perche pato pene tante,
ch'io non le poria contare.

---

[1] Voy. vers 40.

[2] 'Serviteur' est ce que signifie *seruentese* dans la poésie *Dispietata morte e fera*, au v. 34; voy. Monaci, *Crest.*, p. 96 (*Vat.* n:o 75).

Ned a null' omo che sia
la mia uoglia non diria,
douesse morir penando —
se non esto Montellese
(cioe'l uostro seruentese)
a uoi lo dica in cantando.

Oiva Joh. Tallgren.

Über das Fenster und dessen Namen im Französischen und Provenzalischen.

I. Fenster, Dachfenster.

Sowie die Germanen liebten die keltischen Gallier das Wanderleben. Da aus dem Altertum nur unsichere Nachrichten über die Lebens- und Wohnungsverhältnisse der Gallier vorliegen, kann nichts mit Bestimmtheit von ihren Bauten gesagt werden. Wahrscheinlich ist jedoch, dass ihre Häuser oder vielmehr Hütten denjenigen der alten Germanen nicht sehr unähnlich waren. Die Wohnungen der letzteren konnten ohne Mühe auf Wagen fortgeschafft werden und sie wurden sogar in mittelalterlichen Rechtsbüchern zur fahrenden Habe gezählt. Das Fenster an solchen Hütten, wenn es nicht ganz fehlte, war wohl nichts anderes als ein kleines Loch, was auch seine germ. Namen zu bezeugen scheinen (vgl. ahd. ***ougatora*** etwa »Augentor» und anord. ***vindauga*** »Windauge»).

Durch die Römer lernten die Gallier den Steinbau kennen und mit ihm die römische Einrichtung der Fensteröffnung. Das römische fenestra, das mit diesem Begriffe von den Galliern übernommen wurde, bezeichnete ursprünglich, wie bekannt, die Fensteröffnung in der Mauer, welche die Alten erst nur mit Läden, Vorhängen oder Gittern versahen.

Als später Fensterscheiben aus Spiegelstein, dann geschliffenem Achat oder Marmor, später aus Horn und end-

lich aus Glas gefertigt wurden, ging der alte Name auf dieses Ganze über. Somit bezeichnet das afrz. *fenestre* (gelegentl. masc.), nfrz. *fenêtre* nicht nur Fensteröffnung, sondern auch die zum Verschluss dienenden Teile: die Glasscheiben, Holzteile u. s. w. *Fenêtre* ist in allen Mundarten über ganz Frankreich gang und gebe (vgl. Atl. linguistique, Fasc. 12, carte 549 A u. B), nur spärlich kommen andere Wörter vor. Die im Wallonischen vorkommende Form *finiesse* (Defrecheux [1]), *fenyes*, *feñes* (Rmcl. [2], Niederländer [3]), *finies'* (Horning [4], vgl. Atl. ling.) setzt das altwall. *feniestre*, welches unter anderem bei Body (Bullet. de la Soc. liégeoise 1863—65) belegt ist, voraus. Als eine gewöhnliche Erscheinung bei *fenêtre* in den Mundarten mag die Metathesis des *r* (*fernête*, *farnite*, *furnite* bei Labourasse [5], *ferniête* Vermesse [6], *freneste, frineste*, *frieste* Lespy-Raym. [7]; vgl. Atl. ling.) und die allmähliche Abschwächung und der schliessliche Abfall der Anfangssilbe (*estro* und dim. *estrou* bei Béronie [8], *estro* Avril [9], n. Atl. ling. in B.-du-Rhône, Var, *hiéstra* Duplan [10], *hièstre* Lespy-Raym.) erwähnt werden. Auf einer Agglutination des Wortes mit dem bestimmten Artikel (s. Nyrop, Gramm. hist., I. 489. 2., Rem.) beruht vielleicht die in Béarn belegte Form *arièste* (»le parler vers la montagne», *arrieste* Ossau bei Lespy-Raym.), oder hat man es hier einfach mit dem im Gasc. bekannten Vorschlag vor *r*- zu tun. Zwar kennt Atl. ling. die Form nicht, und möglich ist, dass sie veraltet ist; sie

[1] Recueil de comparaisons populaires wallonnes (Bulletin de la Société liégeoise, II:e série, 9).

[2] Remacle (Rmcl.): Diction. wallon-français. II:e éd.

[3] Die Mundart von Namur (Zeitschr. f. rom. Phil. 24).

[4] Zur Kunde des Neuwallonischen (Zeitschr. f. rom. Phil. 9).

[5] Glossaire abrégé du patois de la Meuse, notamment de celui des Vouthons. 1887.

[6] Diction. du patois de la Flandre française. Douai 1867.

[7] Diction. béarnais ancien et moderne. Montpellier 1887.

[8] Diction. du patois du Bas-Limousin (Corrèze) etc.

[9] Diction. provençal-français.

[10] Patois de Bigorre.

kommt aber auch bei Mistral[1] vor und ist unzweifelhaft mit den auch daselbst vorkommenden *frièsto*, *frieste* (Mstrl., Lesp.-Raym.), *herieste* (Lespy-Raym.), *hérièsta* (Duplan) zusammenzustellen.

Neben fenestra wurde das lat. foramen »Öffnung», »Loch» in dem Vulgärlatein auch gelegentlich für »Fenster» gebraucht (s. Du Cange[2]), ist aber von dem ersteren zurückgedrängt worden.

Ganz natürlich war es, dass der Hauptzweck des Fensters, nämlich die Erleuchtung, das Licht (vgl. engl. *skylight*), schon früh mehrere Namen für diesen Begriff veranlasst hat, Namen, die jedoch vor dem gewöhnlichen fenestra meistenteils zurückgewichen sind oder nur eine spezielle Art Fenster bedeuten. Hier zuerst das lat. lumen »Licht», metonymisch »jede Öffnung, wo Licht eindringen kann» (Georges[3]), dann »Fensteröffnung» und »Fenster» im allgem.: »luminum spatia relinquere», Vitr. (Georges), »nec alia lumina sive fenestrae poterunt fieri in muro dictae masurae» (DC.). Dieses lat. Wort sowie auch ein vulg. lat. clareira »fenestra, a clarere sic dicta, quod praebet claritatem seu lucem» (DC.), an welches in diesem Zusammenhange gedacht werden kann, sind als Bezeichnungen eines Fensters spurlos untergegangen.

Wohl von lat. lucem »Licht» und dem Adj. lucanus »zum Tageslicht gehörig» (Georges) sind die vulg. lat. lucanar »foramen in domo» und lucerna, luquerna: In pariete proprio vel communi nemo debet facere fenestram vel lucernam» (DC.) abgeleitet. Auf diese sind wohl, trotz einigem Bedenken[4], das afrz. *lucan(n)e*, *luquenne* und nfrz.

---

[1] Lou Tresor dóu Felibrige (Mstrl.).

[2] Glossarium mediae et infimae latinitatis (DC.).

[3] Ausführliches latein. Handwörterbuch.

[4] Nach Körting ist »jedenfalls» die Diez'sche Ableitung frz. *lucarne* < lat. lucerna unhaltbar. Zwar bietet das afrz. *lucanne*, welches die älteste Stufe des Wortes (1261 bei Godfr.) sein dürfte, nicht geringe Schwierigkeiten; es fehlt ja hier einerseits das *r*, und anderseits ist hier ein *a* statt lat. *e*. Dohc kommt das W. schon vom Anfang des folg. Jahrh.:s an mit *r* vor, und von die-

lucarne (»altération de l'anc. franç. *lucane*» etc., Dict. général, Hatzfeld-Darm.-Thomas) zurückzuführen, wie es schon Diez in seinem Wörterb. getan hat. *Lucarne* bedeutet bekanntlich ein »Dachfenster» und tritt schon im XIII. Jh. auf (vgl. Godefroy), zu einer Zeit also, wo man nach Viollet-le-Duc[1] anfing die Häuser mit hohen Dächern zu bauen, so dass oft mehrere Stockwerke unter dem Dach angebracht werden konnten.

Zu demselben Stamme (etwa eine Ableitung von lucubrum »schwaches Licht»? vgl. Körting) gehört vielleicht — wenn nicht einfach an eine Agglutination mit dem bestimmten Artikel und einem Verbalsubstantiv von mundartlichem *ouvrir* zu denken ist — das wall. *leuvrai* »petite lucarne donnant de la lumière et de l'air aux fenils; une petite ouverture dans la toiture, recouverte d'une feuille cintrée en plomb ou en zinc. Dans les toits en chaume, le *leuvrai* est recouvert de chaume» (Body, Vocab. des couvreurs en chaume etc. in Bullet. de la Soc. liég. 10—12); dasselbe W. auch bei Forir[2] belegbar. So selten diese Bezeichnungsweise für Fen-

---

ser Zeit ab werden die Belege bei Gdfr. bald mit *r* bald ohne *r* geschrieben. In den Mundarten sind die Formen mit *r* ebenso häufig wie die ohne *r*. Auch könnte man hier an die oft schwache Aussprache des vorkonsonantischen *r* im Mittelalter denken (vgl. Nyrop, Gramm. hist., I. § 362). Was das *a* des afrz. Wortes betrifft, könnte es vielleicht unter gelehrtem Einfluss von Wörtern wie lucanus, lucanar erklärt werden; an einen ähnlichen Übergang wie im lat. per > nfrz. *par* ist im XIII. Jh. noch kaum zu denken. Jedenfalls spricht m. E. die begriffliche Übereinstimmung der beiden Wörter zu sehr für die Annahme einer Etymologie *lucarne* < lucerna, um diese Bedenklichkeiten hinsichtlich der Lautgestalt überwinden zu lassen.

Meyer (Zeitschr. f. rom. Phil. XI, 255) vermutet hier einen Zusammenhang mit deutsch. Luke, welches sich ja in den ausserromanischen Sprachen sehr fruchtbar erwiesen; jedoch wirkt das Suff. *an(n)e*, *-enne* und noch mehr das nfrz. *-arne* befremdend. Mit einem deutsch. Luke ist dagegen unzweifelhaft das afrz. *luquet*, *lucquet* zusammenzustellen, welches Gdfr. mit »lucarne» erklärt, aber, wie es mir scheint, mit Unrecht, vgl. näml. »-- — — lucquet pour donner veue au celier» (Pièce de 1593, s. Gdfr.), wo *lucquet* etwa für »soupirail» steht.

[1] Dictionnaire raisonné de l'Architecture française du XI:e au XVI:e siècle.

[2] Dict. liégeois-français. 1866.

ster in der neueren Sprache auch sein dürfte, kommen auch andere Ansätze in dieser Richtung vor: so z. B. sagt man ja noch »pratiquer un *jour* dans un mur», »avoir des *jours* sur la rue», wo *jour* etwa in der Bed. von Fenster gebraucht wird. Ein *jour*, *journ* wird auch gelegentlich bei Mstrl. mit »fenêtre» erklärt, was auch den Ausdruck *jour de croto* für »soupirail de cave» erklärt. Hier sei gelegentlich das schriftsprachl. *abat-jour*, egentl. das was das Licht niederschlägt (abattre) dann »fenêtre de prison» (Htzf.-D.-T.) erwähnt.

Dass es an bildlichen Bezeichnungen bei diesem Begriffe nicht fehlt, ist begreiflich: hat ja ein Haus sein Gesicht (*la face*, Fasade), seine Stirn (die Fronte). Bald ist ein rundes Fenster wie ein Auge (vgl. oben *vindauga*), die grosse, öde Fläche des Giebels ringsum ist wie die aussergewöhnlich breite Stirn eines Ochsen, das Bild ist da, und die Bezeichnung *œil-de-bœuf*, *oueilh de buou* (Durrieux[1]), *èl-dè-bioou* (Gary[2]) ergiebt sich von selbst; bald ist das Fenster wie der Mund, und wir haben das afrz. *bouchel*, *bouciau* (Gdfr.) oder prov. *bouchal, boujal* (Mstrl.) in der Bed. »lucarne», »œil de bœuf». In diesem Zusammenhang mögen auch das prov. *gorgeo-de-loup*[3] »fenêtre pratiquée au toit d'une maison» (Avril), *gorjo-de-loup* »lucarne» (Mstrl.) und das in Yonne belegte *goulotte* »passage étroit, trou, petite fenêtre» (Jossier Père[4]) erwähnt werden, obgleich wohl entstanden in Hinsicht auf die Enge eines kleinen Dachfensters und also eigentlich nicht hierher gehörend, wo von bildlichen Ausdrücken, bei denen das Auge, der Mund massgebend gewesen, die Rede ist.

Aber nicht nur diese obenerwähnten Körperteile selbst haben Bezeichnungen des Fensters hervorgerufen, auch die

---

[1] Dictionnaire étymologique de la langue gasconne, 1901.

[2] Diction. patois-franç. à l'usage du dép. du Tarn etc., 1845.

[3] In Languedoc kommt ein *loup*, *lou* in der Bed. »Fenster, Dachfenster» vor: so bei Gary »lucarne», Couzinié (Dict. de la langue romano-castraise, 1850): »loup» (!), »lucarne» und D'Hombres et Charvet (Dict. languedocien-fr., 1884): »louve», »petite fenêtre, lucarne pour communiquer les combles d'une maison sur les toits».

[4] Diction. des pat. de l'Yonne, 1882.

Eigenschaften, die diesen Körperteilen anhaften können, scheinen zu neuen Fensternamen Veranlassung gegeben zu haben. Mstrl. belegt in der Gironde in der Bed. »lucarne», ein *chèco, chèque*, welches trotz seines befremdenden Zischlautes im Anlaut vielleicht auf lat. caeca »lichtlos», »blind», das schon in lat. Zeit in ähnlicher Bedeutung angewendet wurde (vgl. das W. als Attribut z. B. bei spiramenta, fores u. dgl.), zurückzuführen ist. Ein anderes Wort, das mit diesem in begrifflicher Verbindung steht, ist das hauptsächlich im Südosten des spez. französischen Sprachgebiets verzeichnete *bornòtte* »lucarne» (Perrault-Dabot[1]). Vergleicht man nämlich diese Form mit den von Jossier Père in denselben Gebieten belegten *boirne, bornotte, borgnotte, boînotte*, die bald mit »petite fenêtre», bald mit »œuil-de-bœuf» und »lucarne» erklärt sind, so liegt es auf der Hand, diese Ausdrücke mit schriftsprachlichem *borgne* in Verbindung zu bringen, und man hätte es hier mit einem bildlichen Ausdruck zu tun, wobei an die oft einzeln wie das Auge des Einäugigen vorkommenden Dachfenster gedacht würde (vgl. auch schriftsprachl. *fenêtre borgne*, schwed. *blindfönster*). Jaubert[2] belegt ein *bouinotte* »trou de forme ronde, petite fenêtre».

Weisen die zwei letztgenannten Wortgruppen auf Eigenschaften des Auges hin, so weisen die folgenden Benennungen, falls ihre Herleitung richtig, was jedoch Zweifel unterworfen ist, auf den Mund hin. Mistral leitet ein prov. *baieto* »lucarne d'un toit» von *bada (*badare nach Körting »den Mund aufreissen, müssig gaffen») ab, das *e* aber wäre jedenfalls unprovenzalisch. Ein in älteren wallonischen Mundartenwörterbüchern vorkommender Beleg ist weiter *bawett* (Rmcl., Forir, Mathelot, Vocab. de l'artisan maçon in Bullet. liég. 10—12), *bawette* (Body, Voc. des couvreurs en chaume in Bullet. liég. 1866—68, 10—12), der mit »lucarne» erklärt ist. Body definiert das Wort, ausser mit »lucarne», mit »ouverture

---

[1] Le patois bourguignon, 1897.

[2] Glossaire du Centre de la France.

par où l'on peut *bawî*, regarder» und Grandgagnage[1] leitet es von ahd. beitôn ab, welches vielleicht mit badare zusammenhängt. Unmöglich finde ich es nicht, dass sich *bawette* von altfrz. *baer* entwickelt hätte, das hiatusvermildernde *w* liesse sich ähnlicherweise erklären wie z. B. in *pouvoir* aus afrz. *pouoir*. In den von Labourasse (Meuse) belegten *bawrette*, *bawratte*, *bourotte* wäre der Infinitiv noch deutlich zu erblicken.

Ist aber schon der Mund ein Vergleichungsobjekt, der bei den volkssprachlichen Namenbildungen des Fensters selten zur Anwendung kommt, so ist das Ohr es noch weniger. Nur eine einzige Benennung des Fensters, die übrigens schon veraltet zu sein scheint, habe ich belegen können, bei der das Ohr oder das Hören den Namen hervorgerufen haben dürfte. Es ist das von Couzinié[2] erwähnte *aouzidos* »fenêtre, ouverture d'un clocher par où le son se répand», eine Benennung, wobei deutlich der Hauptzweck des Fensters oder der Fensteröffnung, hier die Beförderung des Glockenläutens, das bessere Hören (audire) der Glocken, den Namen gegeben hat. Vgl. hiermit afrz. *oie*, *ouye* in der Bed. »Luftloch in einem Keller»: »petite ouverture pour aérer un lieu quelconque, et principalement les caves», »*un ouy de cave*» Arch. Vienne, Poitiers 1741 (s. Gdfr.), und das mundartliche W. unter »Kellerloch».

Ein bildlicher Ausdruck, den die äussere Form des Fensters dem bildreichen Wortschatze des Volkes entlockt hat, ist noch gasc. *luno*, *luo* »Mond», hier »trou rond; fenêtre ronde, œuil-de-bœuf» (Mstrl.). Die dim. Form dieses Wortes findet sich bei Lespy-Raym. in der Bed. »petite lucarne»: Sien feites dues fenestres . . . e dessus *luets* un o dus» (»Artistes en Béarn», texte béarnais, cit. v. Lespy-Raym. unter *luè*, *luet*). Vgl. mit dieser Form bei Mstrl. *luneto, luèto* und die Bed. des Wortes *luneto de croto* »soupirail de cave».

[1] Diction. de la langue wall., 1845.

[2] Diction. de la langue romano-castraise et des contrées limitrophes, 1850.

Eine Art Bedeutungsverschiebung von dem Fenster begrifflich naheliegenden Gegenständen liegt in folgenden wohl veralteten Benennungen eines Dachfensters vor: nach Body (Vocab. des couvreurs en chaume, en ardoise etc. in Bull. de la Soc. liég. 10—12) wird *lârmîre* für »lucarne du toit» gebraucht. Das W., welches gewöhnlich männl. ist, kommt ausser in diesem Beleg auch mundartlich weiblich vor und bedeutet überall im Osten Frankreichs, wo es vorkommt, »soupirail de cave»: so wall. *larmîre* (Kinable[1]), lothr. *larmier* (Haillant[2]), fr.-comt. (Monnier[3], Poulet[4]), champ. (Baudouin[5], Tarbé[6]), Saône-et-Loire (Fertiault[7]), Lyon (Puitspelu[8]). Es läge an der Hand eine Bedeutungsverschiebung von »Luftloch im Keller», »Kellerfenster» zu »Dachfenster» anzunehmen — eine Verschiebung in entgegengesetzter Richtung kommt auch vor: so definiert z. B. Avril die Bed. des Wortes *lucarno* folgendermassen: »ouverture que l'on fait pour donner de l'air ou du jour à une *cave*, ou à quelque autre lieu *souterrain* —, doch wäre es vielleicht auch nicht unmöglich diese Bedeutungsverschiebung näher an den Ursprung des Wortes zu setzen, wenn nicht gerade an das Auge, woraus die Tränen (*larme*) fliessen, so doch an die Dachrinne oder das Loch[9], wodurch das Traufwasser hinabfliesst; beide, sowohl Dachfenster als Dachrinne, haben jedenfalls eine ähnliche

---

[1] Glossaire technologique wall.-franç. du métier des brasseurs (Bullet. de la Soc. liég. II. 13.).

[2] Essai sur un patois vosgien (Annales de la Soc. d'émulation du département des Vosges, 1885—86).

[3] Vocab. de la langue rustique et populaire de la Séquanie, 1857—58.

[4] Essai d'un vocab. étymol. du pat. de Plancher-les-Mines (Haute-Saône), 1878.

[5] Gloss. du pat. de la Forêt de Clairvaux, 1886.

[6] Recherches sur l'histoire du langage de Champagne, 1851.

[7] Dict. du langage popul. verduno-châlonnais (Saône-et-Loire), 1896.

[8] Dict. étymol. du pat. lyonnais, 1887—90.

[9] Il n'est pas douteux qu'à l'origine *le larmier* ne fût un trou destiné à évacuer les eaux d'une toiture ou d'une terrasse. Le sens s'est ensuite étendu à des trous qui n'avaient pas la même fonction, tels qu'un soupirail de cave» (Puitspelu).

Funktion, das erste hinsichtlich des Lichts und der Luft, die letztgenannte hinsichtlich des Wassers. Eine Verschiebung dieser Art scheint übrigens das afrz. *levier* in der Bed. »lucarne» (Gdfr.) zu beweisen, falls dieses Wort, wie leicht zu vermuten, als eine mit dem bestimmten Artikel verschmolzene Form des *évier* »Gussstein» (von runder Form oder mit einem runden Loch versehen?) aufzufassen ist; hat sich nämlich aus afrz. urspr. »Gussstein» ein Dachfenster (!) entwickeln können, so liegt die Annahme einer Verschiebung von »Dachrinne» zu »Dachfenster» näher.

Eine andere Benennung des Dachfensters, die ihren Ursprung einer Bedeutungsverschiebung verdankt, ist das gasc. *arquère*[1] »petite fenêtre, lucarne» (Lespy-Raym.); in derselben Bed. auch bei Mstrl. (*arquièiro*, *archiero*) und D'Hombres-Charv.[2] (*arquièiro*). »Ce mot vient de son ancienne application aux meurtrières par où tiraient les archers qu'on nommait *arquiès*» (D'Hombres-Charv.). Das W. hat mithin ursprünglich eine »Schiessscharte» bedeutet (vgl. unter archeria bei DC.), und die Form der Schiessscharte habe also die neue Verwendung veranlasst. Die Verschiebung von »Schiessscharte» liegt auch vor im wall. *bâbècîna*: li chet k'è gripé so l'teû po l'*bâbècînn* — le chat est monté au toit par la lucarne» (Forir), *bâbècîne* (Recueil de comparaisons pop. wall. par Defrecheux. Bull. de la Soc. liég. II., sér. 9), *babecine* (Body: Voc. des charrons, charpentiers etc. Bull. 1863, 1865 und Id.: Voc. des couvreurs en chaume etc., s. oben) und *bab-et-sînn* (Rmcl.). Das W. bedeutet überall »lucarne, sorte de petite fenêtre pratiquée au toit pour donner du jour aux greniers, aux chambres du comble» (Rmcl.) und geht nach Grandgagnage auf ein altwall. *babescine* zurück, in Namur *barbakène*, welches wiederum ein arabisches Lehnwort bârbâkkhaneh »galerie servant de rampart au devant

---

[1] Bei Du Cange: archeria »fenestricula oblongior in urbium castrorumque muris». Wohl rekonstruiert. Littré hat noch *archière* in der Bed. »lucarne», das W. scheint aber schriftsprachlich veraltet zu sein, in der letzten Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie findet sich das W. nicht mehr.

[2] Dict. languedocien-franç., 1884.

d'une porte» (Ziemann: Mhd. Wörterb. nach Grdgagn.) sein dürfte. Über die Bedeutungsverschiebung und Bed. des schriftsprachlichen *barbacane* »fenêtre longue et étroite dans les églises du moyen âge» s. Dict. général, Hatzf.-Darm.-Th. Ausser im Wall. kommt das W. in der obenerwähnten Bed. meines Wissens in den Mundarten nicht mehr vor. Thibault (Gloss. du pays blaisois) belegt zwar ein männl. *barbecain* »lucarne» (ein älterer Beleg *barbequin* aus dem Jahre 1616 findet sich auch bei ihm), doch wäre ich geneigt eine gewöhnlichere Verwendung des Wortes in dieser Bed. zu bezweifeln. Das von Atl. ling. unter *fenêtre* in den Alpes-Maritimes verzeichnete *bárkã* (*á* bezeichnet ein betontes offenes *a*) kommt auch bei Andrews (Vocab. français-mentonais) vor, wo *barcan* männl. und mit »fenêtre» erklärt ist. Unzweifelhaft hat man es hier nur mit einer volkssprachlichen Verkürzung des obenerwähnten *barbacane* in dessen männlicher, nasal auslautender Form (vgl. oben *barbecain*) zu tun.

Eine Bedeutungsverschiebung von dem zum Dach gehörigen zum Dachfenster liegt bei schriftsprachlichem *mansarde* »fenêtre pratiquée dans la partie presque verticale du toit à comble brisé» vor, welcher letztgenannte Begriff »gebrochenes Dach» wie bekannt seinen Namen *mansarde* dem berühmten Architekten *Mansard* verdankt. Auch *faîtière* (von *faîte* »Firste»), früher wohl *lucarne faîtière*, jetzt oft allein für sich: »lucarne pratiquée dans le toit etc.» gehört hierher. Vgl. eine ähnliche Wortbildung beim finnischen *lakeinen:* ursprünglich das zur Decke gehörige, die in den primitivsten Wohnungen der Finnen, den sogenannten *kota*, in der Decke (finn. *laki* = Decke) befindliche Öffnung, durch welche der Rauch hinausging, später eine Luke oben in der Wand unmittelbar unter der Decke, eine Luke, die zu demselben Zwecke diente wie früher. Dass dieses finn. W. *lakeinen* gerade für Fenster oder Dachfenster irgendwo gebraucht wäre, wüsste ich nicht; jedoch dürfte die Annahme nicht allzu gewagt sein, dass in den ursprünglicheren Verhältnissen diese in der Wand angebrachte Öffnung nicht nur als Abzugsloch sondern auch als Fenster angewandt worden sei, und dass

auch ihr Name die mit einem zuzuschiebenden Laden versehene Fensteröffnung bezeichnet habe.

Wir kommen jetzt zu den Fensternamen, die durch eine Bedeutungsverschiebung pars pro toto hervorgerufen sind. Hier kommen natürlich die drei Hauptteile des Fensters: der Rahmen, das Kreuz und die Scheibe in Betracht. Der Fensterrahmen, nfrz. *chassis* (capsicium aus lt. capsa »Behältniss» Georges), liegt dem pikardischen Ausdruck *cassis* »fenêtre», auch »carreau de fenêtre» zugrunde. Das W. ist nach Atl. ling. (unter *fenêtre*) auch nur in der Picardie, nämlich im Departement Somme anzutreffen, wo es in zwei Formen *kăsĭ* (*kasī*), *kasē* (Suff. -inum) vorliegt. In diesem Zusammenhang sei kurz auf eine Bedeutungsspezialisierung »Einschnitt» (z. B. in die Mauer) — Öffnung, Fensteröffnung (Fensterrahmen) — Fenster bei dem afrz. *entaille* »fenêtre» hingewiesen.

Der vom Kreuz (*croix* < crucem) umfasste Raum, die mit dem Kreuz versehene Öffnung (Fensteröffnung) und schliesslich das Fenster überhaupt, oder vielleicht richtiger — gleichwie »das zusammen (simul) gelegte» *assimulata eine *assemblée* »die versammelten Leute», »die Versammlung» ergeben hat — das zum Kreuz gelegte, die ein Kreuz bildenden Stein- oder Holzteile des Fensters, das Fenster selbst, eine derartige Bedeutungsverschiebung muss dem schriftsprachlich vorkommenden Ausdruck *croisée* in der Bed. »Fenster» vorausgesetzt werden. Schriftsprachlich dürfte das W. in dieser Bedeutung hauptsächlich nur in der Poesie gebräuchlich sein, mundartlich ist es neben *fenêtre* die verbreitetste Bezeichnung für Fenster. Es ist über ganz West- und Nordfrankreich neben *fenêtre* belegbar — auf dem prov. Sprachgebiet nur im Gascognischen (dép. Gers, Landes, Lot-et-Gar., Gironde) — und kommt auch spärlich im Osten vor, so in den Dep.:s Marne, Meuse, H.-Marne, C.-d'Or, Saône-et-L., Nièvre, Yonne u. Loiret (vgl. näheres Atl. ling.). Die mundartlichen Belege in Atl. ling. zeigen überall, auch auf dem obenerwähnten gascogn. Gebiete[1], eine Form, die auf eine späte

[1] Die lautregelmässige Form *crots* (crucem) weisst der altbearnesische Beleg *crotseya* »fenêtre en croix» (Lespy-Raym.) noch auf.

Entlehnung aus der neufranzösischen Schriftsprache deutet: so ist die erste Silbe gewöhnlich mit *krwa-* (selten mit *krwe-*) bezeichnet, eine Aussprache, die in der Schriftsprache höchstens in das 15. Jahrhundert zurückreicht (vgl. Nyrop, Gramm. hist., I. § 160).

Die dritte pars pro toto war, wie gesagt, die Scheibe. Schon die Römer hatten für Fenster eine derartige Benennung: specular oder specularia, eigentl. »Fensterscheiben» aus einem durchsichtigen Stein, Spiegelstein lapis specularis, »der sich in dünne Blätter teilen lässt» (Georges), dann das ganze Fenster selbst. In der vulg. Sprache bedeutet specular schon »vitrea fenestra» (DC.). Dass aber das Wort specular für Fenster überhaupt, nicht nur speziell für Fenster mit Scheiben aus Spiegelstein angewandt worden ist, scheint die Hinzufügung eines Adjektivums wie corneum (s. Georges) zu beweisen. Das W. ist auf dem gallo-romanischen Gebiete, soviel ich weiss, für unseren Begriff verloren gegangen. Auch ein fenestra cornea oder specular corneum findet sich im Galloroman. nicht weiterentwickelt. Darf man vielleicht schon daraus schliessen, dass die Zeit der Fensterscheiben aus Spiegelstein und Horn, wenn derartige Fensterscheiben auch mit dem Bauwesen der Römer nach Gallien gekommen wären, jedenfalls nicht lange gewährt hat, und dass diese primitiveren Scheiben als weniger zweckmässig schon früh von den Glasscheiben verdrängt worden sind? Das lat. vitrum »Glas als durchsichtige Masse» fing in der vulg. Sprache an den aus dieser Masse verfertigten Gegenstand, sowie die Fensterscheibe zu bezeichnen; die Verwendung der Fensterscheibe schlechthin für Fenster liegt aber nahe, und besonders nahe in der Volkssprache, wo mit dem Fenster vielleicht die einzige Scheibe gemeint wird. Eine derartige Bedeutungsverschiebung: Glas als Fenster, kommt auch im Finn. vor, wo ich oft *lạsi* (oder *klasi;* schwed. *glas*) für Fenster im allgem. gehört habe. Du Cange übersetzt schon vitra mit »fenestra vitrea». Diese pars pro toto kommt noch in einigen Mundarten vor, so belegt Delboulle[1] aus der Norm. ein *vitre*

[1] Glossaire de la Vallée d'Yères, 1876.

in der Bed. »fenêtre d'une maison» (in Atl. ling. findet sich ein Beleg *vīt(r)* ausser in den norm. Dep.:s Calvados u. Seine-Inf. noch in Marne und auf dem. wall. Geb.) und Vayssier[1] *bitro* »fenêtre avec carreaux de verre». Umgestaltungen des Wortes durch Suffixe hat es mehrere als Bezeichnungen für Fenster gegeben, so afrz. *verial*[2] »fenêtre vitrée (Gdfr.; Suff. -ale), wall. *vitrinn* (nfrz. *vitrine;* Suff. -ina) »sorte de fenêtre en saillie» (Rmcl., Forir), burg. *voreire* »fenêtre vitrée» (Mignard[3]; Suff. -aria; vgl. schriftspr. *verrière* »fenêtre ornée de vitraux peints» HDT.), pic. *voisière?* (Corblet[4]), alles Formen, die wahrscheinlich schon veraltet sind, wenigstens kommen sie im Atl. ling. nicht mehr vor.

Eine eigentümliche Bezeichnung für Dachfenster ist das schriftsprachliche *tabatière*, welches eigentl. eine Tabaksdose — daher auch früher *tabaquière* aus *tabac* (span. tabaco) —, eine Tabaksdose, deren Deckel mit Angeln befestigt ist, bedeutet, dann eine Fensterscheibe, die, einseitig befestigt, ähnlicherweise zu öffnen ist, und dann das ganze Fenster.

Kleines »Viereck» (quaternio?) wird kurzum das Dachfenster in der Champagne und im Dep. Yonne benannt, wo Formen wie *cairniau, carneau* (Jossier Père; Suff. -ellum), *querniotte* (Tarbé, Saubinet[5]; Suff. -ottum) belegt worden sind (vgl. schwed. *ruta* »Viereck», »Fensterscheibe» für Fenster).

Zuletzt sollen einige Fensterbenennungen erwähnt werden, die ihren Ursprung der Mode, dem Baustil eines gewissen Volkes oder Landes, einer gewissen Stadt verdanken und deshalb aus dem Namen des Volkes oder der Stadt gebildet sind. So erklärt sich das in Saône-et-Loire belegte *flamanche* »lucarne d'un grenier, petite fenêtre d'une mansarde» (Fertiault),

---

[1] Dict. patois-franç. du département de l'Aveyron, 1879.

[2] veriale: »Mandamus quod in omnibus parietibus seu domibus — — — factis seu faciendis numquam fiat hostium, vel fenestra, vel veriale» (DC.).

[3] Vocab. raisonné et comparé du dialecte — — — de Bourgogne, 1870.

[4] Gloss. étymol. et comparatif du pat. picard, ancien et mod., 1851.

[5] Vocab. du bas langage rémois, 1845.

dasselbe auch bei Perrault-Dab.: »terme de construction, fenêtre à saillie hors du toit, suivant la mode *flamande*» (»La chose et le mot sont probablement une importation faite en Bourgogne au temps des ducs» Perr.-Dab.).

Nach Delboulle benennt man in Vallée d'Yères ein »fenêtre percée dans le grenier d'une maison» mit *belle-voisine*. Unzweifelhaft dasselbe W. wie das afrz. Adj. *belvoisin, bialvoisin, biauvisen*, welches Gdfr. mit »fabriqué à Beauvais, à la mode de Beauvais» erklärt: »*une fenestre biauvisenne*» (1304. Trav. aux chât. des c:tes d'Art., s. Gdfr.). Vgl. mit diesen zwei zuletzt erwähnten Fensterbezeichnungen das wall. *attique* (»terme de menuiserie, châssis d'imposte; la partie immobile d'une fenêtre qui se trouve au-dessus des deux vantaux» bei Body, Voc. des charrons, charpentiers et menuisiers in Bull. de la Soc. liég. 1863, 65), welches seinen Ursprung wohl einem Baustil mit attischen Pfeilern besonders an den oberen Teilen eines Gebäudes verdankt.

Ein deutsches Lehnwort ist das in der frz. Schweiz belegte *vouapa*, *vapa* »fenêtre en verre peint», welches wohl dem deutschen Wappen entstammt: »sur ces vitraux sont ordinairement peintes les armoiries du maître de la maison ou de ses amis, qui lui ont fait cadeau d'une fenêtre peinte, quand il a bâti sa maison» (Bridel, Gloss. du pays de la suisse rom. in Mém. et documents publiés par la Soc. d'histoire de la Suisse rom. XXI).

Ein Bodenfenster oder vielmehr eine einfache Luke bezeichnet »*gerbière*» in einigen Mundarten, so *guerbière* in der Normandie, (Moisy [1], Métivier [2]), lothr. *jèrbīr* (Rolland [3]), *jeulbire*, *jeurbire* (Jaclot [4]), Bas-Maine *jerbyér* (Dottin [5]), welche entweder so zu erklären, dass durch diese Luke »on fait passer les *gerbes*» (Dottin) oder dass sie »était bouchée de *gerbes*» (Métivier; »A Guernesey *guerbière* est le nom que

[1] Dict. du patois normand (région centrale), 1887.
[2] Dict. franco-norm. (Guernesey), 1870.
[3] Vocab. du pat. du pays messin (Romania 1873, 1876).
[4] Vocab. patois du pays messin, 1854.
[5] Gloss. du Bas-Maine, 1899.

l'on donne à la fenêtre, bouchée de gerbes, d'un grenier à foin» Moisy).

Unklar sind folgende Benennungen eines Fensters, resp. Dachfensters: Bas-Maine *kėnuʃ* (*ė* = *e* »moyen»; *u* = *u* fr.; *ʃ* = *ch* fr.) »lucarne» (Dottin), ital. *baluėri* f., *balüarda* »finestra» (Nigra in Arch. glottologico III. 53), savoy. *lwêzi* m. »petite lucarne, œuil de bœuf» (Const.-Désorm.[1]), Séquanie, Franche-Comté *tchafa* »lucarne» in Montbéliard (Monnier) und ital. *bėra, bŭra* (Atl. ling.).

II. Kellerfenster, Kellerloch.

Das Kellerloch dient hauptsächlich als Dunstloch, Abzugsloch, in zweiter Linie kommt auch die Bedeutung des Kellerlochs als »Lichtloch» in Betracht. Kein Wunder deshalb, dass auch jener Begriff eine bedeutende Rolle bei der Namengebung eines Kellerfensters gespielt hat. Schon die Römer hatten ihr spiraculum »Luftloch» aus spirare »atmen, hauchen» gebildet, ein Ausdruck, der im Afrz. sowohl in erbwörtl. Form wie *espirail* (*spiral*) als gelehrt *spiracle*, beide in der Bed. »Kellerloch», vorkommt. Ein spiraculum lebt in dieser Bed. auch im Prov. (Altprov.?) fort: *espirai* (Mstrl.), *spiray* (Andrews[2]), *éspiralh* (Duplan). Auf *spirale (aus spirare) gehen Formen wie *espirau*, *espiral* (*bespiral*, *respiral* bei Mstrl.; vgl. sp. *respiradero*) zurück.

Neben lat. spiraculum aus spirare ist wohl schon früh aus suspirare »ausdunsten» ein *suspiraculum gebildet worden, welches als Grundwort für die gewöhnl. schriftsprachliche Benennung *soupirail* »Kellerloch» vorausgesetzt werden muss. Dasselbe auch im Prov. belegbar: lang. *souspirail* (Gary), gasc. *soupiralh* (Duplan) in derselben Bed.

War hinsichtlich des lat. spiraculum schon das »Ausdunsten» der massgebende Faktor bei der Benennung des Begriffes, so zeigt sich dieser Faktor in noch mannigfaltigerer

---

[1] Diction. savoyard, 1902.

[2] Vocab. franç.-mentonais, 1877.

Weise bei den neueren Benennungen lebendig. Bevor wir aber zu diesen kommen, mögen einige andere Benennungen des Begriffes erwähnt werden, denen eine einfache Bedeutungsspezialisierung zugrunde liegt. So wird kurzum mit »Loch» das Kellerloch benannt: *traou* »soupirail»[1] in Provence (Avril), afrz. *pertuis* »soupirail» (Gdfr.), und endlich das im Norden und besonders im Osten gewöhnliche *larmier*, wovon oben näheres unter »Fenster». Ein »Loch» liegt vielleicht, obgleich das Etymon dunkel ist, noch folgenden Wörtern zugrunde: norm. *buette* »ouverture pour laisser pénétrer le jour dans une cave» (Delboulle), wall. *boëtte?* (vielleicht richtiger mit wall. *bawette* zusammenzustellen) »soupirail» (Sigart[2]). Ein *buette* könnte als Weiterentwicklung von *buhot* »camini spiraculum» (DC.) aufgefasst werden, welches wiederum nach Littré eine dimin. Form von *buie* ⟨ buga »trou» sein sollte. Das W. wäre somit aus germ. buk (vgl. bei Körting ital. *buca* »Loch» unter diesem W.) abzuleiten. Zu demselben Stamme buk müsste man vielleicht auch *bwelõ*, Bas-Maine, in der Bed. »soupirail» (Dottin, Suppl.) zurückführen.

Zwischen dem Begriff »Loch» überhaupt und spez. »Dunstloch» liegt das Loch, wovon überhaupt etwas ausgeht: champ. *essort* »soupirail de cave» (Saubinet, Tarbé), afrz. *essort:* fit et assit une croisee de fer sur *l'essort d'une cave* etc. (1431, Arch. législ. de Reims I. 506. Gdfr.); das Loch, wovon etwas ausströmt, ausstrahlt: wall. *rayelle* »soupirail» ist unzweifelhaft von lat. radiare (radius) »strahlen», afrz. *raiïer* »strahlen, strömen» (Körting) abzuleiten (vgl. frz. *rayère* »Wasserleitungsrohr»).

Das Kellerloch als »Luftloch»: gasc. *eiriau, airiau,* lim. *eirial*, lang. *airial* »soupirail» (Mstrl.; etwa ⟨ lat. aeriale, aer »Luft»); als »Windloch»: afrz. *esventail* »soupirail» (Gdfr.) und gelegentl. *ventillon* (id.); als »Hauchloch», »Dunstloch»: prov. *alenadou* »soupirail» (Mstrl.; ⟨ vulg. lat. *halena, viel-

[1] Das Beispiel Avrils lässt aber eine Spezialisierung gar nicht vermuten, hier näml. *traou* nur »Loch»: »*traou* que douno d'er à uno crotto» (Avril).

[2] Dict. du wallon de Mons et de la plus grande partie du Hainaut, 1870.

leicht eine Kontamination von halare »hauchen, ausdünsten» und anhelare »atmen»).

Bei allen Benennungen eines »Kellerfensters», die bis jetzt berührt worden, wenn wir von den Bedeutungsspezialisierungen von »Loch» absehen, ist das »Dunstloch», »Abzugsloch» bei der Namengebung charakteristisch gewesen (vgl. finn. *ilmareikä*, *henkireikä*). Ganz unbedeutend ist aber auch nicht der Einfluss derjenigen Begriffe auf die Bezeichnung eines »Kellerlochs» gewesen, die mit der Beleuchtung zusammenhängen. Hier das pik. *éclair* »soupirail» (Corblet; vgl. unter »Fenster» vulg. lat. clareria), hier *jour de croto* »soupirail de cave» (Mstrl.; vgl. unter »Fenster») und einige ebenfalls vereinzelte Benennungen, die mit der Beleuchtung verwandte Begriffe bezeichnen und schon unter »Fenster» erwähnt sind: *fenestroun* »soupirail» (Avril; eigentl. »kleines Fenster»; dim. Suff. -onem) und *lucarno* (daselbst; vgl. unter *larmier* unter »Fenster»).

Unter den bildlichen Ausdrücken kommt auch hier der Mund in Betracht, mag dann die äussere Form oder die Funktion des Mundes, das Trinken — das Luftloch »trinkt» die Luft herein — Vergleichungspunkte mit einem Abzugsloch eines Kellers geliefert haben: prov. *boujau* (gasc.), *boujal* (lang., lim.), *bouchal* (gasc.) »soupirail d'une cave» (Mistral, Vayssier), afrz. *boucau* (Gdfr.), vgl. das W. unter »Fenster». Auf ein »trinken» (lt. bibere) muss vielleicht gasc. *beyriál* (*béyro*) »soupirail, ouverture étroite pratiquée aux caves etc. pour donner un peu d'air ou de jour» zurückgeführt werden, oder, was mir annehmbarer scheint, liegt hier das obenerwähnte vulg. lat. veriale, etwa »Glasfenster» (das anlautende *b* unter spanischem Einfluss), zugrunde, eine Annahme, die um so mehr plausibel erscheint, da ja auch das afrz. W. in dieser Bed. vorkommt: le suppliant s'en entra dedans la cave . . . . par ledit *verial* etc. (Gdfr.).

Wir haben oben unter »Fenster» das afrz. *oie, ouye* und *ouy de cave* erwähnt (ein *ouie de cave* belegt auch Moisy in der Bed. »soupirail pour éclairer et aérer les caves sous terre»). Die äussere Form dieser Wörter liesse sich durch

ouir (lt. audire) erklären, und wir hätten es hier mit einer Benennung zu tun, wo das Luftloch des Kellers oder dessen Funktion mit einem Ohr oder der Funktion desselben verglichen würde. Vielleicht ist aber das in Blois von Thibault[1] belegte *ouis* »petite ouverture qui sert à l'aération d'une cave» dasselbe W. wie *ouie* oben; jenes *ouis*, welches Th. auch in der Form. *houis* verzeichnet, ist wiederum unzweifelhaft von lat. *ustium »Tür» abzuleiten; somit läge hier eine Bedeutungsverschiebung von Tür zu Fenster und weiter zu Kellerfenster, Kellerloch vor (vgl. portug. *janella* »Fenster» < januella, dim. lt. janua »Tür»).

»Der kleine Mond» heisst das Kellerloch in der Gascogne: *luneto de croto* (vgl. *luneto* oben unter »Fenster»).

»Kleines Viereck»: *cairniau, carniau* neben »lucarne» auch »soupirail» (Jossier Père; vgl. oben »Fenster»).

»Schiessscharte»: lang. *arquièiro* neben »lucarne» auch »soupirail» (Mstrl., D'Hombres-Charv.; vgl. oben »Fenster»).

Puitspelu belegt ein W. *furignon* »larmier de cave» und leitet es von *fúro* »furet» (?) ab: »*furignon* = trou par où passe le furet».

Afrz. *buse*, *buise* »conduit, soupirail» (Gdfr.) und fr.-comt. *bieno* (?) »soupirail» (Monnier) sind unklar.

Walter O. Streng.

Note sur un manuscrit des *Exempla* de Jacques de Vitry

Dans le *Catalogue des manuscrits de la Bibliothèque de l'Arsenal,* par H. Martin, on apprend que le manuscrit lat. 1100 (100 H. L.) contient comme dernier numéro un recueil d'exemples de la *Disciplina Clericalis* de Petrus Alphonsi.[2] Ce recueil commençant au f:o 65 et le manuscrit comprenant

---

[1] Gloss. du pays blaisois, 1892.

[2] T. II, 1886, p. 279. »N:o 6 f:o 65. Exempla quedam ex libris Petri Alfonsi. f:o 96 v⁰ —97. Tabula exemplorum.»

en tout 96 f:os, on s'attend par suite à trouver ici une copie complète du livre du juif espagnol, si répandu pendant le moyen âge. Or, il n'en est rien. Les exemples tirés de la *Disciplina* ne sont qu'au nombre de cinq [1] et ne s'étendent qu'au f:o 68 r:o. La suite est une collection d'exemples tirée du recueil des *Sermones vulgares* du célèbre prédicateur Jacques de Vitry († 1240). On n'a pas besoin de confronter les textes pour constater ce fait, car on lit à l'endroit précité: *Incipiunt quedam exempla que narrat magister iacobus de viteriacho* (ou plutôt *viteuiacho*) *in sermonibus suis.*

C'est probablement à cause de cette omission dans le catalogue que le manuscrit n'a pas été nommé par l'éditeur des *Exempla,* T. F. Crane [2]. Lecoy de la Marche, qui dans son livre *La Chaire française au moyen âge* [3] donne une liste des manuscrits de Jacques de Vitry, ne le mentionne pas non plus. Cela n'est vraiment d'aucune importance, le manuscrit en question datant, selon une annotation à la fin, de l'an 1418 et le choix des exemples qui s'y trouve étant à peu près le même que dans un autre manuscrit connu, et plus ancien, celui de la Bibliothèque Nationale de Paris, fonds lat. 18134 [4]. Comme ce manuscrit, le nôtre contient d'abord toute une suite d'histoires qui ne sont pas de Jacques de Vitry: sur 105 exemples il y a 39 étrangers à notre auteur et 66 qui peuvent être identifiés avec des chapitres de l'édition de Crane. Mais le fait mérite d'être signalé, d'abord pour la constatation de l'existence d'une autre copie du ms B. N. 18134 et ensuite pour ne pas induire en erreur ceux qui cherchent des traces de la *Disciplina Clericalis* dans les recueils d'exemples.

Je donnerai ci-dessous les rubriques des histoires du ms de l'Arsenal telles qu'elles sont dans le texte (les rubriques de la table diffèrent un peu), et je mettrai en parenthèse les correspondances de l'édition de Crane.

---

[1] Ce sont les numéros 1, 2, 11, 12 et 17 selon l'édition de Labouderie.

[2] *The Exempla or illustrative Stories from the Sermones Vulgares of Jacques de Vitry.* Edited by Thomas Frederick Crane. London, Folk-Lore Society, 1890.

[3] Paris 1868. P. 474.

[4] Voy. Crane, Introduction, p. L—LI.

Notre manuscrit suit très fidèlement l'ordre des histoires dans le ms B. N. 18134. Il omet cependant six histoires de ce ms, dont une n'est qu'une répétition d'une autre, et il a une histoire que le ms plus ancien n'a pas. Il s'arrête aussi beaucoup plus tôt que l'autre, car dans le ms 18134 il y a en somme 137 morceaux, dont 27 viennent après la dernière des histoires de notre manuscrit [1].

De abbate et monachis quibus demones illuserunt.

De homine qui hospitatus est apud Christum, contrarium exemplo precedenti.

De episcopo parisiensi.

De beato Bernardo et de duobus ejus monachis egrotantibus.

De Aristotele et uxori Alexandri.

De Magistro Sella et contra illos qui mortuos defraudant.

De heremita cui diabolus in specie hominis ministrabat et quomodo decepit eum.

De equo prelati quem frater ejus quadam arte optinuit.

De prelato delicato qui factus est monachus cisterniencis.

De predicatore qui dedit asinum leprosis.

De homine illo qui se ipsum cruci affixit.

De illo qui in fine orationis cogitavit si haberet equum cum sella.

De illo qui minus percussus ab amico magis lesum se reputavit.

De converso et de buffone.

De archiepiscopo remensi et de eodem converso.

De Sancto Theobaldo et de demone qui eum voluit impedire.

De diabolo qui duxit uxorem cujus lingvam non potebat sustinere.

---

[1] M. Edw. Järnström a bien voulu collationner pour moi les rubriques du ms 18134. — Les identifications avec ce manuscrit ont été faites par M. Crane dans son édition p. L note. Il y a cependant là quelques erreurs (fautes d'impression) que je me permets de corriger. Ligne 2: XLV (XIV), lisez XLV (XV); ligne 3: LIV (LVII), lisez LIV (LVIII); ligne 8: LXXXIII (CXXXIII), lisez LXXXIII (CXXXII); ligne 10: LXXXIX (CLXXVI), lisez LXXXIX CLXXVII).

De illo qui commendavit uxorem suam diabolo.
De diabolo et de fure.
De monacho qui noluit videri a matre.
De illo qui petiit patri ut daret ei duas uxores.
De pio dolo quo sanctus Bernardus militem ad religionem induxit.
De Sarraceno qui non exierat a Damasco.
De monacho abstinente ad cujus partes oleum habundavit.
De illo qui scrinia plena lapidibus reponebat in monasteriis.
De abbate et monacho pecunioso.
De filia comitis tholosani et ejus matre.
De saraceno cui curati sunt oculi per calcem vivam.
De illo qui ligavit cepe calidum super oculos suos.
De simia qui denarios perjecit in mare.
De sacerdote qui per contentionem cantavit vesperas.
De Maugreno qui fecit scolarem ligare.
De Maugreno qui non sciebat cartam legere.
De hermita qui cum baculo volebat ejicere denarum de cella sua.
De juvene quem diabolus temptavit et superavit.
De episcopo qui revelavit cuidam regi crimen filie sue.
De milite qui peccata sua confiteri nolebat.
De rege iniquo a demonibus liberato et salvato.
De curiali cujus sepultura incensa est.
De sancta moniali que in ecclesia sepulta dimidia apparuit incendi. (Crane CCLXXII).
De corpore Valentini ab ecclesia post mortem projecto. [1]
De diabolo portante saccum. (Crane XIX).
De asino amplexante dominum suum.
De discipulo mortuo. (Crane XXXI).
De illo qui appellavit ne daretur ei eucharistia. (Crane XXXIX).
De rege qui semper tristis erat quando curiam tenebat. (Crane XLII).
De rege qui adoravit pauperes. (Crane XLVII).

[1] Ici, le ms B. N. 18134 intercale deux histoires: De duobus burgensibus et de rustico, et De duobus ioculatoribus.

De vetula que ollam effregit et lac effudit. (Crane LI).

De monacho qui missus ad causas nunquam obtinebat. [1] (Crane LII).

De moniali qui sibi oculos eruit. (Crane LVII).

De moniali qui procuravit ut comprehenderetur. (Crane LVIII).

De pulice et febre. (Crane LIX).

De moniali qui non poterat exire a claustro quando ymagini b. marie inclinabat [1]. (Crane LX).

De virgine quam miles de prostibulo liberavit. (Crane LXI).

De virgine quam leo liberavit. (Crane LXIV).

De milite concurrente ad martirium et de cophino rosarum. (Crane CCCVII).

De abbate qui nolebat manducare parvos pisces. (Crane LXX).

De paupere qui cantabat et letabatur. (Crane LXVI).

De iniquo procuratore et joculatore. (Crane LXVII).

De abbate qui latronem convertit. (Crane LXVIII).

De sacerdote et asino. (Crane LVI).

De heremita dampnato et latrone salvato. (Crane LXXII).

De diabolo amphoras vacuas reportante. (Crane LXXV).

De heremita qui patrem suum occidit. (Crane LXXVI).

De rege et milite qui viderunt pauperem letantem et cantantem. (Crane LXXVIII).

De filio regis qui nunquam viderat mulieres. (Crane LXXXII).

De nobili domina que pellicium suum dedit pauperi mulieri. (Crane XCIII).

De leproso quem consueverat comes Theobaldus visitare. (Crane XCIV).

De nobili muliere que leprosum tulit in domum suam (Crane XCV).

De iohanne episcopo Alexandrino qui contendebat cum deo. (Crane XCVII).

---

[1] Ms B. N. 18134 intercale: De monacho qui missus est ad vendendum asinos.

[2] Cette histoire manque dans le ms B. N. 18134

De sancto Furseo abbate qui capam a feneratore accepit (Crane XCIX).

De milite quodam et paupere clerico. (Crane CIII).

De angelo et hermita qui sepelierunt peregrinum. (Crane CIV).

De muliere que nolebat expendere telam ad sepeliendum maritum suum. (Crane CVII).

De angelo qui ducit heremitam ad diversa hospicia. (Crane CIX).

De milite qui retinuit equum cognati sui. (Crane CXIV).

De iuvene qui dixit patri ut consuetudinem removeret de terra sua. (Crane CXVI).

De Saladino qui fecit circumferri modicum tele. (Crane CXIX).

De beata maria que filium suum dabat accipientibus crucis signum. (Crane CXXI).

De heremita cujus cella remota erat ab aqua. (Crane CXXVIII).

De peregrino cujus animam Deus cum gaudio extraxit a corpore. [1] (Crane CXXXII).

De feneratore qui pecuniam suam in tres partes diuisit. (Crane CLXVIII).

De illo qui in morte jussit pecuniam dari ad usuram ut inde fierent elemosine. (Crane CLXIX).

De feneratore qui animam suam commendavit diabolo. (Crane CLXX).

De monachis quos fenerator post mortem verberavit. (Crane CLXXVI).

De feneratore cujus cadaver asinus tulit ad furcas. (Crane CLXXVII).

De milite avaro et ejus capa. (Crane CLXXXI)

De muliere qui semper erat contraria viro suo. (Crane CCXXXVII).

De muliere que consueverat jurare. (Crane CCXX).

---

[1] Ms B. N. 18134 intercale: De illo qui ab indignis sacerdotibus nolebat recipere sacramentum.

De muliere que appellabat maritum suum pediculosum. (Crane CCXXI).

De muliere que pratum dicebat esse tonsum. (Crane CCXXII).

De homine qui inhibuit uxori ne digitum poneret in foramine. (Crane CCXXVIII).

De muliere que inebriavit maritum suum. (Crane CCXXXI).

De muliere que mortuum maritum suspendit. (Crane CCXXXII) [1].

De cyconia que commisit adulterum. (Crane CCXXXIV),

De muliere cui inhibuit maritus ne intraret furnum. (Crane CCXXXVI).

De heremita qui pallium suum fecore cadaveris mortue mulieris implevit. (Crane CCXLV).

De muliere que nocte venit ad cellam heremite. (Crane CCXLVI).

De quadam muliere peccatrice. (Crane CCLXXXII).

De clerico qui peccata sua scripsit et flendo peccata delevit. (Crane CCCI).

De illo qui faciebat patrem suum jacere in stabulo. (Crane CCLXXXVIII).

De monacho qui ferrum calidum sine lesione in manu tenebat. (Crane CCXLVII).

De invido et avaro. (Crane CXCVI).

De lecatore et meretrice. (Crane CC).

De ioculatore qui carnes salsas comedebat in tempestate maris. (Crane CCIII).

W. Söderhjelm.

---

[1] Ms B. N. 18134 intercale : De uetula que decepit castam mulierem et De muliere que inebriavit maritum suum.

Besprechungen.

L'abbé P.-J. Rousselot, Principes de phonètique expérimentale. Tome II. Paris, Welter, 1908. 1 vol. 8⁰, Ss. 639—1252. 30 Frcs netto. —

Der lange erwartete Schlussband des grossen Werkes Rousselots ist endlich nach einer Unterbrechung von 7 Jahren erschienen. Neben Scriptures *Elements of experimental phonetics* bildet es das vollständigste Nachschlagebuch, das wir augenblicklich besitzen; und es hat vor Scriptures Arbeit den Vorteil grösserer Vollständigkeit in philologischer Hinsicht. Gerade dieser Charakter dürfte die Arbeit besonders denjenigen Forschern empfehlen, die die Phonetik mit Rücksicht auf die philologischen Probleme oder auf die Sprachheilkunde treiben. Die praktischen (sprachwissenschaftlichen oder medizinischen) Anwendungen treten überall in den Vordergrund: die rein theoretischen Probleme werden weniger eingehend erörtert, wie dies bei einem Verfasser zu erwarten (und durchaus zu billigen) war, der als Philologe an die experimentelle Phonetik herantrat, und später ein wachsendes Interesse für die Tätigkeit des Institut de Laryngologie et d'Orthophonie in Paris gehegt hat. Aus dem Umstand, dass die Redaktion sich über eine lange Zeit hinauszog, und der Verfasser inzwischen neue Forschungsgebiete betrat, folgen Unebenheiten in der Komposition, die der Verfasser selbst in einer »Nachrede» eingesteht, ohne dass man ihm deshalb einen Vorwurf machen dürfte; man muss umgekehrt für die Fülle des dargebotenen Materials dankbar sein. — Dieser Band ist wie der erstere reich illustriert (326 Figg.)

Das Werk will nur die Prinzipien der Experimentalphonetik behandeln, und dem angehenden Forscher einen Leitfaden bieten. Danach muss es auch beurteilt werden. Es ist kein Grundriss der Phonetik vom experimentellen Standpunkte aus, und man darf nicht erwarten, über alle Fragen eine Antwort zu finden.

Der 1:ste Band behandelte die akustischen Grundbegriffe, das Gehör, die Versuchsmethoden, die Klangfarbe, die Sprechorgane, und im Kap. VI, Abt. 1—2 die allgemeinen Artikulationsverhältnisse und allgemeinen Merkmale der Lautklassen. Der vorliegende 2:te Band bringt zuerst (Kap. VI, Abt. 2, Schluss) nach überwiegend genetischen Gesichtspunkten die verschiedenen Laute: Vokale Ss. 646—850 (Rolle der Zunge, der Lippen, des Kiefers, des Segels, des Kehlkopfes, akustische Eigenschaften des Ansatzrohres, Luftstrom und Luftdruck), dann die Konsonanten (859—920), auch genetisch und akustisch; weiter verschwindende oder beginnende Laute (920—936). Die Abt. 3 ist der niederen Kombinationslehre gewidmet (936—989), Abt. 4 den Gestaltqualitäten der

zusammenhängenden Rede: Quantität, Tonhöhe, Intensität, Accent und Rythmus (989—1100). — Im Kap. VII (1109—1161) werden die sprachpädagogischen und medizinischen Anwendungen der experimentellen Phonetik dargestellt. Ein Anhang giebt, ausser Ergänzungen zum ersten Band, praktische Winke zur Fourierschen Analyse.

Als besonders interessant will ich hervorheben: Strömungsverhältnisse für die Vokale (Strömungsgeschwindigkeit, Lootenssche Wirbel im Ansatzrohr); akustische Analyse nach der Stimmgabelmethode, mit Koenigs Tonreihe und Resonatorenserie ausgeführt; Hörbarkeit und Verständlichkeit von Tönen und Klängen (Lauten) bei wechselndem Abstand, Versuche, die für das Studium der physiologischen Intensität und der Gehörsempfindungen wertvoll sind. Ein Nachteil des Werkes ist dagegen die spärliche Anführung der einschlägigen Literatur. Ein Register über alle Bilder wäre am Schlusse des Werkes willkommen gewesen.

Zum Schluss will ich eine Anzahl Bemerkungen über einzelne Punkte zusammenbringen, die mir beim ersten Durchlesen aufgefallen sind.

S. 692. — Zur Veranschaulichung der Lippenbewegung für die frz. Vokale des Pariserdialektes wird eine Zusammenstellung von Aufnahmen der Mundstellungen nach Zünd-Burguet [1]) gegeben. Ich kann meine früher hierselbst (1907, f. 37—44) entwickelten Ansichten nur wiederholen [2]): die Form der Mundöffnung hat bei *i, y, u* einen anderen Charakter als für *e, o, o*. Die Zusammenstellung bringt das noch klarer zum Vorschein: die Artikulation des »*u* moyen» (halbgeschlossenes *u* von *bouche*) weist gegen die des geschlossenen *o* einen Mangel an Runzelung der Lippen und einen weniger scharfen Schatten unter der unteren Lippe auf, die deutlich eine Zurückdrängung der Vorstülpung voraussetzen. Ebenso ist die Mundspalte für das halbgeschlossene *y* (in *suc*) breiter als für das geschlossene *o* [3]).

---

[1]) Die Artikulationen sind z. T. von den Bildern in Rousselots *Précis de prononciation française* etwas verschieden, stimmen aber im grossen und ganzen überein.

[2] Einen weiteren Beweis für diese Auffassung will ich hier kurz erwähnen. Ich habe früher (Deux questions de phonétique française, Mém. de la Soc. III) nachgewiesen, dass die Bindungsform von *p* mit nachfolgendem labialisiertem Vokal verschieden ist, je nachdem der Vokal ein niederer (*o, ö*) oder ein hoher Vokal (*y, u*) ist. Vor hohem Vokal stellt sich als Übergangslaut eine Art Lippen *r* ein, das sogar vor geschlossenen *o*, *ø* fehlt. Nun fehlt auch der Zwischenlaut vor den gerundenten »Halbvokalen» *w*, *ɥ* (*puis, pois*), eben weil die Lippenartikulation den *o*, *ø*, und nicht den *u*, *y* Charakter hat.

[3]) Es würde noch besser hervortreten, wenn man auch Profilaufnahmen hätte; es ist ein Mangel der Methode, dass es an solchen fehlt.

S. 813 fgg. — Die Strömungsverhältnisse der bei den Artikulationen ausgetriebenen Luft werden vom Verf. auf Grund eigener und anderer Versuche studiert. Merkwürdigerweise bleiben die Arbeiten Zwaardemakers [1]) unberücksichtigt, die auf diesem Gebiet, und speziell in technischer Hinsicht, von grosser Bedeutung sind. Zwaardemaker hat folgende Apparate konstruiert: einen Aerodromograph (Arch. f. Anat. u. Phys, physiol. Abt. 1904, Ss. 243—264) zur Bestimmung der Form und des Volums des Luftstromes; eine federnde Windfahne (ebda, 1902, Suppl. Ss. 399 fgg); einen Aerodromometer (Zs f. Instrumentenkunde, 1908). Zwaardemaker und Minkema haben über die bei der Artikulation in der Mundhöhle auftretenden Wirbel wertvolle Angaben veröffentlicht. — Auch hätten die bahnbrechenden Untersuchungen des Paters Lootens Erwähnung verdient.

Ss. 864 fgg. — Hier wird die Artikulation eigentümlicher georgischer Verschlusslaute besprochen. Der Verf. sagt S. 865, Fussn., dass sie bereits von Dr Azoulay 1902 bemerkt worden waren, hat aber übersehen, dass Sievers diese Laute in seiner Phonetik noch früher erwähnt und beschrieben hatte. Die 2 Elemente, die R. auf Grund seiner Experimente als charakteristisch hervorhebt: geringe Menge der ausgetriebenen Luft und Hebung des Kehlkopfes, finden sich dort richtig angezeigt [2]).

Ss. 872 fgg. Der Verf. kommt zum dänischen Stosston. Nach den überzeugenden Kurven, die er mitteilt, hat der normale inseldänische Stosston keinen vollständigen Glottisschluss. Ob die jütländischen Dialekte diesen Schluss kennen, bleibt eine offene Frage [3]). — Zu ähnlichen Schlüssen bin ich betreffend den lettischen Stosston gekommen. Die Kurven, die ich von 4 Letten (aus Kurland und Livland) erhalten habe, weisen durchgehends auf Tonbeharrung während des geschlossenen Sonors. Nur ist die Stelle des Stosses durch plötzliche, starke Verminderung der Amplituden gekennzeichnet (also gewaltige Einschnürung der Stimmritze). Auch scheinen Veränderungen in der Tonhöhe dem Stosse zu folgen; ich will jedoch keine Behauptung wagen, bevor ich die Wellen gemessen habe. Die Kurven sehen den dänischen sehr ähnlich aus.

Ss. 886 fgg. — Der Verf. bespricht die tönenden Aspiraten. Seinen früheren Skeptizismus hat er aufgegeben. Doch erhellt aus dem Wortlaut seiner Ausführungen nicht, ob er tönende Aspiration

---

[1]) Auch im Anhang vermisst man den Hinweis darauf.

[2]) Beiläufig gesagt, kann dieses Beispiel einzelnen Verachtern der Untersuchungen mit dem blossen Gehör zum Nachdenken empfohlen werden.

[3]) Wie mir Prof. H. Pipping mitteilte, war K. Verner in Aarhus geboren, und seine Angaben über den Stosston könnten daher seiner eigenen Aussprache entsprochen haben.

nur bei Lenes, oder auch bei Fortes zugiebt. Die angeführten Beispiele gelten jedenfalls nur aspirierte Lenes (stimmhafte Mediæ aspiratæ der idg. Grammatik): so im Loangodialekt (Bantusprachgruppe) und im Neuirischen. — Dass auch Fortes mit tönender Aspiration gebildet werden können, scheint mir ausser Zweifel. Die Experimente Hr Adzarians für das Armenische sind insofern nicht klar, als aus dem Texte nicht genügend hervorgeht, ob die Okklusive einen Fortis- oder Lenischarakter haben (Tenuis oder tonlose Media), und die Beobachtung Sievers' (Vorhandensein von Lenes und Fortes mit tönender Aspiration nebeneinander im armenischen Dialekt von Aštarak) wird dadurch nicht umgeworfen. — Der lappische Dialekt von Inari hat aber ein ausgebildetes System von aspirierten Tenues, wo sich die Aspiration, sowohl für mein Ohr wie auch auf den Kurven, als tönend erweist. Darüber wird die Abhandlung Mag. F. Äimäs hoffentlich Auskunft geben.

S. 915 werden Palatogramme von den englischen und französischen *sch*-Lauten mitgeteilt. Das Bild ist dem *Précis de prononciation française,* S. 62 entnommen; es kann aber unmöglich richtig sein, wie mir die erste Benutzung des Précis für meine Vorlesungen gezeigt hat. Nach dem Bilde wäre frz *ch* dental und mit schmaler Rinne gebildet, englisches *sh* dagegen cacuminal mit breiter Rinne. Ein Blick auf das Bild des Précis S. 59 für die *s*-Laute zeigt das umgekehrte Verhältnis, und erklärt auch den Unterschied. Es entstand beim Drucken des *Précis* eine Verwechselung, indem frz *ch* in das *s*-Bild, frz *s* in das *sch*-Bild geriet, was der Verf. auch diesmal übersehen hat.

Ss. 979 fgg. Hier wird die Silbenzählung behandelt. Die Ausführungen des Verf. sind zu kurz, und treffen m. E. den Kern der Frage nicht. Überhaupt hätte der ganze Abschnitt wegbleiben können, denn die dort erörterte Frage gehört eher in das metrische Gebiet als in das phonetische. Den Phonetiker interessiert nur das Problem: nach welchen Kriterien giebt sich die Silbe zu erkennen, und welche Veränderungen dürfen deren Elemente, besonders das sonantische, erleiden, ohne den Eindruck der Silbe zu vernichten? Darüber erfährt man a. a. O. nichts; der Verf. betrachtet nur die Frage von der Silbenzählung im frz. Verse, und zwar in Bezug auf 2 streitige Fälle (Reduzierung von Vokalen zu Halbvokalen im Hiatus und Verlust des unbetonten *ə*). Er geht vom »heutigen poetischen Vortrag» aus, was gerade bedenklich ist; denn nicht der Durchschnittsvortrag, auch nicht der Vortrag »der besten Künstler» darf als Grundlage der metrischen Forschung dienen, sondern der sinn- und stilgemässe Vortrag, was bereits eine strenge Wahl des Materials voraussetzt. M. E. muss die Frage experimentell folgendermassen gefasst werden. Dass der

Dichter eine gewisse Silbenzahl hat schreiben wollen, ist unzweifelhaft, und der Vortrag muss so eingerichtet werden, dass diese Silbenzahl herauskommt. Dadurch wird oft schon das Tempo (z. B. bei Hiatus im Inlaut) gegeben, und mit dem Tempo folgen weitere lautliche Charaktere des Vortrags, die von denen der gewöhnlichen Rede abweichen. Was die *ə* betrifft, brauchen sie nicht als solche (als Stellungslaute) artikuliert zu werden: sondern der Eindruck kann durch andere Mittel (abweichende Artikulations- und besonders Bindungsformen der umgebenden Laute) hervorgerufen werden. Was für Mittel *in casu* zur Anwendung kommen, das darf und muss die Phonetik erforschen; über die Qualifizierung des Vortrags hat aber nur die Metrik, bzw. die Rythmik zu urteilen. — Der Verf. sagt S. 982: »je crois que pour l'oreille *m l* [im Vers: *la femme se leva sans dire une parole,* vorgetragen *la fam səlva*] correspondent à deux syllabes seulement diminuées et non supprimées.» Da lag eben das phonetische Problem. Sofern der Vortrag rythmisch-metrisch gut war, muss eben (falls wirklich kein reduziertes *ə* dazwischen lag) die Artikulation von *m, l* eine ungewöhnliche gewesen sein (z. B. länger, oder stärker tönend, oder mit anderer Modulation, grösserer Intensität als sonst, o. dgl.). War der Vortrag dagegen metrisch falsch, dann ist er zu einer wissenschaftlichen Erforschung überhaupt unbrauchbar. Wir müssen einerseits die metrischen und phonetischen Gesichtspunkte geschieden halten, andrerseits darauf bestehen, dass nicht jede Versdeklamation zur Grundlage einer phonetischen Theorie des Verses dienen kann; sonst entgleist bald die ganze Forschung.

S. 1017 ist dem Verf. eine fehlerhafte Formel enschlüpft. Wenn eine gleiche Kraft auf verschiedene (ähnlich gebaute) Stimmgabeln einwirkt, und gesetzt, a_1, a_2, a_3, . . . seien die Schwingungsamplituden der Stimmgabeln, und l_1, l_2, l_3 . . . deren Schwingungsperioden, gilt nach den Experimenten Rousselots folgende Relation:

$$\frac{a_1}{l_1} = \frac{a_2}{l_2} = \frac{a_3}{l_3}$$

S. 1017 sagt er, dass die »Wellenlänge» (lapsus, muss hier »Periode» heissen), durch die Schwingungszahl ersetzt werden kann, hat aber übersehen, dass die Schwingungzahl $n = \frac{1}{l}$, und nicht l ist; die Gleichunngen

$$\frac{1}{233,5} = \frac{0,50}{467} = \frac{0,25}{934}$$

sind evident falsch, denn sie ergeben $1 = \frac{1}{4} = \frac{1}{16}$. Es soll also stehen $a_1 \; n_1 = a_2 \; n_2 = a_3 \; n_3$. Diese Grösse nennt nun R. die »mechanische Intensität». Mit der akustischen (physikalischen) Intensität ist sie aber nicht identisch, und das Verhältnis beider Grössen wird nirgends erörtert. Obige Formel erlaubt nur (falls das Gesetz für die ganze Tonskala gilt, und gleichen Reiz vorausgesetzt), aus der Amplitude einer gegebenen Stimmgabel die Amplituden aller anderen, und, unter Berücksichtigung des Dekrements, die totale Schwingungsbahn jeder Gabel für einen gewissen Zeitraum zu berechnen; sie giebt aber die akustische Intensität gar nicht. Die physikalische Intensität muss bekanntlich aus dem Ausdruck für die lebende Kraft der schwingenden Stimmgabel hergeleitet werden, also nach der Formel $K = 1/2 \; m \; v^2$. Die Massen m der untersuchten Stimmgabeln sind wohl ungleich, und müssten also mit in die Formel kommen. Die Grösse v ist eine Funktion der Amplituden und Schwingungszahlen, die also in die Intensitätsformel mit ihren Quadraten hineinkommen müssen. Es ist doch klar, dass der Ton, den ungleich grosse Gabeln bei gleichem Reiz geben, ebenso wohl ungleich stark ist, wie ungleich hoch. Das Verhältnis der Intensitäten I_1, I_2 von 2 Stimmgabeln wäre also unter diesen Umständen

$$\frac{I_1}{I_2} = \frac{m_1 \; a^2{}_1 \; n^2{}_1}{m_2 \; a_2{}^2 \; n^2{}_2},$$

nach welcher Formel die gleich darauf erwähnten Versuche (Ss. 1017 fgg.) zu beurteilen wären Der Vorgang bei diesen Versuchen erhellt nicht klar aus dem Wortlaut des Verf. (»Les mêmes diapasons, ébranlés avec la même force et maintenus avec l'archet au même point»): waren gleiche Amplituden erreicht, oder nur gleiche Anschlagskraft angewendet? Es scheint jedoch, als wäre hier gleiche Amplitude zu verstehen (was wiederum ungleiche akustische Intensität zur Folge hat); denn, wenn man in obiger Formel die a^2 streicht, und statt $n^2{}_2$, $n^2{}_3$: $4 \; n_1{}^2$, $16 \; n_1{}^2$, schreibt, wodurch $n^2{}_1$ wieder schwindet, so bekommt man für das Verhältnis der Hörbarkeitsabstände

$$\frac{I_1}{I_2} = \frac{m_1}{4 \; m_2} = \frac{3{,}47}{13{,}40} = \frac{1}{3{,}86}; \; \frac{I_1}{I_3} = \frac{m_1}{16 \; m_3} = \frac{3{,}47}{82{,}5} = \frac{1}{23{,}4},$$

was, in Anbetracht der unvolkcmmenen Versuchsanordnungen, leidlich gut stimmen würde. — Weiter muss dann die Anwendung

der Formel $I = \frac{a}{l}$ auf S. 821 abgelehnt werden, denn sie ergiebt $I = a\,l$, statt $a^2\,l^2$.

S. 1086. — Gegen meine (und Pippings) Methode für die Berechnung der Intensität zusammengesetzter Wellen durch Berechnung und Summierung der Partialintensitäten wendet R. ein, dass sie die Interferenzen der Teiltöne nicht berücksichtigt. Der Einwand ist mir nicht ganz klar. Die Interferenzen der Teiltöne geben sich bei der Kurve der gesamten Welle kund, und kommen also bei den Amplitudenbestimmungen zum Ausdruck; wenn sie für verschiedene Wellen verschieden sind, so ändert sich auch die Form der Gesamtkurve, und dementsprechend die Verteilung der Amplituden für die Teiltöne. Man müsste dann annehmen, dass die Intensitäten anders interferieren als die Amplituden; und dagegen habe ich meine Bedenken. Ich glaube, diese Methode ist, in dem jetzigen Zustande der akustischen Forschung, die sicherste.

Das Werk Rousselots darf in der Bibliothek des Fachmannes nicht fehlen. Daneben kann es dem Philologen und dem Pädagogen zum Nachschlagen warm empfohlen werden.

J. Poirot.

Wilhelm Viëtor, Deutsches Aussprachewörterbuch. 1 Heft. A-biogenetisch. Leipzig, O. R. Reisland, 1908. S. 1—48.

Seit 1882 schwebt die Frage über die Herausgabe eines deutschen orthoepischen Wörterbuches in der Luft. Dass das in N:o 4 des »Litteraturblattes für germanische und romanische Philologie» jenes Jahres angekündigte Wörterbuch von W. Viëtor damals ein frommer Wunsch bleiben musste, lag nicht nur daran, dass der Verfasser anderweitig in Anspruch genommen wurde, sondern auch an Hindernissen rein sachlicher Art. Die einschlägigen Streitfragen waren noch ein vollkommen unbearbeitetes Feld und das Ideal einer mustergültigen Aussprache nur erst theoretisch aufgestellt; in der Praxis herrschten hinsichtlich der Verwirklichung dieses Ideals noch sehr verworrene und einander widersprechende Ansichten. Drei Jahre später erschien dann W. Viëtors Büchlein »Die Aussprache des Schriftdeutschen», das neben Textproben in Lautschrift den ersten Versuch eines kleinen orthoepischen Wörterbuches brachte. Und 1898 endlich trat die bekannte »Bühnenkonferenz» zusammen, deren Ergebnisse Professor Th. Siebs unter dem Titel »Deutsche Bühnenaussprache» veröffentlichte. Nach diesen ein halbes Menschenalter währenden Vorbereitungen,

Prüfungen und Beratungen sind die prinzipiellen Gesichtspunkte nun soweit geklärt und festgelegt, dass an eine endgültige lexikalische Bearbeitung des Aussprachematerials geschritten werden konnte. Die Geduld der Sprachpädagogen, besonders im Auslande, ist durch die lange Vorbereitung auf eine harte Probe gestellt worden. Mit umso grösserer Befriedigung begrüssen wir nun das Erscheinen dieses Werkes, das, nach dem ersten Heft zu urteilen, eine ebenso zuverlässige wie gründliche und umfassende Belehrung verspricht. Das Werk soll 25 Bogen umfassen, die in etwa 8 Heften (à 40 Pf.) ausgegeben werden, und giebt nicht nur deutsche Wörter, sondern auch Fremdwörter und Namen. Es stellt sich in den Dienst der Ausspracheeinigung, die sich ja seit geraumer Zeit auf der deutschen Bühne und mit zunehmender Deutlichkeit auch im weiteren Kreise der Gebildeten beim mündlichen Gebrauch der Schriftsprache vollzieht, und zwar dergestalt, dass ihrem hochdeutschen (mittel- und süddeutschen) Formen- und Wortschatz eine niederdeutsche (norddeutsche) Lautgebung zuteil wird. Die zur Anwendung gekommene Lautschrift ist natürlich die der Association phonétique internationale.

Wir werden auf das Werk, sobald es vollständig vorliegt, zurückkommen und wünschen ihm die Verbreitung in Fach- und Laienkreisen, die ihm gebührt; wir hoffen, dass es dem verdienstvollen Verfasser vergönnt sein möge, uns recht bald mit dem Schlussheft dieses grossen Werkes zu beschenken, das seine wissenschaftlichen und praktischen Bemühungen um eine einheitliche Musteraussprache des Deutschen in würdiger Weise krönen wird.

J. Ö.

J. Priebsch, *Ein altfranzösisches Mariengebet* (Sonderabdruck aus dem Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Band CXXI, Heft 1—2).

—»— ***Drei altlothringische Mariengebete*** (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur, 1908).

—»— ***Zwei altfranzösische Mariengebete*** (From the Modern Language Review, Vol. IV, N:o 1, October, 1908, & N:o 2, January, 1909).

Ces trois mémoires donnent le texte de six poésies pieuses, toutes, à l'exception de la dernière, signalées par M. Priebsch pour la première fois.

I. La première — une prière à la Vierge dans la forme

assez rare de quatrains de décasyllabes monorimes [1] (début: *Reine dame, ki portas la dulçur, La med[e]cine de vie al pecchur)* — est tirée du ms. anglonormand Royal 2. A. IX du British Museum.

II. Les trois poèmes mentionnés en second lieu proviennent d'un livre de prières écrit, probablement à Metz, à l'usage d'une dame. Il est aujourd'hui coté Brit. Mus. Harl. 2955. Le premier (début: *Ave tres gloriouse dame d'umiliteit, Ave tres preciouse l s de virginiteit)* est la traduction d'une poésie latine imprimée par Dreves C'est une paraphrase de l'*Ave Maria* en 15 quatrains d'alexandrins monorimes [2] (dans les str. IV, V, VII—X les vers riment pourtant deux et deux). Comme c'est ordinairement le cas des poésies françaises insérées dans les livres de dévotion en latin, les vers sont très incorrects, et il est douteux qu'ils aient jamais été autrement construits. M. P. augmente de cinq numéros la liste de ces paraphrases dressée jadis par M. Paul Meyer et par moi. [3] — Le second poème a pour modèles deux poésies latines imprimées par Mone. La forme employée est le sixain rimant *aabccb* [4] (début: *Ave virge gratiouse. Virge meire gloriouse*). Au début, les vers sont de huit syllabes, mais ailleurs il y en a de dix syllabes. Des dix strophes du poème, la quatrième et la cinquième sont tout à fait irrégulières, ce qui semble provenir des modèles latins. — Le troisième poème, qui est en forme de dix quatrains d'octosyllabes rimant *aabb* [5] (début: *Ave dame, de cui volt naistre E soi de ton [saint] lait repaistre)* ne semble pas être une traduction du latin.

III. En troisième lieu M. P. publie deux poèmes qui ont pour sujet les quinze joies de Notre Dame. Le premier — 15 «strophes d'Hélinand» (début: *Recorder voil la joie primere, Ke veroyment esteit rivere*) — est tiré du ms. Royal 11. B. III du Musée Britannique (XIV:e siècle). Ce volume a jadis appartenu à l'abbaye Bury St Edmunds. L'éditeur suppose que le poème aurait été composé par un moine de cette abbaye, le même qui a inscrit son nom au dernier feuillet: *Frater Martinus me scripsit.* Je crois pourtant que ce n'est que le copiste, car cette forme strophique n'a guère été usitée en Angleterre [6]. Notre poème aura pu être composé en Normandie. — Je signale au v. 111 le verbe curieux

[1] A ajouter au groupe VII de Naetebus, *Nicht lyr. Stroph.*, p. 56.
[2] A ajouter au groupe VIII de Naetebus.
[3] V. *Mém. de la Soc. néophil*, IV, p. 351 et suiv. — On peut se demander si le verbe qui se trouve au v. 53, *Jhesuz rois amerouz, qui faime tout le munde,* est vraiment le même que celui qu'enregistre Godefroy *s. v.* FAMMER.
[4] A ajouter au groupe LXV de Naetebus.
[5] A ajouter au groupe XL de Naetebus.
[6] Comp. Naetebus, p 132.

enviner 'devenir du vin', que le poète emploie en parlant des noces de Cana *(Feseit l'ewe pure enviner)* [1].

Chacun des poèmes mentionnés ci-dessus a été conservé par un seul manuscrit. Il n'en est pas de même du poème que M. P. imprime en dernier lieu: on en connaît huit manuscrits, dont sept signalés par M. Paul Meyer [2]. L'éditeur a choisi pour son édition deux manuscrits exécutés dans l'Est; il reproduit le texte du ms. de Troyes n⁰ 1905 et donne au bas des pages les variantes du ms. d'Oxford, Bodl. Douce 39 (actuellement coté 21613). Il est toutefois à peu près certain que le poème n'a pas été composé dans ce dialecte. Les rimes *liosse: largesse*, *lioisse: destresce*, auxquelles l'éditeur semble attacher de l'importance (p. 73), ne prouvent naturellement rien, puisque ces mots transcrits en français central (*liece*, *largece*, *destrece*) donnent des rimes parfaitement régulières. Il aurait mieux valu imprimer un manuscrit écrit dans un dialecte du centre. — La transcription paraît en général correcte. *Recor* 191 doit pourtant être mal déchiffré pour *retor*.

Pour qu'on puisse arriver à mettre un peu d'ordre dans la riche littérature pieuse, qui tenait une si grande place dans la vie du moyen âge, il est nécessaire qu'un nombre suffisant de spécimens en soient mis au jour. Les travaux précités de M. Priebsch doivent être désignés comme une contribution bienvenue à la connaissance de ce genre littéraire trop négligé.

A. Långfors.

Rolf Seyfang, Quellen und Vorbilder des Epos 'Gaufrey'.

Dissertation ... der Universität zu Tübingen. Borna-Leipzig, 1908. 100 p. in-8⁰.

Gaufrey, publié en 1859 par Guessard et Chabaille, est une chanson de geste de l'époque de décadence qu'aujourd'hui on ne lit pas souvent — pas plus qu'on ne le faisait au moyen âge, à en juger par le fait qu'on ne connaît qu'un seul poème médiéval qui en fasse mention *(Maugis d'Aigremont)*. C'est l'histoire des douze fils de Doon de Mayence, mais surtout de Gaufrey, qui fut le père du célèbre Ogier de Danemark. L'auteur de cette chanson de geste a voulu combler la lacune qui existait entre l'histoire du grand-père, Doon, et celle du petit-fils, Ogier, en racontant comment le père de celui-ci, Gaufrey, conquit son fief, la terre de

[1] Dans toutes les publications mentionnées ci-dessus, M. P. relègue aux notes les leçons corrigées des manuscrits; il aurait mieux valu les mettre au pied de la page.

[2] *Bull. de la Soc. des anc. textes*, 1901, p. 68.

Danemark. Le poète n'a aucune originalité. Les données dont il a besoin, il les prend à *Doon de Mayence* et à la *Chevalerie Ogier*, et il les mêle aux mille et une banalités de la littérature épique. M. Seyfang est quelquefois tenté de voir des indices d'emprunt direct là où il s'agit plutôt de lieux communs dont il est difficile de prouver la provenance. En somme, toutefois, son travail, écrit dans un style parfois un peu trop verbeux, donne des résultats qui semblent à peu près définitifs.

L-F.

Kr. Nyrop, Italiensk Rejseledsager. Kjøbenhavn, Det Schubotheske Forlag, 1908. 96 S. 12:o.

Die vorzüglichen Lehr- und Lesebücher des Prof. Kr. Nyrop haben, wie bekannt, den Unterricht und das Selbststudium des Italienischen in den skandinavischen Ländern in hohem Grade erleichtert. Vorliegendes Büchlein hat eine ganz besondere Aufgabe: es will demjenigen Publikum als Reisebegleiter dienen, das vor der Abreise nach Italien sich noch gar nicht mit dem Erlernen der Sprache befasst hat. Allerlei gute Ratschläge werden erteilt, die einem auf der Eisenbahn, in Museen und Kirchen, in den Kaufläden, beim Mieten von Zimmern und vor allem beim Essen und Trinken von Nutzen sein können. Zu demselben Zwecke liegt ein Verzeichnis der notwendigsten Wörter und eine nicht sehr grosse, aber gut gewählte Anzahl von Phrasen, Fragen und Antworten vor. Von Grammatik ist überhaupt nicht die Rede.

Die italienische Aussprache wird kurz und bündig angegeben und vieles, das einer dänischen Zunge besonders schwer fallen dürfte, wird sehr gut hervorgehoben. Die beiden *e*- und *o*-Laute werden, sowie in Nyrop's Grammatik, durch verschiedene Accente bezeichnet; leider wird aber hier nicht wie dort die weiche Aussprache des *s* und des *z* (in Wörtern wie *rosa* und *pranzo)* angegeben. Viel eher hätte doch die Bemerkung (S. 11.) über die alltägliche Aussprache von *c* (als *sch* anstatt *tsch*) und die (auf S. 12.) über die florentinische Aussprache von *c* (als *h* anstatt *k)* wegfallen können. Die erstere kommt ja jedenfalls nur zwischen zwei Vokalen vor, während die andere für vulgär und sehr wenig nachahmenswert gilt, was wieder gar nicht hervorgehoben wird.

»Italiensk Rejseledsager» kann auch schwedisch-sprechenden Touristen aufs beste anempfohlen werden. Das Büchlein ist sehr praktisch eingerichtet und von bequemem Taschenformat.

A. P.

Poésie française 1800—1850, publiée et annotée par ***Kr. Nyrop.*** Copenhague et Christiania, Gyldendalske Boghandel—Nordisk Forlag, 1909. VII+152 p. in-8:o. Prix: 2 Kr. 25.

M. Nyrop, savant illustre doublé d'un pédagogue judicieux, a eu l'excellente idée de composer un *Recueil de textes français* pris dans les meilleurs auteurs et poètes français pour servir de base à l'enseignement universitaire du français. A l'heure actuelle, il a paru trois fascicules de cet ouvrage. Le premier de ces fascicules, publié déjà en 1895, est consacré à la *philologie française* et contient des extraits des œuvres linguistiques de quelques savants français, parmi lesquels il faut mentionner tout particulièrement Littré, G. Paris, A. Darmesteter, Bréal, Paul Meyer, Jeanroy et A. Thomas. Le second fascicule, paru en 1905, est une anthologie de poésies de la seconde moitié du XIX:e siècle (*Poésie française 1850—1900*). Enfin, le troisième fascicule, dont le titre est donné ci-dessus, nous fait connaître quelques-unes des meilleures poésies des grands lyriques de la première moitié du siècle passé: Béranger, Théophile Gautier, Victor Hugo, Lamartine, Musset et Alfred de Vigny. Les deux derniers fascicules sont munis de *notes explicatives* (en français), dans lesquelles M. Nyrop donne des éclaircissements utiles à la compréhension du texte. Je ne trouve rien d'important à redire à ces «notes» claires et souvent intéressantes, sinon que M. Nyrop aurait bien pu en donner davantage, sans crainte du superflu. Que M. Nyrop me permette seulement d'indiquer brièvement le sens du vers de Victor Hugo

Mesurez la hauteur du géant sur la poudre
(*Odes* II, no. 4, sect. II, str. 6, v. 4; éd. p. 76.)

que l'éditeur déclare obscur (p. 149). Voici l'explication que je propose, d'accord avec mon collègue M. Jean Poirot, que j'ai consulté là-dessus:

Victor Hugo veut dire, dans la strophe en question, qu'on a exagéré la grandeur de Napoléon. Il n'a pu faire ce qu'il a fait que grâce à la nation *française*, à laquelle revient par conséquent une bonne partie de sa gloire. De son vivant, Napoléon faisait l'effet d'un géant énorme. Maintenant, après sa chute, il est plus facile de mesurer exactement sa stature. «Mesurez la hauteur du géant maintenant qu'il est étendu par terre, [et vous verrez qu'il est moins grand qu'il ne paraissait]».

A. Wallensköld.

Solmu Nyström, Deutsches Lesebuch. Borgå, W. Söderström, 1908. 295 S. 8:o Dazu »Sanaluettelo» 41+100 S.

Das Lesebuch zerfällt in drei Abteilungen: »Vorbereitende Übungen», »Leichte Stücke verschiedenen Inhalts» und »Deutschland, Land und Leute. Aus der deutschen Litteratur», von denen die beiden ersten zum grössten Teil schon aus dem vor etwa anderthalb Jahren erschienenen Lehrbuch desselben Verf. bekannt sind. Der Plan, nach welchem diese zwei Abteilungen zusammengestellt sind, ist im wesentlichen derselbe wie im Lehrbuche. Was die Anordnung der Grammatik betrifft, kommen gewisse Veränderungen bezw. Verbesserungen in bezug auf die Folge, in welcher die verschiedenen Flexionsformen aufgenommen werden, vor. Sonst scheint die Behandlung des grammatikalischen Stoffes überhaupt in dieser Version des Buches ruhiger und gleichmässiger zu sein, obgleich der Verf. auch hier dann und wann zu rasch vorwärts geht und der Text bisweilen zu wenig Material für die nach den angegebenen Anweisungen einzuübende Grammatik bietet.

Vollständig neu ist dagegen die dritte Abteilung, die auch separat gebunden vorliegt und für die Oberstufe berechnet ist. Nach modernen Prinzipien will sie, wie ja schon aus der Überschrift hervorgeht, durch die Lektüre den Schülern auch reale Kenntnisse von dem deutschen Lande und Volke beibringen. Obgleich die »Realienkunde» also einen ganz bedeutenden Platz im Buche einnimmt, ist das ästhetische Element keineswegs versäumt, und eine genügend grosse Menge von hübschen Gedichten und Erzählungen kommen zwischen den Stücken realen Inhalts vor, wodurch eine wünschenswerte Abwechslung in der Lektüre erreicht wird. Übrigens sind diese Stücke aus der schönen Litteratur oft so gewählt, dass sie sich in irgend einer Beziehung stofflich an das eben vorher behandelte reale Tema anschliessen. Die Wahl der Texte findet der Rez. im grossen und ganzen sehr gut getroffen; sie sind überhaupt instruktiv und unterhaltend. Als besonders verdienstvoll mögen die Schilderungen der Volksstämme der verschiedenen Landesteile Deutschlands nach O. Weise hervorgehoben werden. Diese Beschreibungen von den Bayern, Alemannen, Preussen u. s. w. bilden so zu sagen das Zentrale des Buches und geben demselben seinen Charakter. Um dieselben gruppiren sich oft dann dem Inhalt nach andere Stücke. Am zahlreichsten sind die geographischen, von denen einige jedoch ziemlich überflüssig wirken, wie z. B. St. 17, 44, 46, deren Beschreibungen eigentümlicher Erscheinungen in Norddeutschland und der Schweiz teils allzu speziell erscheinen teils wiederholen, was auch in anderen Stücken zu lesen steht. Es giebt zuweilen des Guten ein bischen zu viel. St. 28

scheint dem Rez. sehr trocken. Unter den historischen Stücken findet man drei oder vier ganz fesselnde Kulturbilder aus der älteren Geschichte Deutschlands; aus der neueren deutschen Geschichte giebt es dagegen sehr wenig. Dies beruht vielleicht teilweise darauf, dass in der zweiten Abteilung des Buches auch Erzählungen aus derselben vorkommen. Von den St. 63—70, die den deutschen Klassikern gewidmet sind, gefällt dem Rez. St. 67 »Eine Aufführung der 'Räuber'» weniger. Es wird darin vielmehr von dem Auftreten der deutschen Studenten als von der Aufführung des berühmten Dramas gesprochen, und das Stück zeigt vielmehr wie der »Landesfürst» als wie Schiller von den Deutschen verehrt wurde. Im Gedichte »Über allen Gipfeln» ist ein Druckfehler(?) zu notiren: *Vöglein* statt *Vögelein*. Sonst kommen im Buche, wie schon hervorgehoben wurde, Gedichte und Erzählungen ganz zahlreich vor nicht nur aus der klassischen sondern auch aus der neueren Litteratur, und sogar die modernsten Dichter sind durch Auszüge aus Frenssens Jörn Uhl und Otto Ernsts Asmus Semper vertreten. — Ohne Zweifel giebt das Lesebuch den Schülern ein recht anschauliches Bild von Deutschland und deutschen Verhältnissen. Doch bleiben darin einige ganz wichtige Gebiete, wie z. B. Handel und Industrie, das Militärwesen, die Wissenschaft, fast völlig unberührt, abgesehen von einigen Worten hie und da. Es wäre aber wünschenswert gewesen, dass auch diese Gebiete ihre besonderen Stücke erhalten hätten, um das Bild von deutschem Leben und Wirken zu ergänzen. Das Buch brauchte dadurch nicht um allzu viel Seiten grösser zu werden, da ja einige von den jetzt darin befindlichen Stücken statt dessen mit Vorteil weggelassen werden könnten, wie z. B. eben die vom Rez. oben als weniger gut bezeichneten. Zu diesen gehört auch St. 74, das dem Rez. ziemlich geschmacklos und übertrieben scheint.

Das Buch ist mit 40 Illustrationen und einer Landkarte von Deutschland versehen. Für die erste Abteilung giebt es zum Schlusse für jede Lektion ein Wörterverzeichnis; für die zwei letzteren sind alphabetische Verzeichnisse besonders erschienen, leider aber nur in der finnischen Sprache. Hoffentlich wird Hr. N. in der nächsten Zukunft, d. h. vor Beginn des nächsten Herbstsemesters, auch für die schwedischen Schulen solche Verzeichnisse herausgeben. Denn das Buch verdient in unsere Schulen eingeführt zu werden.

M. Wasenius.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 6. Februar 1909, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. W. Söderhjelm, der Vorstand und 16 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neue Mitglieder des Vereins wurden aufgenommen: Mag. phil. Fräulein *Irene Emeléus,* Fräulein *Emma Hirn,* Fräulein *Maria Lavonius* und Student *Johannes Aavik.*

§ 3.

Der Bericht der Revisoren für das Jahr 1908 wurde verlesen:

»Bericht der Revisoren

über die Kassenverwaltung des Neuphilologischen Vereins für die Periode 1. Januar 1908—1. Januar 1909.

Einnahmen:

Abonnements der Neuphil. Mitteilungen	Fmk	358: 85
Jahresabgaben für das akad. Jahr 1907—8 (Jan. 1908)	»	696: —
Jahresabgaben für das akad. Jahr 1908—9 (Dez. 1908)	»	711: —
Von der Universität für die N. M. angewiesen . .	»	500: —
Verkaufte Exemplare der »Mémoires» T. IV . .	»	12: 80
Zinsen für 1907	»	47: 15
Summe	Fmk	2,325: 80
In der Kasse den 1. Januar 1908	»	1,703: 94
Summe	Fmk	4,029: 74

Ausgaben:

Druckkosten der Neuphil. Mitt. (Nr. 5—8 1907)	Fmk	420:	37
» » » » (Nr. 1—8 1908)	»	1,200:	95
Verfasserhonorare für die Neuphil. Mitt.	»	280:	—
Porto, Stempelmarken und Distribution	»	226:	73
Anzeigen	»	83:	50
Bedienung	»	74:	—
Jahresfest	»	50:	—
Druckkosten für ein Zirkular	»	30:	—
Verzeichnis der Lehrer der neueren Sprachen .	»	8:	—
Eingekaufte vergriffene Hefte der Neuphil. Mitt.	»	1:	50
Summe	Fmk	2,375:	05
In der Kasse den 1. Januar 1909	»	1,654:	69
Summe	Fmk	4,029:	74

Bei der heute bewerkstelligten Revision der Kassenverwaltung haben wir sämtliche Posten mit den uns vorgelegten Verifikaten übereinstimmend gefunden, und schlagen wir deshalb vor, dem Kassenverwalter Decharge zu erteilen.

Helsingfors d. 6. Februar 1909.

Jenny af Forselles. *Matias Wasenius.*»

Dem Kassenverwalter, Dozenten A. Långfors, wurde Decharge erteilt.

§ 4.

Der Vorsitzende teilte mit, der Vorstand habe das Ehrenmitglied des Vereins, Staatsrat *C. G. Estlander,* der sich in Gardone-Riviera befand, mit folgendem Telegramm anlässlich seines 75. Geburtstages den 31. Januar begrüsst:

»Félicitations respectueuses.

Pour la Société Néo-philologique:

Söderhjelm. *Wallensköld.* *Suolahti.* *Långfors.*»

§ 5.

Der Vorsitzende erwähnte, Professor *A. Jeanroy* in Toulouse habe den Verein wiederum durch Zusendung eines Sympatiebeweises (des Buches »Les Troubadours, leurs vies, leurs œuvres, leur influence» Paris 1908, von J. Anglade) erfreut.

§ 6.

Der Vorsitzende meldete, der Vorstand des Vereins habe die Einladung angenommen, mit der Dirección General de Estadística del Uruguay (Montevideo) in Schriftenaustausch zu treten.

§ 7.

Dr *Oiva Joh. Tallgren* hielt einen Vortrag über das Thema: »La poésie sicilienne au XIII:e siècle».

§ 8.

Dr *I. Hortling* verlas den Bericht über die im Januar abgehaltene Neuphilologenversammlung[1].

§ 9.

Anlässlich des von der Neuphilologenversammlung ausgesprochenen Wunsches, dass der Neuphilologische Verein gewisse von der Neuphilologenversammlung wegen Mangel an Zeit nicht endgültig behandelte Fragen zur Diskussion aufnehmen sollte, um dann eventuelle weitere Massregeln zu treffen, wurde ein Komitee eingesetzt, zu dessen Mitgliedern *der Vorstand* des Vereins sowie Prof. *Söderhjelm*, Dr *E. Hagfors* und Dr *I. Hortling* gewählt wurden.

In fidem:
A. Långfors.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 27. Februar 1909, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. W. Söderhjelm, der erste Vorsitzende Prof. A. Wallensköld und 19 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als Mitglieder des Jahresfestkomitees wurden gewählt: Fräulein *A. Bohnhof*, Fräulein *E. Lindelöf*, Frau *T. Råbergh*, die Herren Stud. *J. Vasenius* und Mag. phil. *M. Wasenius*.

[1] S. Neuphil. Mitt. 1909, S. 1—12.

§ 3.

Das im § 9 des Protokolls der vorigen Sitzung erwähnte Komitee erstattete Bericht über seine Tätigkeit; Prof. *Söderhjelm* meldete, dass er verhindert gewesen sei, an der Arbeit des Komitees teilzunehmen. Der Verein beschloss, in Übereinstimmung mit dem Vorschlage des Komitees:

1) in einer an den Senat gerichteten Einlage zu ersuchen, dass die drei für die Lehrer der deutschen und der französischen Sprache bestimmten Reisestipendien auf sechs vermehrt würden, und dass auch Lehrer der englischen Sprache berechtigt würden sich um diese Stipendien zu bewerben;

2) in einem an die Schulbehörde gerichteten Schreiben zu ersuchen, dass die Schulbehörde für eine neue Regulierung der den Lektoren der deutschen Sprache zukommenden Honorare für Heftkorrekturen Schritte ergreifen möge, und zwar in der Richtung, dass dieses Honorar demjenigen gleichgesetzt würde, das die Lektoren der lateinischen Sprache erhielten, und dass für Klassen mit mehr als 30 Schülern dasselbe in doppelter Höhe berechnet würde.

§ 4.

Prof. *W. Söderhjelm* hielt einen Vortrag über die wissenschaftliche Ausbildung der modernsprachlichen Lehrer, der in folgende Thesen ausmündete:

1) Der akademische Unterricht in den modernen Sprachen muss einen durchaus wissenschaftlichen Charakter haben, wenn er auf der Höhe des Unterrichts in anderen Fächern stehen will; dies ist nur möglich, wenn die historische Sprachentwickelung genügend ins Auge gefasst wird.

2) Die lebende Sprache soll dabei nie ausser Acht gelassen werden; es ist wünschenswert, dass auch der historische Unterricht, mehr als bisher geschehen, von ihr ausgeht und dass sie auch in anderen Hinsichten sorgfältig beleuchtet wird; deswegen sollten auch die wissenschaftlichen Lehrer fleissig über moderne Texte lesen.

3) Es wäre zu wünschen, dass die Lektoren besondere Kurse für angehende Neuphilologen veranstalteten und ihnen nicht das Zeugnis gäben, bevor dieselben alle billigen Anforderungen erfüllen. Im Examen bei dem Professor wird auf die Übersetzungsprobe ein besonderes Gewicht gelegt.

4) Für das litterarische Examen wird eine Anzahl Texte vorgeschrieben.

Die an diese Thesen sich anknüpfende Diskussion, an welcher Prof. *A. Wallensköld,* die Universitätslektoren *J. Schlegel, J. Öh-*

quist und *J. Poirot* sowie Oberlehrer Dr *E. Hagfors* teilnamen, berührte besonders die Verhältnisse zwischen dem Unterricht der Lektoren und demjenigen der Professoren (bezw. Dozenten). Der Erstgenannte wollte besonders hervorheben, dass es viel angemessener sei, den sprachgeschichtlichen Unterricht an einen mittelalterlichen als an einen modernen Text anzuknüpfen.

In fidem:

A. Långfors.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 15. März 1909 (Jahresfest), bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident, der erste und zweite Vorsitzende und 30 Mitglieder anwesend waren. In der Abwesenheit des Schriftführers wurde das Protokoll von Mag. phil. M. Wasenius geführt.

§ 1.

Professor *A. Wallensköld* hielt in schwedischer Sprache einen Vortrag über die »neuprovenzalische Nationalitätsbewegung».

§ 2.

Es folgte ein geselliges Beisammensein, wobei Reden von den Professoren Söderhjelm und Wallensköld gehalten wurden. Das Programm enthielt Gesang und Musik, eine Festpublikation, u. a.

In fidem:

Matias Wasenius.

Eingesandte Litteratur.

J. Fürstenhoff, De l'adoption du français comme langue auxiliaire internationale. 22 p. in-8:o. (Extrait de la *Revue des Idées,* 15 oct. 1908).

L'auteur, professeur de l'Extension universitaire de Belgique, veut démontrer 1:o »le besoin urgent d'une langue auxiliaire», 2:o »l'inadmissibilité des langues mortes et artificielles», 3:o »les raisons philologiques, historiques et politiques qui désignent la langue

française au choix des peuples pour leurs échanges internationaux». M. F. paraît être l'âme directrice d'un groupe d'hommes de science qui s'est constitué en comité provisoire d'une »entente scientifique internationale pour l'adoption d'une langue auxiliaire». Les personnes qui adhèrent à ce programme et voudraient être inscrites parmi les membres du Comité d'organisation d'une *Entente scientifique internationale pour l'adoption du français comme langue auxiliaire* sont priées de s'adresser à M. J. Fürstenhoff, 33, rue de Toulouse, à Bruxelles.

I. E. Kerkkola, Deutsche Stilproben: Lesestücke für die oberen Klassen höherer Lehranstalten ausgewählt und bearbeitet. Helsingfors, Otava, 1909. 158 S. 8:o. Preis Fmk. 2: 75.

E. Lefèvre, Le Cinquantenaire de *Mirèio* (1859—1909). Notes Bibliographiques et Iconographiques. 21 p. in-8:o. (Extrait de la *Revue de Provence et de Langue d'Oc,* Nouv. sér., n:os 3 et 4, mars et avril 1909).

Rudolf Pestalozzi, Syntaktische Beiträge: I. Systematik der Syntax seit Ries; II. Die Casus in Johannes Kesslers Sabbata. Leipzig, Ed. Avenarius, 1909. 80 S. 8:o. Preis Rmk. 3. (= Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie, herausgegeben von Dr. phil. Wilhelm Uhl, ao. Professor an der Albertus-Universität zu Königsberg. 12. Heft).

B. Schädel, Manual de fonètica catalana. Cöthen, O. Schulze, 1908. VIII + 88 S. 8:o.

Schriftenaustausch.

Bibliographia phonetica, Jahrg. 1909, Nr. 2.

Bulletin de dialectologie romane, année I (1909), no. 1 (Janv.—mars). — Contient, entre autres, un article fort intéressant de H. Morf intitulé *Mundartenforschung und Geschichte auf romanischem Gebiet* (17 p.).

Maal og minne, Norske Studier. Utgit av Bymaals-Laget ved Magnus Olsen. 1. hefte 1909. Bymaals-lagets forlag, Kristiania (Øvre Slotsgade 29). Kommissionær for utlandet: H. Aschehoug & C:o, Kristiania. — Dieses erste Heft der neuen Zeitschrift, welche dem Studium des norwegischen Geisteslebens von uralter Zeit bis zu unseren Tagen gewidmet ist, enthält u. a. wertvolle Aufsätze von Moltke Moe (»Det mytiske tænkesæt») und Magnus Olsen (»Fra gammelnorsk myte og kultus»). Preis: 3 Kronen jährlich (10 Druckbogen).

Modern Language Notes, Vol. XXIV (1909), No. 3.

Päivä, Jahrg. 1909, Nr. 8—14.

Revue de Provence et de langue d'Oc, année 1909, n:os 3—4. — Contiennent, entre autres, la suite et la fin de l'*Esquisse d'une Histoire de la littérature béarnaise,* par L. Batcave, et *Le Cinquantenaire de Mirèio, Notes Bibliographiques et Iconographiques (1859—1909)* par Ed. Lefèvre.

Mitteilungen.

Ferienkurse: In *Jena* vom 4. bis 17. August. — In *Marburg* vom 7. bis 28. Juli (erster Kursus) und vom 4. bis 25. August (zweiter Kursus). — In *Paris* (Alliance française) vom 1. bis 31. Juli (erster Kursus) und vom 1. bis 31. August (zweiter Kursus). — In *Versailles* vom 29. Juli bis 21. August (erster Kursus) und vom 23. August bis 14. September (zweiter Kursus).

Ausländische Adressen: *Hamburg,* Pension Internationale (Fräulein Winckel), Holzdamm 38; *Jena,* Fräulein Wentzell, Forstweg 14, und Frau Mahr, Gartenstr. 4; *Osnabrück,* Frau Dr. Toni Denckmann, Collegienwall 12 C; *Weimar,* Pension von Berg, Wörthstr. 37; sämtlich empfohlen von Fräulein Maria Lavonius, Helsingfors, Georgsg. 2.

Der Redaktion sind folgende Schreiben zugekommen:

»Im Begriff eine neue Auflage meines deutschen Lehrbuchs zu veranstalten, gestatte ich mir, an die verehrten Kollegen, die dasselbe im Unterrichte benutzt haben, die Bitte zu richten, mir ihre Erfahrungen mitzuteilen und mich auf Mängel aufmerksam zu machen. Anregungen zu Änderungen und Verbesserungen erbitte ich mir unter der Adresse: *Wiborg, Pellervostr. 16.* Die zweite Auflage geht Anfang Juni in die Presse.

Solmu Nyström».

»Im Juni beginnt die Drucklegung einer neuen Auflage meines Lesebuches «*Deutsche Prosa und Dichtung*». Ich wäre dankbar, wenn die Damen und Herren, denen irgend welche Veränderungen in Plan und Aufstellung des Buches wünschenwert erscheinen, mir vor dem 1 Juni diesbezügliche Mitteilungen machen wollten. Helsingfors, Michaelsstr. 1.

Johannes Öhquist».

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 5	Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.	1909

Le Congrès International des Langues Vivantes de Paris

(13—17 avril 1909)

Ses travaux, ses résultats et sa signification.

Un congrès international, comme celui qui s'est tenu à Paris au printemps dernier, offre un intérêt général à plus d'un point de vue. D'abord, il est toujours utile d'entendre discuter, par les hommes les plus compétents de nations diverses, les problèmes qui touchent à l'éducation et à l'instruction de la jeunesse; on aime à apprendre quelles furent leurs expériences personnelles, quels sont les résultats qu'ils ont obtenus, quelles sont leurs espérances et aussi quelles furent leurs déceptions dans leur œuvre pédagogique et dans leur tâche quotidienne. Il ne saurait être indifférent à un homme cultivé de connaître comment les représentants des différents pays civilisés cherchent à adopter, en vue d'un but commun, des méthodes spéciales, appropriées aux besoins et aux habitudes intellectuelles ou sociales de leurs compatriotes et de leur génération. Enfin, il est réellement captivant de voir comment chaque nation cherche à réaliser son *idéal d'une éducation moderne* et quels moyens elle emploie pour parvenir à ce but.

Plus un congrès est *international*, plus il y a de chances pour que les membres qui en font partie s'élèvent au-dessus des petites questions de clocher, au-dessus des problèmes

d'intérêt matériel (traitement, nombre d'heures de service, droits professionnels, retraite, etc.), qui se posent différemment dans chaque pays et qui n'ont d'intérêt que pour le corps enseignant; tout poussera les orateurs et les rapporteurs à discuter les questions plus générales qui préoccupent l'élite de toutes les nations européennes.

C'est ce qui est arrivé pour le congrès organisé par la «Société des professeurs de langues vivantes de l'enseignement public», sous la présidence d'honneur de M. le Ministre de l'Instruction publique, de M. le Ministre du Commerce et de l'Industrie, et de M. le Ministre des Affaires étrangères. Si l'assemblée internationale n'a pas trouvé la solution définitive de tous les problèmes posés — et quel est le congrès qui a résolu toutes les difficultés? — du moins n'a-t-elle abordé que des questions d'un intérêt général, auxquelles sont également intéressées toutes les nations qui s'occupent de langues vivantes.

De là son importance et son intérêt.

Ce caractère international apparaît d'une façon très nette dans le vaste programme des travaux du Congrès.

Vu le nombre et la variété des questions à traiter, le comité avait décidé, dans ses réunions préliminaires, de diviser les travaux en trois grandes sections.

La *première de ces sections* fut consacrée à la discussion de toutes les questions se rapportant à la préparation des futurs professeurs de langues vivantes en France et dans les autres pays. Le Congrès a étudié comment il convient de donner aux étudiants une solide préparation *générale*, aussi bien *littéraire* que *philosophique;* car il est aujourd'hui admis, non seulement en France, mais dans tous les pays où l'on enseigne les langues vivantes, que les professeurs de cette branche doivent avoir une culture générale égale à celle de leurs collègues.

Puis l'assemblée a examiné comment on peut faciliter aux étudiants l'acquisition parfaite, la connaissance *pratique* de la langue étrangère qu'ils seront chargés d'enseigner [1]. Si

[1] Rapport de M. PICQUET, professeur de littérature étrangère à l'Université de Lille.

les délégués de toutes les nations civilisées ont reconnu que le terme nécessaire des études philologiques doit être un séjour aussi prolongé que possible (*au moins douze à quinze mois*) en pays étranger, ils ont été non moins unanimes à proclamer que des efforts énergiques doivent être faits pour développer les connaissances *pratiques* et perfectionner la *prononciation* des jeunes philologues.

Les récentes découvertes de la phonétique viennent apporter aux professeurs de faculté un secours inespéré. Dans un rapport remarquable, un ancien attaché au laboratoire de phonétique expérimentale du Collège de France, M. ZÜND-BURGUET, a montré comment la méthode imitative doit être complétée par des procédés relevant directement de la connaissance des organes de la parole, autrement dit de la physiologie vocale ou phonétique. Il existe aujourd'hui tout un ensemble de moyens pratiques et d'appareils simples et peu coûteux, qui permettent d'améliorer, de redresser et de corriger la prononciation des élèves, même les moins bien doués. Les résultats sont, paraît-il, très satisfaisants, et l'expérience des congressistes allemands est venue confirmer les affirmations du savant français.

De plus, on devrait donner aux futurs professeurs des connaissances plus étendues sur les mœurs et sur l'histoire de la langue et de la grammaire d'un peuple [1]. Le jour où l'on fera comprendre aux étudiants le *pourquoi* des faits linguistiques qu'ils ont pu constater, ils retiendront beaucoup mieux ce qu'on leur a montré; lorsqu'ils connaîtront les mœurs, l'esprit, les sentiments, les habitudes d'un peuple, ils en apprendront le langage avec plus de plaisir. Et quant à l'histoire de la langue, comment pourrait-on la séparer de celle de la littérature? La connaissance de l'ancienne langue et de son évolution séculaire n'est-elle pas nécessaire pour comprendre les formes *actuelles* d'une langue européenne quelconque? Les conclusions de M. Thomas, professeur à l'Université de Lyon, prenant l'anglais pour exemple, ont été décisives à ce point de vue. «La

[1] Discours et rapport de M. KARL BREUL, professeur à l'Université de Cambridge.

connaissance du vieil anglais [1], dit-il, est indispensable à qui veut bien comprendre la morphologie, la syntaxe et le vocabulaire de l'anglais moderne. Elle permet au philologue d'en suivre les transformations historiques, d'en marquer les tendances et d'en saisir l'esprit. Elle explique, à certains égards, le développement de la littérature et la marche de la civilisation dans les pays anglo-saxons. Cette étude présente un exemple unique de l'évolution d'un même idiome germanique pendant 1300 ans.»

* * *

La *seconde section* étudia les questions se rapportant aux programmes des écoles secondaires (lycées, collèges, gymnases, écoles réales, etc.) et aux méthodes de l'enseignement des langues vivantes en France et dans les autres pays. Les importantes questions de grammaire surtout furent l'objet de discussions nombreuses et parfois assez vives. La grammaire doit avoir une place importante, même dans l'enseignement des professeurs qui sont les plus ardents partisans de la méthode directe. Toutes les tentatives pour se passer d'elle ou pour la réduire à la portion congrue ont piteusement échoué, du moins dans l'enseignement public, où les classes de langues vivantes sont nombreuses. Sur ce point, tous les membres du Congrès ont été d'accord.

Mass la difficulté commence dès qu'on essaie de déterminer *comment* cet enseignement doit être donné. La grammaire doit-elle s'enseigner dans des leçons spéciales, indépendamment du vocabulaire et des lectures, soit pour toutes les périodes des études, soit pour certaines d'entre elles? Faut-il subordonner un enseignement à l'autre? Telles sont les premières questions qui se posaient.

En général, l'opinion qui semble avoir prévalu est qu'il faut combiner l'enseignement de la grammaire avec les autres exercices [2].

---

[1] Par *vieil anglais*, M. Thomas entend «la langue antérieure à l'époque d'Élisabeth et remontant jusqu'au septième siècle de notre ère».

[2] Conclusions du rapporteur, Madame E. KAHN, professeur au lycée de jeunes filles de Versailles.

Les professeurs français surtout paraissent très préoccupés de la nécessité d'éviter à leurs élèves l'ennui d'une heure entière consacrée à l'étude de règles grammaticales. Beaucoup d'entre eux manifestent une véritable aversion pour les «paradigmes» et les tableaux schématiques, qui leur rappellent les méthodes arides d'autrefois [1]. Ils voudraient rendre toutes leurs leçons «attrayantes», et beaucoup de professeurs allemands et anglais, surtout parmi les jeunes, cherchent à les suivre dans cette voie.

Ce qui frappe le plus dans les rapports présentés au Congrès par MM. HAMMER, de Vienne, SCHARFF, de l'Athénée royal de Liège, KIRKMAN, délégué du «Joint Committee on Grammatical Terminology», et par les nombreux représentants de l'Allemagne qui ont pris part aux discussions, c'est que chaque peuple conçoit l'enseignement grammatical selon les tendances particulières de son esprit propre, selon les habitudes générales qu'il a acquises peu à peu dans l'étude d'autres branches.

Tandis que les Français veulent avant tout «alléger» leur enseignement et le rendre aussi agréable que possible, Autrichiens et Allemands cherchent à «systématiser», à «enrégimenter» en quelque sorte les règles de grammaire, pour en faire un ensemble imposant et solide, qu'ils voudraient introduire dans *tous* les établissements d'enseignement secondaire de leurs pays. M. HAMMER, de Vienne, voudrait même que cette uniformité devînt *internationale*. Il émet le vœu qu'une commission internationale de professeurs élabore, le plus tôt possible, ce qu'il appelle *une terminologie grammaticale internationale unifiée*, et la grande majorité des congressistes ne lui a pas été hostile.

Les Anglais, toujours pratiques, sont, avec raison, partisans de la théorie du moindre effort. Et M. KIRKMAN, au nom de son comité, demande instamment que tous les professeurs de la même branche, ainsi que tous les maîtres qui font des cours aux mêmes élèves, quelle que soit la langue qu'ils enseignent, maternelle, ancienne ou moderne, adoptent

---

[1] Rapport de M. BOURGOGNE, professeur de langue anglaise au lycée Condorcet.

enfin *une terminologie identique:* ce sera, dit-il, autant de temps de gagné pour les élèves, qui pourront alors porter leurs efforts sur des matières plus utiles.

Les nombreux professeurs de lycées français qui ont fait des communications au Congrès — il y a eu une trentaine de rapports sur les questions de grammaire — paraissent avoir trouvé le juste milieu entre un enseignement grammatical trop systématique, et par cela même un peu aride, et la méthode du «petit bonheur», subordonnant l'enseignement au hasard des lectures ou de la conversation.

Ils posèrent, presque tous, en principe, que l'enseignement grammatical doit *toujours* être appuyé par des exemples et *procéder de ces exemples*, que par conséquent ceux-ci doivent *précéder* plutôt que suivre la règle, qu'il faut réduire les règles et les séries d'exceptions au strict nécessaire, que les connaissances grammaticales doivent être entretenues par la lecture, par l'analyse logique des textes, par de nombreux exercices oraux et écrits, et enfin par l'usage méthodique d'un cahier spécial de grammaire, où les élèves consigneront eux-mêmes leurs observations. [1])

Enfin, chose que certains partisans de la méthode directe voulaient interdire, la grande majorité des congressistes a reconnu que *la langue maternelle pourra et devra intervenir,* dès que l'emploi exclusif de la langue étrangère créerait aux élèves des difficultés inutiles.

Il y a là un effort intéressant et caractéristique pour éviter les inconvénients de la méthode nouvelle.

* * *

La *troisième section* s'occupa de toutes les questions se rapportant à l'enseignement extrascolaire et postscolaire des langues vivantes en France et dans les autres pays. Ce fut elle qui eut à traiter les problèmes les plus nouveaux et les plus actuels.

Les langues vivantes ont été l'un des nombreux véhicules

---

[1] Le rapport de Miss C. F. SHEARSON de Londres a abouti aux mêmes conclusions.

dont les sports se sont servis pour pénétrer peu à peu en France, où la jeunesse, absorbée par les études gréco-latines, les ignorait ou les dédaignait. Maintenant, ce sont elles qui servent de raison ou prétexte à des distractions utiles et à des plaisirs nouveaux.

Il y a trente ou quarante ans, les parents français auraient souri, si on leur avait dit que le temps viendrait où ils enverraient leurs enfants seuls à l'étranger, et où ils échangeraient, pour un temps donné, leur fils ou leur fille contre le fils ou la fille d'une famille allemande ou anglaise, espagnole, italienne ou russe.

Et pourtant, tout cela est devenu une réalité, et une réalité si vivante et si prospère qu'un grand Congrès international a consacré à ces innovations une séance presque entière, une série de rapports remarquables et plusieurs heures de discussion animée.

L'utilité, *pour tous les élèves*, d'un voyage au pays dont on veut posséder la langue, n'est plus contestée par personne. Mais, ce qui est intéressant, c'est de voir qu'on voudrait faire rentrer un tel voyage dans le cycle des études secondaires. Le but que s'est proposé le Congrès, en recommandant de multiplier les bourses de voyage, est très caractéristique à ce point de vue.

«Considérant, dit un vœu voté à l'unanimité, que les *bourses de voyage* ont un but doublement utile, celui de rendre service au titulaire de la bourse, *et celui, non moins important, de donner aux familles un bon exemple, et de créer un courant important d'idées vers l'éducation nouvelle*, le Congrès de 1909 émet le vœu que ces bourses se multiplient le plus possible et que les pouvoirs publics, comme aussi l'initiative privée, prêtent à cette œuvre éminemment utile le concours le plus dévoué et le plus actif.»

Le travail le plus important de cette section fut un rapport de M. GÉRARD sur les bourses de voyage. Rien n'est plus intéressant que les impressions des jeunes titulaires de ces bourses. On sent que de tels voyages à l'étranger élargissent l'esprit, fouettent les énergies, et aussi, selon un mot

de M. Pierre Baudin, fortifient le patriotisme par la comparaison avec les autres pays.

Ces voyages sont préparés par la *Correspondance scolaire internationale*, dont l'un des fondateurs les plus dévoués, M. Mielle, a entretenu l'assemblée avec toute la chaleur de la conviction et de l'enthousiasme.

«Nos lettres deviennent de véritables épanchements», écrivait au rapporteur, dans une lettre charmante, une gracieuse fillette du Midi; et ces échanges d'opinions et de sentiments affectueux sont souvent l'origine de liens durables. Ces faits, si minimes qu'ils soient, ont, eux aussi, leur importance internationale et économique, car ils contribuent au rapprochement des peuples civilisés. De tout petits faits, peuvent naître de très grands effets.

Il en est de même des *échanges d'enfants* que plusieurs congressistes ont étudiés et vivement recommandés[1]. Sur 100 échanges, il n'y a pas, en moyenne, deux réclamations de parents mécontents, et c'est à peine si trois ou quatre noms, sur plusieurs centaines de familles, ont dû être rayés de la liste par le comité, pour des faits d'ailleurs sans gravité, tels que manque de confort ou de tact. Les résultats peuvent donc être considérés comme très satisfaisants au point de vue international [2].

* * *

Enfin, à la fin de ses travaux, le Congrès a passé du domaine professionnel et technique dans celui de la vie économique et sociale des nations modernes.

De nos jours, les langues vivantes sont devenues l'un des principaux facteurs du développement économique et commercial d'un peuple. Elles pénètrent beaucoup plus profondé-

[1] Pour la France, le Directeur de la *Société d'échange international* est M. TONI-MATHIEU.

[2] La *Société d'échange international des enfants et des jeunes gens pour l'étude des langues étrangères* a son bureau français à Paris, 36, boulevard de Magenta. Elle envoie gratuitement les formules de questionnaires et les notices indiquant les conditions de ces échanges, qui ne coûtent aux familles que les frais du voyage.

ment dans la vie populaire que les langues mortes. Celles-ci sont et ont toujours été réservées à une élite, peu nombreuse par rapport à l'ensemble de la population. Elles n'ont jamais pénétré dans les classes populaires. Les langues modernes, au contraire, ont une tendance toujours plus marquée à déborder par-dessus les limites de l'enseignement supérieur et secondaire, pour pénétrer de plus en plus *dans l'enseignement primaire* et arriver ainsi jusqu'aux couches vraiment populaires de la nation.

En effet, si réellement les langues vivantes sont les meilleures auxiliaires du commerce en général et particulièrement de tous les échanges internationaux, pourquoi ne pas les mettre à la portée des milliers de travailleurs, de commerçants et de représentants, auxquels elles pourraient apporter un peu plus de bien-être, un peu de richesse peut-être? N'à-t on pas dit, non sans apparence de raison, que les langues vivantes ont été l'un des principaux facteurs du développement industriel et commercial réellement prodigieux de l'Allemagne contemporaine?

Après avoir étudié les questions relatives à la «formation professionnelle» des professeurs de langues modernes et les délicats problèmes de méthode, le Congrès ne pouvait donc rester indifférent à tout ce qui touche au rôle social et économique des langues vivantes.

Voilà pour quelle raison M. MADY, professeur au lycée Janson-de-Sailly, est venu proposer à l'assemblée de demander la création de nombreux *cours d'adultes* et la réorganisation de ceux qui existent déjà pour les langues modernes. Après avoir fait une étude approfondie de leur organisation, de leur but et de leur fonctionnement, il réclame, pour leurs maîtres et pour leurs élèves, des encouragements sérieux, moraux et aussi matériels.

Voilà pourquoi M. PINLOCHE, du lycée Michelet et de l'École polytechnique, propose énergiquement la création *d'instituts spéciaux des langues vivantes*, sortes de laboratoires scientifiques et pratiques, destinés à l'étude de la pensée et de la culture des peuples étrangers.

Ces nouveaux instituts seraient ouverts à toutes les catégories de travailleurs, commerçants, industriels, représentants, qui, sans rechercher aucun grade académique ou aucun diplôme universitaire, auraient intérêt à entretenir ou à compléter les notions acquises; ils mettraient à la disposition du public non seulement des cours sur les mœurs, la littérature, le commerce et l'industrie des pays étrangers, mais encore un *bureau de renseignements* sur tout ce qui touche à leur évolution économique, et une sorte de *musée* spécial, analogue aux célèbres musées commerciaux de l'Allemagne. Ce seraient des centres de recherches et d'études relatives aux langues vivantes, ouverts au public comme certains instituts de physique, de chimie ou d'histoire naturelle.

C'est encore pour la même raison que M. GLAUSER, dans un remarquable mémoire déposé sur le bureau du Congrès et dont les conclusions ont été distribuées à l'assemblée, recommanda de créer des cours populaires d'expansion commerciale, analogues à ceux qui existent déjà en Suède, et que d'autres rapporteurs réclamèrent la création, à Paris, d'un bureau central, destiné à recueillir les demandes de professeurs de français à l'étranger.

* * *

A cet intérêt social, économique et national des questions traitées à la fin du Congrès, est venu s'ajouter un intérêt *international* de premier ordre.

Le vénérable professeur MÉRIMÉE, de Toulouse, exposa à l'assemblée, avec la verve du Midi, comment son Université a compris l'expansion universitaire et comment elle a créé, en pleine Espagne, un institut français prospère, dont les cours spéciaux font pénétrer dans ce pays la connaissance et le respect de nos institutions, de nos mœurs, de nos lettres et de nos arts, et établissent, entre les deux pays, des liens toujours plus étroits, dont sortira une entente de plus en plus cordiale, une alliance peut-être.

Enfin, le distingué directeur de la *Revue de Belgique*, M. le professeur MAURICE WILMOTTE, a montré la nécessité

urgente de fonder, à Paris, un bureau central, destiné à donner de l'unité à tous les efforts isolés tentés en Orient par des commerçants de langue française; il y a encore beaucoup à faire en Turquie et dans tout l'Orient, et les nations occidentales sont loin d'avoir tiré de la situation actuelle tout le parti possible.

Les *assistants étrangers* [1], dont M. MOLITOR a longuement entretenu l'assemblée, les *lecteurs étrangers* dans les Universités, qui ont fait le sujet de discussions intéressantes, contribuent pour leur part aux progrès de cette pénétration réciproque de l'esprit des nations modernes que le Congrès a appelée de tous ses vœux. Chaque assistant étranger, chaque lecteur d'Université doit frayer la voie à l'influence morale et à l'expansion économique du pays qu'il représente. En faisant mieux connaître sa patrie, il préparera les esprits à l'apprécier et à l'aimer.

Ainsi, depuis les petites lettres des enfants des écoles jusqu'aux grands bureaux internationaux et aux futurs instituts de langues vivantes, toutes les forces vives d'une nation moderne devront concourir au développement de son rayonnement moral, de son expansion industrielle et commerciale en Europe et dans le reste du monde.

* * *

Il ne peut rentrer dans le cadre limité d'une étude aussi restreinte que celle-ci, d'analyser tous les vœux émis et votés par l'assemblée, après des études consciencieuses et des discussions fort animées. Du moins voudrions-nous esquisser, en terminant, quels furent les résultats généraux, quelle est la signification internationale et, en quelque sorte, la philosophie du Congrès.

[1] La question de la situation matérielle des *assistants* a été confiée à une commission internationale et sera portée à l'ordre du jour du prochain congrès. D'après les renseignements qui nous sont parvenus, il paraît que les assistants allemands goûteraient fort peu le régime des lycées français et voudraient être logés et nourris en dehors de l'établissement, dans une famille de leur choix, comme les assistants étrangers en Allemagne. Ce vœu paraît, du reste, fort légitime.

Ce qui frappe tout d'abord l'observateur impartial et averti, c'est qu'un grand congrès des langues vivantes ait eu autant de succès dans un pays qui, pendant longtemps, a fait peu de cas des langues étrangères vivantes. Il y a vingt ans, les organisateurs n'auraient pas réuni quatre-vingts délégués. Aujourd'hui, ils ont vu près de six cents congressistes répondre à leur invitation. Près d'un tiers étaient des étrangers, venus de Hollande, de Belgique, d'Italie, d'Espagne, de Suisse, de Russie, d'Autriche, de Bulgarie, des États-Unis et surtout d'Allemagne et d'Angleterre. C'est bien là une nouvelle preuve de l'intérêt général que soulèvent actuellement les langues vivantes dans tous les pays civilisés, et surtout dans les pays colonisateurs et qui se considèrent comme chargés d'une mission civilisatrice.

La seconde remarque qui s'impose est le fait que le Congrès a été présidé par l'un des professeurs de français les plus distingués de la Sorbonne, M. BRUNOT. Faut-il ne voir dans cette circonstance qu'une simple ironie du hasard? Non certes! Comme l'indiquait spirituellement le président lui-même, dans son magistral discours d'ouverture, c'est là un signe des temps nouveaux. Longtemps la langue française s'était tenue à l'écart des autres langues modernes. Arrivée à un haut degré de maturité bien avant les langues germaniques et anglo-saxonnes, considérée presque partout comme l'héritière légitime des langues grecque et romaine, elle avait été placée — faut-il dire élevée? — sur le même rang que les langues mortes.

Cette solidarité avec les langues anciennes menaçait de l'arrêter dans son évolution nécessaire et l'empêchait de rester en communication continuelle avec toutes les manifestations de la vie moderne. Retenue par des traditions trop rigides, elle était obligée de laisser pénétrer dans son sein une foule d'expressions anglaises ou germaniques pour désigner les plaisirs de la vie moderne ou les découvertes nouvelles de la science et de l'industrie.

Or, cette langue si fière paraît sentir aujourd'hui que le moment est venu de sortir de son isolement, de quitter

les hauts sommets où règnent — toujours plus éloignées de nous — les langues mortes dans leur majestueuse splendeur, pour se rapprocher des autres langues modernes, qu'elle a enfin cessé de dédaigner.

Voilà le sens symbolique de la nomination d'un professeur de français comme président d'une assemblée de professeurs d'allemand, d'anglais, d'italien, d'espagnol ou de russe. Ce choix signifie que la langue française veut désormais entrer dans la lice, rester en communication constante avec tous les besoins et toutes les manifestations de la vie moderne et, tout en gardant quelques-unes des qualités qui en font une langue classique, apprendre de ses sœurs plus jeunes et plus souples à se plier aux exigences de la vie moderne et à s'adapter de mieux en mieux aux nuances toujours plus délicates de la pensée contemporaine.

Intérêt croissant pour l'étude des langues vivantes, rapprochement du français et des autres langues modernes, telles sont donc les premières indications que nous donne le Congrès de Paris.

* * *

Les résultats des délibérations sont-ils aussi heureux au point de vue spécial de l'enseignement des langues vivantes proprement dit?

Ici encore, le programme lui-même, tel qu'il a été établi par le comité avant l'ouverture du Congrès, mais après mûre réflexion et après de longues discussions, est extrêmement significatif.

En effet, il y a seulement sept ou huit ans, il eût été établi tout autrement.

Alors on se demandait encore, du moins en France, quel doit être le but de l'enseignement des langues vivantes. Faut-il les apprendre pour pouvoir lire ou consulter un auteur, pour savoir écrire une lettre ou une note, ou pour arriver à s'exprimer dans une langue étrangère? *Lire, écrire ou parler*, telle était la question qui se posait en France à tous les professeurs de langues modernes.

Aujourd'hui, le problème est tranché. Il est universellement reconnu qu'il faut, autant que possible, faire marcher de front la conversation, la lecture et l'écriture. Il faut faire appel à toutes les facultés et à tous les organes de l'enfant, aux oreilles, aux yeux, à la main elle-même. Sur se point, tous les congressistes ont été unanimes, à quelque nation qu'ils appartinssent.

De l'accord sur le but à atteindre devait procéder logiquement et naturellement l'entente sur la méthode à suivre. En effet, tant qu'on voulait se contenter de lire et d'écrire, la méthode ancienne, appliquée depuis des siècles à l'étude des langues mortes, pouvait suffire, à la rigueur, pour arriver au résultat désiré.

Mais, dès qu'on eut compris la nécessité de la conversation, une méthode nouvelle s'imposait. Il ne s'agissait plus de traduire perpétuellement, de passer son temps à faire des *thèmes* et des *versions*, car le «fort en thème» pouvait être absolument incapable de demander son chemin ou de commander un repas en pays étranger.

Alors, vers 1904 et 1905, beaucoup de professeurs français passèrent d'un extrême à l'autre. La conversation remplaça le thème; la lecture rapide bannit la version; les tableaux muraux et les images firent reléguer la grammaire sur les rayons les plus élevés des bibliothèques; l'ancien dictionnaire dut céder la place à d'élégants lexiques, ornés de nombreuses vignettes, mais sans un mot de français; et les partisans enthousiastes de la méthode nouvelle écrivirent en langue étrangère à l'endroit le plus apparent de leur classe transformée, selon les prescriptions ministérielles, en «petite Allemagne», en «petite Angleterre»:

ICI
DÉFENSE EST FAITE DE PARLER FRANÇAIS
Amende
(*variable selon les établissements*).

On espérait que l'enfant, n'entendant plus un mot de français dans la classe de langues vivantes, allait s'habituer à penser dans la langue étrangère par une sorte *d'intuition directe*, que

les langues vivantes, sous l'influence magique et toute puissante d'un milieu artificiel, allaient s'imposer à l'esprit des élèves par la force merveilleuse de l'habitude.

Hélas! cette belle illusion ne tarda pas à s'évanouir. Les professeurs français, le Congrès l'a prouvé, firent exactement les mêmes expériences que beaucoup de leurs collègues allemands, quelques années avant eux. On s'aperçut bientôt que la plupart des élèves étaient désorientés par cette méthode qui pouvait donner de bons résultats dans des leçons particulières, mais qui était d'une application difficile ou impossible dans des classes de trente à quarante élèves. L'enfant, dépourvu de notions précises, privé de grammaire, ou à peu près, sans dictionnaire qu'il pût comprendre, l'esprit saturé d'images plus ou moins flottantes, errait sur un océan brumeux de notions vagues et se perdait dans le clair-obscur de l'à-peu-près. [1])

Il y eut alors, entre 1904 et 1906, pour l'enseignement des langues vivantes en France, une crise nouvelle, dans laquelle la méthode directe faillit sombrer.

Or, le Congrès de Paris a prouvé qu'aujourd'hui ce danger est écarté. Si tous les membres de l'assemblée ont reconnu que la méthode des langues vivantes doit être différente de celle qui réussit pour les langues mortes, ils ont reconnu *à l'unanimité* qu'un enseignement grammatical complet et bien gradué est absolument nécessaire et que la parole écrite doit compléter harmonieusement l'enseignement oral.

Ce n'est qu'à ce prix qu'on peut arriver à des notions précises et claires.

La question de *méthode générale* peut donc être considérée comme résolue en France, comme elle l'est déjà en Allemagne et dans d'autres pays. Les professeurs de langues vivantes garderont la méthode directe, mais ce ne sera pas la méthode exagérée et intransigeante des premiers jours: ce

---

[1] Voir à ce sujet les articles remarquables de M. SCHMIDT dans la *Revue de l'Enseignement des Langues vivantes*, de 1907, 1908 et 1909. — Quand on regarde de près les instructions ministérielles de 1902, on ne tarde pas à reconnaître qu'elles ne sont pas aussi intransigeantes qu'on l'a cru, à tort. Ce sont les jeunes néophytes qui ont renchéri sur les règlements.

sera une méthode vivante et féconde, une méthode directe atténuée et perfectionnée, plaçant la conversation et les exercices pratiques au premier rang, donnant une place importante à la grammaire, et n'excluant plus la langue maternelle dans les cas difficiles, ni même la version [1]) écrite ou orale, à côté des narrations et des exercices de tout genre en langue étrangère.

* * *

Ce qui s'est dessiné d'une façon de plus en plus nette, à mesure que le Congrès avançait dans ses travaux, c'est le désir devenu général de trouver *une forme nouvelle de l'éducation moderne*, plus conforme que l'idéal ancien aux besoins et aux aspirations du vingtième siècle. Aux humanités d'antan, à l'éducation gréco-latine, on oppose aujourd'hui des humanités nouvelles, une éducation intégrale et moderne, pratique et utilitaire.

Et cela, ce ne sont pas seulement des professeurs de langues vivantes qui l'ont demandé. Des admirateurs des humanités anciennes, des hommes pénétrés de haute culture grécolatine, tels que le professeur Brunot et le directeur de l'enseignement secondaire, M. Jules Gautier, ont été les premiers à l'affirmer. Notre génération a le sentiment que l'éducation secondaire du dix-neuvième siècle ne peut suffire aux générations futures. Nous sommes à une époque de transition. Placés entre un système d'éducation qui agonise et un système nouveau qui s'essaie à naître, nous sentons qu'il faut marcher

---

[1]) Pour le thème, il y a hésitation en France. On en a trop abusé jadis pour ne pas le considérer comme la bête noire de notre enseignement — Cependant des pédagogues aussi autorisés que M. BECK, le distingué directeur de l'*École alsacienne*, recommandent d'en faire *un emploi modéré*. Car, presque tous nos élèves transforment, hélas! la narration en thème oral, mais en thème vague et imprécis, évitant ou tournant les difficultés, ce qui est la pire des méthodes

Dans tous les cas, ce qu'on devra rétablir, au moins à partir de certaines classes, c'est un bon dictionnaire, avec traduction en langue maternelle, non à la place, mais *à côté* du lexique en langue étrangère, dont les images intéressent les enfants.

avec son temps. A des besoins nouveaux, jadis méconnus, il faut bien faire correspondre une éducation nouvelle. Ce qui est apparu comme l'un des résultats les plus certains du Congrès de 1909, c'est qu'à côté — je ne dis pas à la place — des humanités anciennes, il s'agit de réaliser, aussi bien en France qu'en Allemagne, en Angleterre, en Autriche, en Russie, en Italie, en Espagne et ailleurs, *un idéal nouveau de l'éducation intégrale*. Et l'un des facteurs les plus importants de ces humanités nouvelles sera l'étude approfondie des langues vivantes. [1])

* * *

Mais cet enseignement ne pourra avoir une *valeur éducative* et une *portée civilisatrice et morale* que si, à l'étude de la langue, s'associe toujours celle des mœurs, de l'esprit, de la littérature, de l'histoire nationale des peuples dont on apprend le langage. Il ne s'agit pas seulement d'apprendre des mots, des phrases, des règles de grammaire ou de syntaxe; il s'agit de pénétrer dans la vie d'un peuple étranger après avoir été initié aux lois de sa langue.

Et quand les peuples se connaîtront mieux, ils s'aimeront et s'apprécieront davantage.

Ainsi l'étude des langues vivantes contribuera, pour sa part, au rapprochement des peuples qui sont à la tête de la civilisation moderne. Elle contribuera, elle aussi, à réaliser ce bel idéal de la fraternité humaine, que nous appelons de nos vœux les plus ardents.

* * *

Et si maintenant, parvenu au terme de notre étude, nous considérons tous les détails pratiques dont s'est occupé

---

[1]) Il est intéressant de constater que, pour ce qui concerne la valeur *éducative* des langues vivantes, les délibérations du Congrès de Paris ont abouti à des résultats qui concordent absolument avec ceux du Congrès national des néophilologues finlandais, réunis à Helsingfors, le 11, 12 et 13 Janvier 1909 (Voir l'intéressant rapport de M. I. Hg. dans les *Neuphilologische Mitteilungen* 1909, pp. 1—12).

le Congrès à la lumière de cet idéal d'une éducation nouvelle, nous verrons qu'ils concourent tous au même but: la préparation de cet édifice futur d'une éducation intégrale qui doit amener un rapprochement entre les nations civilisées. Cette correspondance internationale, à laquelle des hommes dévoués ont consacré tant de temps, elle ne fait que préparer ces voyages à l'étranger qui seront le couronnement nécessaire des humanités futures. Ces élèves allemands ou anglais, italiens, espagnols ou russes, qui commencent à pénétrer dans les familles et dans certains établissements d'enseignement secondaire, à titre d'échanges, seront pour leurs jeunes camarades les premiers exemples d'une mentalité étrangère. Ces assistants, qui ont soulevé des discussions assez vives, seront, au sein des lycées, collèges, gymnases ou écoles réales, les foyers d'où se répandront autour d'eux quelques rayons de la culture étrangère. Ces lecteurs qui, un jour, ne manqueront dans aucune université européenne, seront les champions de la civilisation de leur pays au milieu des futurs éducateurs de la jeunesse. Et enfin, ces cours d'adultes, ces bureaux internationaux, ces musées du commerce international et de l'industrie étrangère, tout cela contribuera à développer, à maintenir et à compléter les connaissances une fois acquises, si bien que l'éducation intégrale de l'avenir, qui aura commencé dans un établissement d'éducation secondaire, qui se sera complétée par un voyage à l'étranger, continuera à se développer après l'école.

Qui pourrait affirmer qu'une telle éducation, faite d'observation attentive, de curiosité satisfaite, de comparaisons répétées, d'études détaillées et précises, de tolérance et de liberté, n'a pas une valeur intellectuelle et morale au moins égale à celle des humanités anciennes?

Paris, en mai 1909.

Henri Schoen
Docteur ès lettres
Professeur agrégé de l'Université.

Besprechungen.

Die romanischen Literaturen und Sprachen mit Einschluss des Keltischen von *Heinrich Zimmer. Kuno Meyer. Ludwig Christian Stern. Heinrich Morf. Wilhelm Meyer-Lübke.* (Die Kultur der Gegenwart, herausgegeben von Paul Hinneberg, Teil I, Abteilung XI, i). 1909. Berlin und Leipzig. B. G. Teubner. VII + 499 S. gross 8:o.

Fürwahr, es muss eine missliche Aufgabe sein, einen so überreichen Stoff, wie z. B. die Geschichte der Literatur sämmtlicher romanischer Völker, auf eine höchst beschränkte Seitenzahl zusammenzudrängen. Den Ansprüchen auf wissenschaftliche Zuverlässigkeit, relative Vollständigkeit und populär-fesselnde Darstellung zugleich gerecht zu werden, dazu gehört in dieser Lage ein ganz besonderes Talent. Nicht ohne Bekümmernis würde man, scheint es, zu einem solchen Unternehmen schreiten. Aber von dieser Stimmung merkt man keine Spur, weder bei den keltischen, noch bei den romanischen Mitarbeitern dieses Bandes. Alles ist mit überlegenem Geschick gemacht. — Um von dem Teile zu sprechen, der dem Ref. am nächsten liegt, muss man sagen, dass Prof. Morf die Aufgabe, die sämmtlichen romanischen Literaturen parallel zu behandeln, ganz vorzüglich gelöst hat. Es kommt natürlich nicht auf vollständige Büchertitel und Inhaltsanalysen an, sondern auf die grossen wesentlichen Züge, und in dieser Beziehung kann man sich kaum eine Darstellung denken, die mit einer ähnlichen Klarheit und mit einem so guten Urteil das Wichtige und Notwendige geben würde. Dabei ist auf keinem einzigen Punkte der Schablone gehuldigt worden, im Gegenteil, man muss sich wundern, wie sehr die Urteile persönlich sind und wie frisch die Form, die sie umhüllt. Nicht selten findet der Verf. sogar Gelegenheit, auf Beziehungen zwischen einzelnen romanischen Schriftstellern und der ausländischen Literatur zu verweisen, und zwar auch hier in ganz persönlicher Weise (so z. B. wenn er von Théophile Gautier und Heine spricht oder von George Sands Einfluss auf Turgenjew und — was jedoch mehr zweifelhaft ist — Tolstoj). Und vor Allem ist die Art, in welcher die komparative Behandlung französischer, italienischer, spanischer Literatur geschieht, ganz bewunderungswürdig. Prof. Morf betrachtet die Literatur so wie sie allein betrachtet werden muss, als einen Faktor des gesammten kulturellen Lebens, und deswegen lässt er nie die allgemeinen geschichtlichen Gesichtspunkte ausser Acht. Und so giebt diese zusammengedrängte romanische Literaturgeschichte einen fesselnden, belehrenden und — das kann getrost hinzugefügt werden — tiefen Einblick in die Geisteswelt

der romanischen Völker überhaupt und ihre Entwickelung durch einen Zeitraum von achtzehnhundert Jahren. — Die Arbeit wäre nicht so persönlich wie sie ist, wenn sie nicht im Einzelnen zuweilen — aber freilich selten — zum Widerspruch herausfordern würde. Ich nenne nur eine Stelle, S. 232. Der Verf. erklärt hier den Umstand, dass die frz. Sprache bis auf den heutigen Tag den Übersetzungen widerstrebt und Shakespeare, Dante, Goethe, Heine einfach travestiert, durch die alte akademische Kritik (Vaugelas), die »den Charakter grammatischer Nörgelei und puristischer Kleinkrämerei trägt». Aber beruht das wirklich *nur* darauf? Giebt es nicht im tiefsten Geiste der Sprache selbst etwas, das fremden Vorstellungen nicht gerecht werden kann? Ich glaube, ja. Und dieses kommt natürlich von dem Volksgeiste, für den die Sprache nur ein Ausdruck ist. Ein jeder, der den Durchschnittscharakter der Franzosen kennt, weiss aber, wie grundwesentlich er von dem Charakter besonders der germanischen Völker verchieden ist und wie wenig die Gallier diesen verstehen. Kann es dann Wunder nehmen, dass sie nicht die tiefsten Ausgüsse des intimen Seelenlebens in der Poesie darstellen können, und braucht man die Schuld dafür allein einer jahrhundertelangen äusseren Tradition zuzuschreiben? Und schliesslich, wie wenig vermag nun eigentlich die deutsche Zunge die stilistischen Feinheiten eines Anatole France zu imitieren? Mann sollte es übrigens einmal versuchen, eine psychologisch-komparative Studie über gewisse Kultursprachen vorzunehmen, ihre Ausdrucksmittel für seelische Zustände, ihren poetischen Bildervorrat u. s. w. unter einander eingehend zu vergleichen; und man käme sicher zu interessanten völkerpsychologischen Ergebnissen.

Nicht minder ansprechend ist der den keltischen Literaturen und Sprachen gewidmete Teil. Besonders das Kapitel »Sprache und Literatur der Kelten im Allgemeinen» von Heinrich Zimmer, dem Führer der deutschen Keltisten, ist überaus fesselnd sowohl durch den vortrefflich gegliederten und reich belehrenden Inhalt — dabei sind die Ausführungen über moderne Zustände in der Keltenwelt nicht die am wenigsten interessanten — als durch die geschmackvoll harmonische, künstlerisch behagliche und beherrschte Form. Über die irisch-gälische Literatur berichtet Kuno Meyer, über die schottisch-gälische und die Manx-Literatur sowie über die kymrische (walisische) und die kornische und bretonische Literatur, Ludwig Chr. Stern.

Zum Schluss giebt Meyer-Lübke auf c. 50 Seiten einen allgemeinen Überblick über die Entwicklung der romanischen Sprachen, natürlich nicht auf Einzelheiten eingehend, sondern solche Hauptprobleme wie das Verhältnis zwischen Lateinisch und Romanisch, den Wortschatz, die Namenforschung berührend.

Der ganze Band ist von höchstem Wert und kann als ein Muster für populär-wissenschaftliche Darstellung gelten. Der Romanist vom Fach gewinnt in dem Buche einen für ihn unzweifelhaft sehr nützlichen Einblick in die Keltistik, zu dem er wohl sonst nicht allzu leicht Gelegenheit findet, der Studierende hat in Morfs Literaturgeschichte einen trefflichen und mit neuen Gesichtspunkten bereichernden Repetitionskursus, und derjenige, der sich um seiner allgemeinen Bildung willen hier orientiert, wird sicher nicht die Lektüre bereuen.

W. Söderhjelm.

F. Beyer, Französische Phonetik für Lehrer und Studierende. Dritte Auflage, im Auftrage des Verfassers neu bearbeitet von *H. Klinghardt.* Cöthen, Otto Schulze, 1908. I vol. 8°, XVI + 243 pp.

L'éloge du manuel de Beyer n'est plus à faire, et le succès du livre montre combien il est apprécié. Cette fois l'auteur n'a pu lui-même revoir la nouvelle édition, et la tâche a été confiée à M. Klinghardt, dont la compétence est également connue.

La troisième édition n'a pas subi de changements comparables à ceux de la seconde. La disposition générale est restée la même. L'introduction théorique a été étendue; certains développements, p. ex. sur la nature articulatoire des «semi-voyelles» françaises, ont disparu comme inutiles, d'autres ont été ajoutés, p. ex. sur la nature des occlusives françaises. La disposition typographique a été changée en ce que les exemples en écriture phonétique (de l'af) sont imprimés en caractères gras.

Les qualités de l'ouvrage sont restées les mêmes: clarté de l'exposition, applications pédagogiques, développements et exemples nombreux, particulièrement dans la phonétique combinatoire.

Par contre il ne semble pas que le progrès réalisé sur la seconde édition soit comparable à celui de celle-ci sur la première. En particulier les indications bibliographiques sont loin d'être complètes. Tout ce qui a été publié dans *La Parole* p. ex. est resté lettre morte. Et il ne paraît pas qu'on ait tiré des ouvrages récents cités dans la bibliographie tout le parti qu'il y avait lieu: ceci s'applique surtout au *Précis* de Rousselot, qui aurait dû provoquer des modifications dans l'exposé des voyelles et des sifflantes (distinction des deux qualités pour les 3 voyelles hautes, labialisation des voyelles nasales, articulation des sifflantes).

L'exposé des voyelles est fait d'après des principes articulatoires. Comme la théorie acoustique des voyelles françaises (réso-

nance, timbre) ou manque encore, ou n'était pas faite à l'époque de la revision, on ne peut blâmer cette lacune.

Dans l'exposé des consonnes, K., à propos des occlusives sourdes, a modifié le point de vue de Beyer, et lui substitue sa théorie, d'après laquelle les ténues françaises ont une fermeture de la glotte (cf. *Die Neueren Spr.* XIV, passim). Je ne puis me rendre aux arguments de K.; mais je me réserve de revenir plus amplement sur ce problème dans le compte-rendu d'une étude de P. Seydel.[1]

Traitant de la quantité en français, K. ajoute à l'appendice de Beyer sur les recherches expérimentales de Wagner des déclarations sceptiques sur la valeur de la phonétique expérimentale. Il faut avouer que la place était bien mal choisie. On peut faire des réserves sur la portée des méthodes expérimentales, et je suis tout le premier à dire qu'elles ont, surtout à l'heure présente, des limites d'application; mais, s'il est un domaine qui leur appartienne, c'est avant tout celui de la quantité. En renonçant à tirer parti des résultats obtenus par Wagner et par Grégoire («Durée de la syllabe française», dans *La Parole*), on diminue la valeur du livre, qui ne peut que gagner à accentuer le caractère scientifique. Dans la théorie de l'accent, on aurait pu aussi profiter des études expérimentales.

Ces reproches ne visent pas à ôter au manuel de Beyer sa valeur. Il reste à mes yeux, avec celui de Nyrop, le meilleur précis que nous ayons; mais il deviendrait hors de pair s'il s'assimilait les résultats certains acquis dès maintenant par les méthodes expérimentales. Je ne puis qu'exprimer en terminant le vœu que ce désir soit réalisé dans une quatrième édition, que F. Beyer, espéronsle, ne sera pas contraint d'abandonner à un autre.

J. Poirot.

Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch. Zweite vermehrte Auflage. Halle a. S, 1908. 690 S. Preis 10 RM.

Pauls Wörterbuch wendet sich an alle Gebildeten, welche sich für deutsche Sprachgeschichte interessieren, in erster Linie ist es jedoch für die Lehrer bestimmt, die Unterricht im Deutschen

---

[1] *Die labialen Verschlusslaute des Deutschen und Französischen experimentell untersucht*, Breslau 1908, Aderholz, (S.-A. aus dem *Jahresbericht der schles. Gesellsch f. vaterländische Cultur* 1908) Le compte-rendu de ce travail, continuation d'une thèse sur le même sujet, paraîtra dans le prochain numéro des *Neuph. Mitt.*

erteilen. Sowohl für den Universitätslehrer wie für den Studenten ist das Werk ein ebenso unumgängliches Hilfsbuch wie Kluges Etymologisches Wörterbuch. Diese beiden Lexica, die in ihrer Anlage ganz verschieden sind, ergänzen sich auf das vortrefflichste.

Während in Kluges Wörterbuch die Herkunft und Verwandtschaft der Worte erörtert und die weitere Geschichte derselben in ihren wichtigsten Zügen dargestellt wird, nimmt Paul nur die neueste Zeit, speziell die letzten Jahrhunderte, unter die Lupe und zieht ältere Epochen bloss dann heran, wenn dies zum Verständnis des neuhochdeutschen Sprachgebrauches notwendig ist. Damit hängt denn auch zum Teil die Verschiedenheit in der Behandlungsweise des Materials zusammen. Kluge lässt in seinem Buche die äussere Entwicklungsgeschichte des Wortes besonders stark hervortreten, bei Paul dagegen wird mehr die semasiologische Seite betont und die Verwendung des Wortes im Satzzusammenhange berücksichtigt. Dadurch nimmt die Phraseologie in dem Paulschen Wörterbuch einen wichtigen Platz ein und ein gutes Stück von der Syntax ist da hineingearbeitet. Besonders interessant sind die ausführlichen Artikel über die Pronomina und Partikeln, welche Paul mit seinem bekannten Scharfsinn behandelt hat.

Die zwölf Jahre, welche seit dem Erscheinen der ersten Auflage verflossen sind, haben manche wichtige wortgeschichtliche Arbeiten und Aufsätze hervorgebracht, die Paul neben den reichhaltigen eigenen Sammlungen für die jetzt vorliegende zweite Auflage verwertet hat. Durch diese Zusätze ist sie um ein Fünftel grösser geworden als die erste Auflage.

Eine Änderung in der Anlage des Buches ist insofern vorgenommen worden, dass Etymologien reichlicher als früher mitgeteilt sind. Hierbei hat der Verfasser nur die ihm wirklich einleuchtenden Deutungen aufgenommen. Dass man trotzdem in vereinzelten Fällen inbezug auf die gegebene Etymologie verschiedener Meinung sein kann, ist ja ganz natürlich.

Überhaupt ist der Charakter des Buches bewahrt worden; auch die typographische Anordnung ist dieselbe geblieben. In dieser Hinsicht hätte man jedoch eine Änderung gewünscht; die langen Artikel hätten doch irgendwie übersichtlicher gemacht werden können, wenn auch der auffallend dichte und kleine Druck wegen des billigen Preises beibehalten werden musste.

H. S.

Deutsche Stilproben. Lesestücke für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, ausgewählt und bearbeitet von ***I. E. Kerkkola.*** Helsingfors, Otava, 1909. 158 S.

Den deutschen Lesebüchern von Öhquist, Rosendahl, Nyström ist neuerdings das hier oben genannte Buch zur Seite getreten. Während aber die ersteren mit einer elementaren, für die untere und mittlere Stufe bestimmten Abteilung beginnen, enthält das vorliegende Buch keine solche, sondern ist als Fortsetzung des Elementarkurses gedacht und nur für die Oberstufe bestimmt. Dem Umfange nach ist es etwas kleiner als die entsprechenden letzten Abteilungen der Lesebücher von Rosendahl oder Nyström, und bietet auch nicht dieselbe Mannigfaltigkeit des Stoffes wie diese. Auf seinen 158 Seiten bringt das Buch 25 kürzere und längere Stücke, unter denen 8 Gedichte sind. Und während sowohl Rosendahl als Nyström in ihren Büchern einen einheitlichen Plan verfolgen und die Schüler über Deutschland und deutsche Verhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart belehren wollen, sind hier die Stücke in freier Abwechslung aneinandergereiht, ohne anderes zusammenhaltendes Band als eine gewisse chronologische Reihenfolge, auch diese nicht streng durchgeführt, und ohne andere Bestimmung als »den Leser durch Form und Inhalt zu selbständiger Lektüre grösserer deutscher Werke vorzubereiten und anzuspornen», wie der Herausgeber in seiner Vorbemerkung sagt. Der Herausgeber hat wohl eben nur eine Anzahl verschiedenartiger Stilproben geben wollen.

Unter den Prosastücken (ich gruppiere sie hier nach dem Inhalte) herrschen die litteraturgeschichtlichen und historischen Schilderungen vor: J. W. Goethe (eine Charakteristik des Dichters in körperlicher und geistiger Hinsicht, nach P. J. Möbius); Karl August, Grossherzog v. Sachsen-Weimar (nach Bielschowsky); Goethes Reise nach Rom (nach Bielschowsky); Goethes Haus (von K. Immermann); Der Erfolg der »Räuber» (nach K. Berger); Schillers Tod (von J. Wychgram); Albas erste Anordnungen in den Niederlanden und Charakteristik Wilhelms v. Oranien (von Schiller); Die Erhebung Preussens im Jahre 1813 (von Treitschke); von kunstgeschichtlichem oder -philosophischem Inhalt ist ein Stück: Christus in der Kunst (von Riehl). Daneben finden sich ein paar feine, poetische Naturbeschreibungen oder -malereien: Der Zauber der Heidelandschaft (von A. Biese) und Schilderungen der Einöde (von J. Aho u. Ad. Paul, aus Brausewetters »Finnland») und eine populärphilosophische Betrachtung: Über das Erhabene und Schöne (von I. Kant). Der Briefstil ist durch zwei Briefe des jungen Goethe an seine Schwester Cornelie vertreten, die Erzählung durch Mörikes Mozart auf der Reise nach Prag, die humoristische Novelle durch einen Auszug aus Seidels Leberecht Hühnchen, die Komödie durch ein Bruchstück aus Freytags Journalisten.

Die Gedichte der Sammlung sind: Gudrun, Vierundzwan-

zigstes Abenteuer; Frühling und Frauen (W. v. d. Vogelweide); Johannes Kant (G. Schwab); Der Taucher (Schiller); Aus den Reiseblättern (Lenau); Wallenstein (Freih. v. Zedlitz); Belsazer (Heine); Der Wanderer (Schmidt v. Lübeck).

Sprachlich dürften die Stücke den Durchschnittsschülern keine allzugrossen Schwierigkeiten bereiten. Inhaltlich müssen sie als gediegen und lesenswert bezeichnet werden, und ich kann mir nichts anderes denken, als dass sie meistens wohl geeignet sind junge Gemüter anzuziehen und ihr Interesse zu fesseln. Nur das erste Stück: »Über das Erhabene und Schöne» kommt mir recht trocken vor. Auch hinsichtlich der Darstellungsweise und des Stiles scheint es mir dem Herausgeber gelungen zu sein, bei der Auswahl seiner Stücke für jede Art etwas musterhaftes zu finden. Eine Ausnahme möchte ich nur für Heine machen, der mir in dem Buche nicht gut vertreten zu sein scheint; das einzige Gedicht von ihm, Belsazer, ist doch für den Erotiker wie für den Satiriker Heine ebensowenig charakteristisch. Die Satire ist übrigens in der Sammlung auch sonst nicht vertreten. Gern hätte ich auch gesehen, dass das Bruchstück der »Journalisten» nicht so knapp zugeschnitten wäre wie es ist; man erfährt da ihren Plan, Herrn Piepenbrink für ihre Partei zu gewinnen, nicht aber, wie sie denselben ins Werk setzen. Vielleicht ist aber das gerade gut, vielleicht erregt das bei den Schülern nur um so mehr die Lust, die Komödie näher kennen zu lernen.

Am meisten gefallen mir die ziemlich zahlreichen Stücke, die sich mehr oder weniger direkt auf Goethe und Schiller beziehen (auch das Stück über Grossherzog Karl August rechne ich hierher). Ausser ihrem interessanten Inhalte haben sie noch das Verdienst, dass sie dem Lehrer eine willkommene Gelegenheit, oder viele, bieten, noch mehr Biographisches und Litteraturgeschichtliches über die beiden Dichter einleitungs- oder anhangsweise den Schülern mitzuteilen. Sie lassen sich in dieser Weise leicht zu einem Gesamtbilde des Dichterpaares und der Weimarer Glanzperiode der deutschen Litteraturgeschichte erweitern, und es ist ja sehr wünschenswert, dass die Schüler vor dem Verlassen der Schule wenigstens mit dieser einen Periode etwas genauer Bekanntschaft gemacht haben. Hier ist nicht der Ort, eingehender über diesen Punkt zu sprechen, der mit der Frage, ob sich die Klassiker für die Schullektüre eignen, nahe zusammenhängt. Es sei nur bemerkt, dass ich es für sehr wahrscheinlich halte, dass eine solche Bekanntschaft mit Schiller und Goethe viel eher die Schüler zu selbständiger Lektüre der Werke dieser Dichter anspornen wird, als eine schulmässige Lektüre und Behandlung eines von diesen Werken selbst.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, dass und warum meiner Ansicht nach das Buch es verdient, zur Anwendung in unseren Schulen empfohlen zu werden. In dem letzten Schuljahre, wo die Arbeit in der Klasse schon Ende Februar aufhört, und wo in den Anstalten von realem Typus ein beträchtlicher Teil der dem deutschen Unterrichte zur Verfügung stehenden Stunden durch die Schreibübungen der Lektüre entzogen wird, ist es schwerlich denkbar, dass man mit einem Drama oder sonst einem grösseren Litteraturwerke, das ein zusammenhängendes Ganzes bildet, fertig werden könnte. Mit seinen kurzen Stücken, deren jedes ein kleines unabhängiges Ganzes bildet, und von denen je nach der zu Gebote stehenden Zeit eine grössere oder geringere Anzahl durchgenommen werden kann, dürfte deshalb das vorliegende Buch geeignet sein, besonders in der obersten Klasse unserer Realanstalten zum Gegenstand der Lektüre gewählt zu werden.

E. Hagfors.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 3. April 1909, bei welcher Sitzung der Vorstand und 7 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Die Protokolle der beiden letzten Sitzungen wurden verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neues Mitglied wurde Cand. phil. Fräulein *Matilda Ekström* aufgenommen.

§ 3.

Der Vorsitzende, Prof. *A. Wallensköld,* teilte mit, dass die Schüler Professor *W. Viëtors* anlässlich seines 25-jährigen Jubiläums als Universitätslehrer in Marburg beschlossen hätten, ihm eine Dankadresse zu überreichen, sowie zu Gunsten der kläglich ausgestatteten englischen Seminarbibliothek in Marburg eine Geldsammlung zu veranstalten und den Betrag Herrn Prof. Viëtor zu freier Verfügung zu überweisen; ausserdem werde eine Festschrift vorbereitet. Prof. Wallensköld erklärte sich willig die Übersendung eventueller Geldbeiträge zu vermitteln.

§ 4.

Dr. *I. Hortling* meldete, dass die Unkosten für das Redigieren und den Druck des soeben erschienenen Protokolles der Neuphilologenversammlung den von der Regierung bewilligten Anschlag von Fmk 500 um etwa Fmk 50 überschritten hatten, und stellte anheim, dass der Verein das Defizit decken möchte. Die Beschlussfassung wurde auf die folgende Sitzung verschoben.

§ 5.

Der von Dr. *A. Rosendahl* in der Neuphilologenversammlung gemachte Vorschlag, welcher die den Lehrern der neueren Sprachen auferlegten Kompetenzforderungen betraf, wurde von dem Antragsteller zurückgenommen, weil die neuesten Bestimmungen für Universitätsexamina seinen Wünschen in den wichtigsten Punkten Genüge leisten.

§ 6.

Lektor *J. Poirot* besprach den neuerschienenen zweiten Band der »Principes de phonétique expérimentale» von Abbé Rousselot. [1])

In fidem:
A. Långfors.

Eingesandte Litteratur.

Arvid Gabrielson, Rime as a criterion of the pronunciation of Spenser, Pope, Byron, and Swinburne. Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1909. XVI + 211 pag. 8:o.

Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Siebente verbesserte und vermehrte Auflage. Erste Lieferung: A-Fohlen. Strassburg, Karl J. Trübner, 1909. 144 S. gr. 8:o. Preis: Rmk. 2: 50.

H. Schmidt und *Harry B. Smith,* Englische Unterrichtssprache. Ein Hilfsbuch für höhere Lehranstalten. Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1909. 66 S. 8:o. Preis: M. 1: —.

Henri Schoen, La métaphysique de Hermann Lotze ou la philosophie des actions et des réactions réciproques (Avec un portrait de Lotze en similigravure). Paris, Libr. Fischbacher, 1908. 293 p. in-8:o. Prix 7 fr. 50 c.

Henri Schoen, Francois Coppée, l'homme et le poète (1842—1908). Paris, Libr. Fischbacher, 1909. 107 p. in-8:o. Prix 2 fr.

---

[1]) S. Neuphil. Mitt., 1909, S. 120 ff.

Hans Strigl, Sprachwissenschaft für alle. Kleine gemeinverständliche sprachgeschichtliche und sprachvergleichende Aufsätze. I. Jahrg. Nr. 1, 5, 11 und 15. Wien, L. Weiss, 1908—9. Jedes Heftchen à 16 Seiten (Einzelnpreis 30 h = 25 Pf.). Jahrespreis mit Postzusendung K 5: 40 = Mk. 4: 50. Erscheint mit Ausnahme der Monate Juli und August am 1. und 15. jedes Monates.

Schriftenaustausch.

Annales de la Faculté des Lettres d'Aix. Tome II. N:os 1—2 (Janvier-Juin 1908). — Contient: Louis Ducros, Jean-Jacques Rousseau. De Genève à l'Hermitage (1712—1757). 228 p.

Annotationes phoneticae, III. Jahrg. (1909), N:r 1—3.

Antero Vipunen, Jahrg. 1909, Nr. 1—2.

Anuario estadístico de la República Oriental del Uruguay. Tomo 1 (Años 1907—908). Montevideo 1909. LIX + 996 pag. 4:o.

Bibliographia phonetica, IV. Jahrg. (1909), Nr. 3—4.

Modern Language Notes, Vol. XXIV (1909), No. 4—5.

Moderna Språk, Jahrg. 1909, Nr. 5. — Enthält die Fortsetzung einer Folge von *Notes lexicographiques sur »Cyrano de Bergerac»,* von C. Polack.

Päivä, Jahrg. 1909, Nr. 15—20.

Revue de Provence et de langue d'Oc, année 1909, n:os 5—7. — Dans le numéro double 6—7, M. Edmond Lefèvre commence un *Petit Dictionnaire des Félibres,* contenant une bibliographie minutieuse de tout ce qui a paru en provençal, ainsi que sur la langue d'Oc, ses poètes et ses écrivains.

Virittäjä, Jahrg. 1909, Nr. 1—5.

Mitteilungen.

Einheimische Publikationen: In »Öfversigt af Finska Vetenskaps-Societetetens Förhandlingar», LI (1908—1909): *Werner Söderhjelm,* Les inspirateurs des »Quinze joyes de mariage» (25 S.), und *Emil Zilliacus,* Die Sage von Gyges und Kandaules bei einigen modernen Dichtern (35 S.).

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *A. Långfors,* Li Regres Nostre Dame par Huon le Roi de Cambrai, bespr. von J. Anglade, Revue des langues romanes, LII (1909), S. 83—4, und Ernest Langlois, Bibl. de l'École des Chartes, 1909, S. 131—4.

Ferienkurse: In *Dijon* vom 1. Juli bis 31. Okt. — In *Genève* vom 15. Juli bis 28. August. — In *Rouen* vom 15. Juli bis 25. August.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 6/7	Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.	1909

Die Sprechmaschine und ihre Anwendung im Sprachunterricht.

Bekanntlich ist Edison der Erfinder der ersten Sprechmaschine, die er Fonograf nannte. Das Prinzip der Sprechmaschine beruht, in Kürze ausgedrückt, darauf, dass ein scharfer Stift, der mit einer den Laut empfangenden Schalldose verbunden ist, von den durch die Schalldose vermittelten Lauten in Vibration versetzt wird und diese Vibrationen auf einer in Bewegung versetzten weichen Wachsfläche, über die er läuft, einzeichnet. Wenn man nun eine Nadel oder, wie beim Edisonfonografen, einen Safir über jene Spuren laufen lässt, so gerät sie in vollkommen identische Vibrationen, teilt diese Vibrationen der Schalldose mit und reproduzirt auf diese Weise die Laute, die hineingespielt, gesungen oder gesprochen worden, in mehr oder weniger vollkommener Weise. Edison benutzte bei seinem Fonografen eine runde Walze, auf welcher die Schalldose wagerecht aufliegt; indem die Walze in rotirende Bewegung versetzt wird, pflügt der vibrirende Safir Furchen in die Walze, die je nach Farbe und Stärke des Tones in der Tiefe variiren.

Es erwies sich jedoch, dass durch diese Art der Aufnahme — Furchung einer Walze von oben nach unten — eine genügend korrekte und laute Wiedergabe der Töne nicht zu erzielen war. Es musste ein Verfahren erfunden werden, wo die

Membran der auf dem schreibenden Stift lastenden Schalldose nicht in die Tiefe, sondern nach den Seiten vibrirte. Berliner, ein Deutsch-Amerikaner, fand zwanzig Jahre später dies Verfahren. Er konstruirte den Tonarm derart, dass die Schalldose nicht über der die Lautfurchen empfangenden Fläche horizontal auflag, sondern senkrecht über ihr stand. Nun ging die Vibrationsbewegung der lautempfindlichen Membran nicht mehr von unten nach oben, sondern von links nach rechts, und die Spuren, die die Nadel zeichnete, waren nicht mehr an Tiefe wechselnde Furchen, sondern Zickzackkurven. Bei dieser Art von Aufnahmen konnten natürlich keine Walzen als Unterlage der schreibenden Nadel zur Anwendung kommen, sondern nur flache und runde Platten, auf welchen die Nadel spiralförmig von aussen nach innen ihre Kurven zieht. Hierin besteht nun der Unterschied zwischen Fonograf und Grammofon: der Erstere arbeitet mit Walzen und schreibt nur Edisonschrift, der Letztere arbeitet mit Platten und schreibt in der Regel Berlinerschrift; es giebt aber auch für den Grammofon Aufnahmen mit Edisonschrift.[1])

Wenn man die beiden Apparate auf ihre Vorzüge und Mängel hin mit einander vergleicht, so kann man meines Erachtens nicht dem einen von ihnen unbedingt den Vorrang vor dem anderen einräumen, denn je nach dem Zweck, zu dem sie verwandt werden sollen, besitzt jeder von ihnen Vorzüge, die dem anderen abgehen. Es giebt Fachleute, die der Ansicht sind, dass das Grammofon die Töne korrekter wiedergiebt. Das ist im allgemeinen möglich. Ich habe meinerseits so gute Fonografen gehört, dass es mir schwierig war einen Unterschied in der Korrektheit zu konstatiren

Der Fonograf hat den Vorzug des leichteren Gewichts und der grösseren Billigkeit. Die Edisonschen Fonografen sind allerdings etwas teurer; der billigste kostet 60 Reichsmark. Von den Excelsiorfonografen kostet dagegen der billig-

[1]) Ich beschränke mich hier auf diese allgemeine Unterscheidung, ohne auf die vielfachen Detailvariationen in Schalldosen und Diafragmen einzugehen (Grafofon, Multifon, Bettini-Mikro-Fonograf u. s. w.)

ste nur 28 Reichsmark, ist blos 26×20×22 Cm gross und wiegt mit dem Gehäuse nur etwas über 3 1/2 Kilogramm. Für eine Klasse ist ein solcher Apparat allerdings zu schwach. Für Schulzwecke würde erst ein Standard-Edisonfonograf zu 130 Reichsmark genügen. Ein unschätzbarer Vorzug, den der Fonograf vor dem Grammofon hat, besteht darin, dass man mit dem Fonografen selbst Aufnahmen machen kann. Man braucht sich nur mit der dazu nötigen besonderen Aufnahmeschalldose nebst Aufnahmetrichter zu versehen. Es werden zu diesem Zweck Blankwalzen aus Wachs, sog. Weichwalzen im Gegensatz zu den fertig bespielten aus anderem Material hergestellten sog. Hartgusswalzen, verkauft, die etwa 40 bis 50 Pfennig das Stück kosten und ungefähr 60 mal gespielt werden können. Nach Verbrauch werden die Walzen abgeschliffen, was acht bis zehn mal geschehen kann. Das Abschleifen besorgen die grossen Sprechmaschinengeschäfte für 15 Pfennig pro Stück. Man kann aber das Abschleifen auch selber besorgen, wenn man sich eine Abschleifvorrichtung, die zwischen 30 und 40 Mark kostet, verschafft hat.

Der grosse Vorzug, den das Grammofon vor dem Fonografen hat, liegt in der Stärke des Tones. In dieser Beziehung kann der Fonograf mit dem Grammofon nicht wetteifern. Besonders die sog. Starktonplatten geben sogar auf mittelgrossen Grammofonen die Laute in einer Stärke wieder, die nur in ganz grossen Räumen notwendig oder sogar erträglich ist. Die Nachteile eines guten Grammofons bestehen in dem verhältnismässig höheren Preise und dem Umfang und Gewicht des Apparats. Ein für eine grosse Klasse geeigneter Apparat, der auch grössere Platten spielt, also zwei Federwerke hat, ist immerhin nicht unter 150 Reichsmark zu haben und ist ein schwer zu transportirendes Ding. Hinwiederum hat das Grammofon den Vorzug vor dem Fonografen, dass es im Handel eine bedeutend grössere Anzahl gesprochener Platten giebt als Walzen, und dass das Grammofonrepertoire für Rezitation sicher viel rascher sich vergrössern wird, als dasjenige des Fonografen. Für Schulzwecke halte ich also für

meinen Teil das Grammofon, hauptsächlich seines viel stärkeren Tones halber, für geeigneter.

In welcher Weise soll nun die Sprechmaschine im Sprachunterricht Verwendung finden? Um diese Frage richtig zu beantworten, müssen wir uns über die Kapazität der Maschine, über ihre Fähigkeit menschliche Laute zu reproduziren im Klaren sein. Eine Autorität auf fonautografischem Gebiet, wie Professor Viktor A. Reko, meint, man könne die Sprechmaschine beim fonetischen Unterricht zur Erlernung und Einübung fremder Laute anwenden, und andere allzu begeisterte Fürsprecher der Sprechmaschine sind sogar der Ansicht, dass dieselbe den Lehrer ersetzen könnte. Dies ist, wie schon ein besonnener und kritischer Fachmann auf dem Gebiet der Fonautografie, Dr Panconcelli-Calzia, wiederholt betont hat, wenigstens vorläufig eine absolute Unmöglichkeit. Von einem Ersatz für den Lehrer kann schon deshalb keine Rede sein, weil ja die Maschine eben nur eine Maschine ist. Selbst bei den vollkommensten Sprechmaschinen wird immer der Lehrer nicht nur unentbehrlich bleiben, sondern auch die Hauptrolle beim Unterricht spielen.

Was wiederum die Frage von der Lautschulung, den speziellen fonetischen Übungen mit Hilfe der Sprechmaschine betrifft, so stellt hier die Wiedergabefähigkeit derselben bis jetzt noch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Erstens ist das nebenherlaufende Nadelgeräusch, weniger beim Fonografen als beim Grammofon, selbst bei den besten Maschinen und Platten, so stark und ununterbrochen, dass eine vollständig reine und ungestörte Wiedergabe einzelner Laute nur ausnahmsweise vorkommen kann. Herr Braun, Besitzer der Elwertschen Verlagsbuchhandlung in Marburg, hat die Absicht einen Apparat in den Handel zu bringen, bei dem die Aufnahmen nicht auf Platten oder Walzen stattfinden, sondern auf eigens zu diesem Zweck hergestellten Bändern. Das Nadelgeräusch soll auf diesem Apparat so gut wie gar nicht zu hören sein. Leider stösst die Herstellung des Apparats aus anderen technischen Gründen noch auf Hindernisse, so dass es unsicher ist, wann und ob er überhaupt vollendet werden

kann. Inbezug auf dieses Nadelgeräusch will ich aber beiläufig bemerken, dass es in den Fällen, wo es nicht auf spezielle fonetische Übungen ankommt, unwesentlich ist. Im Anfang wird es auf jeden Ungewohnten störend wirken, nach einiger Übung wird es aber kaum mehr vernommen.

Ferner aber — und das ist das Wichtigste und Entscheidende — ist die Sprechmaschine heutzutage noch nicht im Stande sämtliche Laute der menschlichen Stimme wiederzugeben, geschweige denn korrekt wiederzugeben. Selbst die vollkommensten Sprechmaschinen geben die Laute im allgemeinen nur verhältnismässig gut, und nur einzelne Vokale (und einen Konsonanten: das r) ganz deutlich wieder. Gewisse Wörter und Laute können nicht naturgetreu, manche überhaupt nicht reproduzirt werden. Zwischen tonlosen und tönenden Lauten ist manchmal der Unterschied kaum zu merken. Auslautendes w, f, l verschwinden meist ganz, s und z sind nur in Ausnahmefällen deutlich hörbar, auch die inlautenden w, f, s, z kommen nur schwer zum Ausdruck.[1])

Für wissenschaftliche oder auch nur für spezielle Schulstudien und als Mittel für Lautübungen kann die Sprechmaschine also noch lange nicht dienen. Sie ist überhaupt ein Apparat, an dessen Leistungen man noch keine absoluten Forderungen stellen kann, sondern bei dem man gewisse Mängel und Unbequemlichkeiten mit in den Kauf nehmen muss, wenn man aus ihm den Nutzen ziehen will, den er bringen kann. Denn trotz aller erwähnten Mängel kann die Sprechmaschine tatsächlich auch im Sprachunterricht von grossem Nutzen sein. Man muss nur ihre Anwendung auf die Gebiete beschränken, wo es nicht so sehr auf die genaue Artikulirung eines jeden einzelnen Lautes, als vielmehr auf eine mehr allgemeine Charakterisirung ganzer grösserer Lautkomplexe, sozusagen auf die Mimik und die Gebärde des Sprechens, auf die Satzmodulation ankommt.

In dieser Beziehung leistet die Maschine schon heutigentags ganz Vorzügliches. Es kommt auch hier natürlich auf die

---

[1]) Vgl. Die Neueren Sprachen 1909 Bd. XVI S. 568.

Qualität des Apparates und auf die Geschicklichkeit desjenigen, der die Aufnahme und Wiedergabe bewerkstelligt, an, wo aber diese Bedingungen erfüllt sind, erhalten wir Wiedergaben, die den Sprachunterricht wesentlich fördern können. Um sich hiervon zu überzeugen, lasse man sich doch einmal eine kleine Erzählung, beispielsweise das von Minnie Hahlo gesprochene Märchen von der »Prinzessin auf der Erbse« auf einer guten Maschine vorsprechen. Diese kleine Erzählung will allerdings in erster Linie als Beispiel der Vortrags k u n s t dienen, indem das rein Rezitatorische darin stärker betont ist, als man solches von Schülern zu fordern pflegt. Aber trotzalledem kann auch dieses Stück als eine gute Illustration dafür dienen, dass die Sprechmaschine grade in einem wichtigen Teil des Sprachunterrichts, nämlich für musterhaftes Lesen fremdsprachiger Texte, für das Hören und Verstehen des *gesprochenen* fremden Idioms und für das Verständnis des lautlichen Gesamtcharakters desselben unschätzbare Dienste leisten kann. In ähnlicher Weise können kleine Lesestücke, wie sie schon in den Anfangsstadien vorkommen, in systematisch geordneter Folge durch die Sprechmaschine in genuiner Form dem Schüler nahe gebracht werden.[1])

Jeder praktisch erfahrene Schulmann wird zugeben, dass es sich mit der speziellen Einübung einzelner Laute ungefähr ebenso verhält wie mit der Einübung einzelner Vokabeln: wenn man sich darauf beschränkt, so entspricht die darauf verwandte Mühe und Zeit nicht dem erzielten Erfolg und Nutzen. Erst im zusammenhängenden Satz prägen sich Worte wie auch Laute dauernd dem Gedächtnis ein. Da die Sprechmaschine nicht alle Laute gut reproduziren kann, muss sich selbstverständlich die Ausspracheübung an der Hand der Maschine darauf beschränken, das fremde Idiom in ihrem allgemeinen lautlichen Charakter im Auge zu haben. Die erste

---

[1]) Die Langenscheidtsche Verlagshandlung in Berlin hat derartige französische Walzen bereits in den Handel gebracht, doch schienen mir die Aufnahmen, die ich zu hören Gelegenheit hatte, nicht vollkommen befriedigend. Dasselbe gilt von den Aufnahmen der Elwertschen Verlagsbuchhandlung, die ich hörte.

Vorbereitung, Erklärung und Einübung unbekannter neuer Laute kann und muss immer dem Lehrer vorbehalten bleiben. Wenn diese Laute aber einmal bekannt sind, dann erkennt der Schüler sie im Zusammenhang, auch wenn sie weniger deutlich artikulirt erscheinen.

Und hier tritt nun die Sprechmaschine in ihre Rechte. Sie giebt das was kein Lehrer, der nicht selbst Ausländer ist, geben kann: das genuine Sprechen des fremden Idioms. Der Nutzen der Sprechmaschine beschränkt sich in diesem Fall nicht auf die Klasse allein, auch für den Lehrer bietet sie eine Handhabe und ein Hilfsmittel seine eigene Aussprache zu kontrolliren und zu verbessern. (Dies alles selbstverständlich unter Voraussetzung musterhafter Aufnahmen durch eingeborene und fonetisch geschulte Fachleute). Und hierzu kommt noch Eins, was selbst der Ausländer-Lehrer nicht bieten kann: die Sprechmaschine bringt dem Schüler nicht nur eine musterhafte und genuine Aussprache des fremden Idioms zu Gehör, sondern sie giebt ihm auch Gelegenheit, die verschiedenen Nüancen kennen zu lernen, durch die sich Personen aus verschiedenen Gegenden des betreffenden Landes in ihrer Aussprache unterscheiden. Es giebt bereits eine ganze Reihe von Aufnahmen (Prof. Miethe, Prof. Slaby, Zeppelin, Freiherr von Hagen u. a.), bei denen man diese Unterschiede in interressanter Weise beobachten kann.

Schliesslich ist auch nicht der Nutzen zu unterschätzen, den die Sprechmaschine bei Rezitations- und Vortragsübungen haben kann. Solche Übungen sind ja bei uns leider wenig gebräuchlich. Aber dieses hat ohne Zweifel seinen Hauptgrund im Lehrer selbst, der sich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen fühlt.

Die Bedeutung der Sprechmaschinen für den Sprachunterricht ist auch schon vielfach von Fachleuten erkannt worden, und es sind an vielen Schulen im Auslande bereits seit mehreren Jahren praktische Versuche mit denselben angestellt worden. Besonders in England haben sich die Schulbehörden für die Frage interessirt und mit den angestellten Versuchen

günstige Erfahrungen gemacht.[1]) In einem ihrer Erlasse heisst es u. a. »Die Erfahrungen, die man nun mehrere Jahre hindurch mit den modernen Sprechmaschinen im praktischen Unterrichtswesen gemacht hat, sind gut und befriedigend gewesen, und es werden insbesondere in Mädchenschulen erforderlichenfalls alsbald neue und mehr Sprechmaschinen zur Einstellung gelangen. Ohne Zweifel giebt es in den Bezirken mancher Schulen einige Lehrer und auch Lehrerinnen, die über ein vorzügliches Organ verfügen, wie es aber andere Lehrer nicht haben, und warum soll man nicht diese günstige Gelegenheit benutzen, mittelst der Sprechmaschine eine derartige vorzügliche Vortragskunst weiter zu verbreiten?» Karl Breul berichtet, dass in Dänemark die Sprechmaschine an den Schulen wie an der Universität Kopenhagen viel benutzt wird. In London lassen sich manche Schulen die Lektionen aus den Lehrbüchern von ausländischen Fachleuten auf Fonografenwalzen sprechen und benutzen diese im Unterricht. Das englische Seminar an der Universität in Wien benutzt schon seit längerer Zeit eine Plattensprechmaschine. Die damit erzielten Ergebnisse sind nach dem übereinstimmenden Urteil der Professoren Dr Schipper und Lektor Dr Phuge ausserordentlich befriedigend, namentlich was den Tonfall und die Klangfarbe betrifft. Ebenso wird an der teologischen Fakultät der Universität Wien seit Beginn des Sommersemesters 1906 ein Fonograf verwendet, der bei den homiletischen Übungen gute Dienste leistet. Professor Thudichum verwendet schon seit Jahren den Fonografen im französischen Sprachunterricht an der Universität Genf und an der K. K. Franz Josef Realschule in Wien werden Texte zu den bekannten Hölzelschen Bildern sowie Rezitationen auf der Sprechmaschine im Unterricht verwendet, u. s. w.

Ich fasse meine Ausführungen nun in folgende Tesen zusammen:

---

[1]) Die folgenden Angaben z. Teil nach: Viktor A. Reko, Sprachenerlernung mit Hilfe der Sprechmaschine. Winke für Lehrer und Selbstunterrichttreibende. Stuttgart, 1908. S. 19 ff.

1) Für die Lautschulung im eigentlichen Sinne ist die Sprechmaschine in ihrem heutigen Zustande nicht genügend. Hier hat der Lehrer die vorbereitende und wol auch die Hauptarbeit zu leisten.

2) Für die Satzmodulation, die Diktion und den Vortrag wird die Sprechmaschine in den meisten Fällen, und für die Kenntnis der genuinen Aussprache des fremden Idioms immer bessere Dienste leisten als der Lehrer.

3) Infolge dessen kann die vernünftige Anwendung guter Sprechmaschinen im Sprachunterricht immer nur von Nutzen sein, und werden die darauf verwandten Kosten stets ihrem Zweck entsprechen.

Johannes Öhquist.

Besprechungen.

Axel Kock, Svensk ljudhistoria I, Lund, 1906, 504 S. 8:o; II, 1, Lund, 1909, 240 S. 8:o.

Aus eigenem Antrieb wäre ich wahrscheinlich nicht dazu gekommen, eine Anzeige von Kock's »Svensk ljudhistoria» zu schreiben. Vor 3 Jahren erhielt ich indessen die Aufforderung das erste Heft dieses Werkes in der »Deutschen Literaturzeitung» anzuzeigen und konnte mich der Erledigung dieses Auftrages nicht entziehen [1].

Jetzt hat mich die Redaktion der Neuphilologischen Mitteilungen dringend gebeten, eine zweite Rezension zu schreiben, und so habe ich mich entschliessen müssen, Kock's Werk, von dem inzwischen noch zwei Hefte erschienen sind, noch einmal anzuzeigen.

Die Behandlung der einfachen Vokale ist jetzt abgeschlossen, und die Lehre von den Diphtongen wurde in Angriff genommen. Wenn man bedenkt, dass Kock's dreissigjährige Tätigkeit als Forscher fast auf allen Gebieten der altschwedischen Lautlehre tiefe Spuren hinterlassen hat, so versteht es sich von selbst, dass eine

---

[1] Siehe Deutsche Literaturzeitung 27. April 1907. Sp. 1055—57. Ich benütze die Gelegenheit zu bemerken, dass ich keine einzige Korrektur meiner Anzeige lesen durfte, weshalb sie eine Reihe von Fehlern enthält, welche im Manuskript nicht vorhanden waren. Sp. 1056: 18 steht § 83, 2 c, lies: § 83. Ibidem steht: *tonlosen*, lies: *infortis*. Sp. 1056: 52 steht: *palatalisieren*, lies: *depalatalisieren*. Die übrigen Fehler sind nicht irreführend.

Zusammenfassung von dem, was Kock jetzt über diese Fragen denkt, von jedem Freunde der schwedischen Sprachforschung mit Freuden begrüsst werden muss. In sehr vielen Fällen ist die Kodifikation von Kock's Resultaten zu gleicher Zeit eine Zusammenstellung von Ansichten, welche, von Kock stammend, seit Jahren Allgemeingut der gelehrten Welt sind. Aber andererseits ist unsere Kenntnis des Altschwedischen noch sehr lückenhaft. Keine Alles umfassende Darstellung der altschwedischen Lautlehre kann deshalb als ein *monumentum ære perennius* betrachtet werden. Vielmehr werden neue Forschungen von Zeit zu Zeit grosse Veränderungen der herrschenden Ansichten herbeiführen. Dieses Übelstandes ist Kock sich wohl nicht ganz unbewusst.

Ich wähle ein naheliegendes Beispiel. Es ist bekannt, dass gewisse altschwedische Urkunden, vor allem die Haupthandschriften des älteren Väs:göta-Gesetzes und des Östgöta-Gesetzes neben normalem *æ* sehr oft die Schreibung *a* zeigen.

In »Svensk akcent» I 139, Fussnote 1, hat Kock diese Erscheinung mit Rücksicht auf Vgl I besprochen und hat bemerkt, dass die Stellung vor *r* die Anwendung von *a* statt *æ* begünstige, was mit der Aussprache in mehreren südschwedischen Volksmundarten gut übereinstimmt. Von dieser wichtigen Beobachtung macht Kock in Svensk ljudhistoria, wie es scheint, wenig Gebrauch [1], und ist bemüht für die Anwendung von *a* statt *æ* eine Reihe von Spezialerklärungen zu geben [2], und doch bleibt eine beträchtliche Anzahl von Fällen übrig, in welchen Kock annehmen muss, dass Schreibfehler vorliegen. S. 257 finden wir indessen, dass Kock selbst an der Zweckmässigkeit dieses Vorgehens zweifelt. In Östgötalagens ljudlära S. 21 ff. hatte Olson hervorgehoben, dass der häufige Gebrauch von *a* statt *æ* in Vgl I und Ög auf eine, vielleicht nur in gewissen Stellungen eingetretene, dialektische Verschiebung des *æ*, zurückzuführen sei. Gegenüber dieser Vermutung Olsons verhält sich Kock Sv. lj. I S. 257 f. nicht ganz ablehnend und versucht sogar die Stellung anzugeben, in welcher *æ* sich dem *a* genähert hätte. Kock meint, dass diese Entwickelung vielleicht nach *r* stattgefunden habe.

Da ich mich in den letzten zwei Jahren recht viel mit dem älteren Västgötagesetze beschäftigt habe, so glaube ich in der Lage zu sein, neue Beiträge zur Lösung dieses Problems liefern zu können. Bevor ich meine Ansichten über diese Dinge auseinandersetze, muss ich aber einige von Kock und Anderen mit Unrecht aufgeführte Belege aus der Welt schaffen.

---

[1] Siehe I § 305, S. 246, aber auch § 298, S. 239 ff.
[2] Siehe I §§ 292—316, Ss. 235—259.

3spi *gaar* Vgl I, Schlyter S. 52: 14, Kock I S. 258 gehört nicht zum Zeitwort *gœra* 'machen', sondern zu **gā*, awnord. *gá* 'achten'. Man beachte die Schreibung mit zwei *a* nicht nur in Vgl I, sondern auch in Vgl II, Schlyter S. 194, Fussnote 38. Ein zweiter und noch wichtigerer Beweis ist die Genitivrektion [*þes*], welche in Vgl II, Schlyter 194: 2, bewährt ist und meiner Ansicht nach auch in Vgl I vorhanden war, indem *þœt* aus *þœs* [nicht *þœr*, wie Schlyter glaubt] geändert wurde. — Auch mit Rücksicht auf die Bedeutung ist die Lesung *gaar* sehr zu empfehlen.

Inf. *drapœ* soll nach Kock I S. 252 einmal in Vgl I vorkommen. Diese in der grammatischen Literatur nicht zum ersten Mal auftauchende Form ist durchaus apokryphisch. Nach Karlsson Ark. f. nord. fil. I 390 soll sie in Br vorkommen, aber Br [Schlyter 72: 17] hat 3spi *drap*ær, und **drapœ* nirgends.

3spi *aʀ* 'ist' auf dem Runenstein von Hauggrän [Bugge Runverser S. 288, Noreen Aschw. Gr. S. 486, Kock Sv. ljudh. I S. 245] soll meiner Ansicht nach auch gestrichen werden. Ich habe die Hauggräner Inschrift wiederholt untersucht und photographiert, und ich wage zu behaupten, dass wir nicht *þet aʀ*, sondern *þetaʀ* ohne Spatium zwischen *t* und *a* zu lesen haben. Dieses *þetaʀ* ist wiederum als *þetta'ʀ* mit apokopiertem *i* zu lesen, genau so wie das Dalagesetz *prestir* = *presti'r* hat [1].

Ich habe nicht übersehen, dass G. L. stets *þitta*, nicht **þetta* hat, aber dieser Einwand, den ich mir selbst gemacht habe, fällt weg, wenn mann bedenkt, dass die Hauggräner Inschrift weiter unten die Form apf *þesi* [2] [=*þessi*] zeigt.

Die grosse Mehrzahl der sicher belegten altschwedischen Formen mit *a* statt *æ* lassen sich meiner Ansicht nach unter der Annahme erklären, dass *æ* auf einem Gebiete, welches zum mindesten Teile von Västergötland, Östergötland und Småland [das Vätterngebiet] umfasste, sich dem *a* soweit näherte, dass es abwechselnd mit *æ* und *a* bezeichnet werden konnte, und zwar fand dieser Übergang statt, *wenn dem œ ein r oder eine Geminata unmittelbar folgte.* Wenn diese Annahme gebilligt wird, braucht man nicht anzunehmen, dass eine Menge von ganz verschiedenartigen Vorgängen die Verdrängung von *æ* durch *a* herbeigeführt hätte, und man versteht auch, warum eine und dieselbe Handschrift sehr oft in einer ganzen Reihe von Wörtern eine schwankende Ortographie [*æ* ∼ *a*] aufweist.

Belege für meine Auffassung habe ich aus folgenden Schrif-

---

[1] Kock Ark. f. nord. fil. XXIV 196 f.

[2] Die Rune *þ* ist so stark beschädigt, dass ich sie nicht lesen konnte aber der Punkt auf dem *e* ist vollkommen deutlich.

ten zusammengestellt: Vgl I—IV [1], Biæ [2], Ög [3], Bu [4], SK und cod. B vom Småländischen Kirchengesetz [5].

I. *ar* ⟨ *ær:*
bara Vgl I [2], SK cod B, Ög. *barom* Bu [2][6], *ful sari* Vgl III. *g[i]aræ* Vgl I [4]. *garna* Bu [2]. *garnegæ* Vgl III. *garþi* Vgl I. *garþe* Vgl III. *haræþ* Vgl I [7]. *haraþe, ha*raþe Vgl III. *haraþ, haræþ* Ög [5]. *harra* Bu. *kara, kare* Ög. *clavcir* Vgl III. *markær* Vgl I [18][7]. *svariæ* Vgl I. *suaria* Ög. *svari* Vgl I. *suari* Ög. *variæ* [2], *vari, variændi* Vgl I. *varþiæ, varþia* [= *væriæ*][8] Vgl II. 3 spi *uar* Ög. *varma* Bu. *varuldena* Bu. nsm *varþær, uarþær* Vgl I. ns *varþ* Vgl I. 3 spi *ar* Vgl I [3], Vgl III. 3 ppi *aru* Vgl I [3], Vgl III [2], Ög, SK cod B. relat. *ar* Vgl I [4], Ög. subst. *ar* Ög. subst. *aro* Bu. *arfþær, aruingiæ* Vgl I. *arwiþi* Vgl II. pron. ds *þar* Vgl I. adv. *þar* Vgl I.

In einigen von diesen Fallen steht der Vokal vor geminiertem *r* und die *a*-Modifikation erklärt sich also auch nach dem Moment:

II. *a* ⟨ *æ* in der Stellung vor Geminata:

1. *agg* ⟨ *ægg:* *baggia* Ög. *laggia* SK cod. B. *lagiæ* Vgl I. *lagia* Bu. *laggær* Vgl I. *laggi* Vgl I, SK cod. B. *laggin* Ög. as *ætta lagin* Ög. vb *staghla* [9] Ög. vb *naghla* [9] Bu.

2. *akk* ⟨ *ækk:* *akki* Vgl I. neg. *akki, akke*, asn *akka* Ög.

3. *all* ⟨ *æll:* prät. *fal* [= awnord. *fell*] Vgl I. *falle* [= *fælla*] Vgl III, *fall* [= *fæld*] Vgl III. *fallis, fallas* Ög. *hons gallo* Bu. *i malli* Vgl I. *mallum* Ög [2]. *allær* Vgl I [49]. *aller* Vgl III. *alla* Ög [2], SK cod B. *þrall* Ög [10]. *dualia*? [11] Bu. *halia* [11] SK cod. B. [vgl. hiermit *haluitiz* Bu]. *talia* [11] Ög [vgl. hiermit *tals* Vgl I].

4. *amm* ⟨ *æmm:* *matskammæ* Vgl I. *kor[n]skammu* Ög. *skiamð* Biæ. *sambir* [nach inf **sammiæ* [11]] Vgl III.

5. *ann* ⟨ *ænn:* *almannigs, almanningi* Vgl I. *brannæ* Vgl I. *brannir* Ög. *branno* Vgl II. *hanna* Bu [2]. *hanni* Vgl I [3]. *hanni* Vgl III. *hanne* Ög, Bu. *kannedom* Bu. *kannir* Vgl I [12]. *panniggum* Br.

---

[1] Vgl. Karlsson Ark. f. nord. fil. I, S. 385—392.
[2] Vgl. Zetterberg Bjärköarättens ljud och böjningslära, S. 1 f.
[3] Vgl. Olson Östgötalagens ljudlära, S. 1—23.
[4] Vgl. Ottelin Studier öfver Codex Bureanus, passim.
[5] Vgl. Björkman Smålandslagens ljudlära, S. 5—6 und 57.
[6] Siehe Ottelin I Ss. 58, 59. II Ss. 64, 143.
[7] Neben *mærkær* [12].
[8] Vgl. Karlsson Ark. f. nord. fil. I 391. Noreen Aschw Gr. § 308. 2 a.
[9] Vgl. *kiægglu* Vgl I 58:4. Noreen Aschw. Gr § 296. 2.
[10] Vgl. *þrals*, as *þral* Vgl I. Doppelschreibung des *l* in as ist sowohl in Vgl I [2 mal] und Vgl II als auch in G. L. belegt.
[11] Vgl. Noreen Aschw. Gr. § 296. 1.
[12] Vgl. prät. *kande* Bu.

panningum Vgl IV, Ög. *panningæ* Vgl III. *panninga* [2], *panningani* Ög. *man* Vgl I, Vgl II, Vgl III, Ög. *tuanni, tvanni, tvannum* Vgl I [6]. *þranni* [8], *þrani* Vgl I. *þanni* Vgl I. konj. *an* [1] Vgl I [5], SK, Ög [4]. *þan* Vgl I [2], Ög [2].

6. **app** ⟨ **æpp**: *scappu* Vgl III [2]. *scapnæ* Vgl III. *drape'r* Vgl I. *drap*ær Br. *drapær* Ög [2]. *drap*er Vgl II. *ðrap*er Vgl II [2] [2].

7. **ass** ⟨ **æss**: vb *lassa* Bu. *kyndelmasso* Bu. *siælamass*ur SK. *þassi* Vgl I. *hasskapær* Ög. *vrassviliæ* Vgl I. *vaslum* [3] Br.

8. **att** ⟨ **ætt**: *siunattingær* [4] Vgl I [15]. *rattum* Vgl II. *þrattande* Ög. *þatta, þattæ* Vgl I. *rat* Vgl III, Ög. *giatær* [5] Vgl I. *satia* [6] SK cod. B. *insatia* [6] Bu.

Ich habe oben eine Reihe von Belegen gegeben, in welchen *a* statt *æ* vor einem Konsonanten angetroffen wird, dessen Länge wohl allgemein anerkannt ist, und es scheint mir, dass wir getrost annehmen können, dass *æ* in solcher Stellung sich dem *a* genähert hat. Wenn dies anerkannt wird, können wir, wo die Belege nicht zu spärlich sind, die Schreibung mit *a* statt *æ* als ein Kriterium der Länge des folgenden Konsonanten benützen.

Es ist bekannt, dass in gewissen awnord. Handschriften *l* und *n* in den Verbindungen *ld, lt, nd, nt* doppelt geschrieben werden [7], und von solcher Doppelschreibung finden sich auch in altschwedischen Handschriften zahlreiche Spuren [8].

Es scheint noch keine Einigkeit darüber vorhanden zu sein, in welcher Ausdehnung diese Doppelschreibung die Qualität, die Quantität, oder die Qualität und Quantität der *l*- und *n*-Laute be-

---

[1] Doppelschreibung nicht selten. Vgl. Björkman S. 52. Noreen Aschw. Gr. § 299. Wimmer Læsebog[6] S. 190. Pipping Guta lag och Guta Saga, Ordbok S. 27 [*fyr enn*] und S. 89 [*þa enn, þann*].

[2] Vgl II Addit. hat oft doppelgeschriebenes *p* in *dræpa*, wo die Stammsilbe geschlossen ist: *dræpp*er 243: 17, *drapp* 247: 6. 247: 10. 247: 13. *dræppnæ* 248: 18. In Vgl IV ist *p* nach stimmhaftem Laute überall gedehnt, auch wenn der vorhergehende Vokal in offener Silbe stand. Z. B. *køppæ* [2], *skippæn* [2], *skippæt* [4], *skippædhi, skippæði, skippis, grippin.* Anders Noreen Aschw. Gr. § 296. Anm 2.

[3] Vgl. Noreen Aschw. Gr. § 296. 2.

[4] 14 mal *siunættingær.*

[5] Vgl. Noreen Aschw. Gr. § 296. 4.

[6] Vgl. Noreen Aschw. Gr. § 296. 1.

[7] Siehe Noreen Aisl. Gr.[3] § 269. 3 und dort citierte Literatur.

[8] Z. B. Vgl I: *halldær, gillde'n.* Vgl II: *villdh.* Vgl II Addit: *gillt, skylldast.* Vgl IV: *tallt.* Bu: *milldaste, villde, elld.* Vm: *ellder* [2], *ellde* [2], *elld, elldar, enfallt, twefallt, urfiælldær, gillda, gillde,* [*o*]*gilldær* [9], [*o*]*gilldr* [2], [*o*]*gilld* [6], [*o*]*gillt* [5], *ogilldir* [3], *ogilldar, gilldror, gælld, gællda* etc. [47], *hallda* etc. [25], *hælldær* [18], *hællder, hælldr, þylldær, salldi, sællde* [4], *salld* [3], *skyllder* [2], *walld* [6], *siallfswallð, vallda* [2], *wallda, willde* [2], *galltær, gallte.*

zeichnen soll [1]. Für wirkliche Dehnung spricht die Schreibung mit *a* statt *æ* in folgenden Fällen:

halldær Vgl I, *halder* SK, *haldær* Ög [2] *kalda* Bu, *sald* Ög, *halz* Biæ, *ualt* [2] Vgl I, Ög, *altir* Vgl I, *frandær* [2] Ög, *hande, handi, handær, hanþær* Vgl I, *hanþer* Vgl III, *hanta* Bu, *inlandingær, utlandingær, utlandzk, tande, uanda* Ög, *vantær* Vgl I.

Sekundäre Dehnung von intervokalischem *m* ist in mehreren altwestg. Denkmälern belegt. In Vgl II finden wir: *kumnin* [= **kummin*], *ensammin* [2], in Vgl II Addit.: *ensammæ, ensammæn*, in Vgl II K: *rummi, sommar, mizsummars*, in Vgl III: *commen, vhemmolth* [2], in Vgl IV: *Vidhemmæ, fornæmmis*, lat. *hummulo*, in Vgl I K: *rummi*. Dass eine entsprechende Dehnung auch schon in der Sprache des Vgl I vorhanden war [3], wird vielleicht durch den Vokal in *fornamix* angedeutet. Natürlich ist die Annahme von einem Schreibfehler nicht ausgeschlossen, aber die Zusammenstellung von *fornamix* in Vgl I mit *fornæmmis* in Vgl IV scheint mir doch verlockend.

Ich könnte noch eine Menge von Fällen aufzählen, in welchen die hier besprochenen Schriften *a* statt *æ* haben, und wo die Dehnung des folgenden Konsonanten wahrscheinlich oder wenigstens nicht ausgeschlossen ist. Ich werde das Problem nächstens anderswo ausführlich besprechen. Was ich jetzt vorgebracht habe, dürfte jedenfalls genügen um zu zeigen, dass es in der altschwedischen Lautlehre noch recht wichtige Fragen giebt, deren bisherige Behandlung ungenügend war.

Ein abschliessendes Werk im strengen Sinne des Wortes ist Kock's 'Svensk Ljudhistoria' also nicht. Aber in dieser grossangelegten Arbeit begrüssen wir, wie ich oben schon gesagt habe, eine höchst notwendige Zusammenfassung von dem, was ein seit Jahrzehnten führender Forscher auf dem Gebiete der schwedischen Lautgeschichte jetzt über diese Dinge denkt. Und wer soviele Probleme endgültig gelöst hat wie Kock, wird es ruhig tragen können, dass andere Forscher ihm nicht immer zustimmen.

Hugo Pipping.

[1] Siehe Noreen Aisl. Gr.[3] § 269. 3, Aschw. Gr. § 38. Anm. 1 und dort citierte Literatur, Sv. Landsm. I 354. Kock Fsv. ljudl. S. 398.

[2] Prät. von *valda*, welches, wie ich vermute, nach dem Muster *halda*, prät. *hælt* gebildet wurde. Sonst anders aufgefasst.

[3] Die Form *rummi* in Vgl I K darf nicht als Beweismaterial benützt werden, denn die Sprache in K ist von der der übrigen Teile des Gesetzbuches wesentlich verschieden. Die wichtigsten Unterschiede sind folgende: Normaler Svarabhaktivokal ist in K unbedingt *e*, sonst unbedingt *æ*. *E* statt *æ* in starktoniger Silbe tritt in K acht mal häufiger auf als sonst [41 % gegen etwa 5 %]. Der Übergang *ia* > *iæ* in schwachtonigen Silben ist in K Ausnahme [20 %], sonst Regel [83 %].

Wilhelm Horn, *Historische neuenglische Grammatik,* I. Lautlehre. XVI + 239 S. Strassburg, Trübner, 1908.

Der durch frühere Untersuchungen auf dem Gebiete der englischen Lautgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser giebt in dem vorliegenden, klar und übersichtlich aufgestellten und auch typographisch ansprechenden Buche eine zusammenfassende Darstellung der Entwickelung des englischen Lautsystems vom Ausgang der mittelenglischen Periode bis zum heutigen Tag. Sämtliche der Forschung zu Gebote stehenden Hilfsmittel werden mit grösster Umsicht zu Rate gezogen und ausgebeutet, so vor allem die Angaben der Grammatiker und Orthoepisten und die neuenglischen Mundarten, insofern diese die Lautentwickelung der Gemeinsprache beleuchten. Der Verfasser sucht überall, zumal in dem ersten und ausführlichsten Teil der Arbeit — der Darstellung der Vokale in hochtonigen Silben —, die ungestörte Entwickelung des Lautes und die verschiedenen Beeinflussungen durch Nachbarlaute scharf zu präzisieren und den Gang der Entwickelung chronologisch klar zu legen. Ein besonderes prinzipielles Interesse bieten die Erklärungen durch Einfluss des Schriftbildes oder durch mundartlichen Einschlag. Am Ende des Buches verden die Resultate nochmals in gedrängter Form und in einer tabellarischen Übersicht der Geschichte der Vokale zusammengefasst. Ein ausführliches Wortregister erleichtert sehr den Gebrauch des an Beispielen überaus reichen Buches. Beigefügt ist eine Dialektkarte nach Ellis. — Soeben ist mir der erste Teil von Jespersen's Modern English Grammar (Heidelberg 1909) in die Hände gekommen, der denselben Gegenstand behandelt wie das Horn'sche Buch, aber in Bezug auf Aufstellung ein ganz anderes System befolgt. Eine Vergleichung dieser beiden auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung stehenden Darstellungen der neuenglischen Lautgeschichte lässt die Schwierigkeiten dieses Gebietes der Sprachentwickelung in scharfer Beleuchtung hervortreten. Abweichungen kommen vor, nicht nur in der Auffassung von Einzelheiten (so z. B. betreffend die Entwickelung der neuenglischen *ā*-Laute), sondern auch in der Verwertung der Hilfsquellen und den Prinzipien der Erklärung (z. B. hinsichtlich der Ausdehnung, in welcher mundartliche Einflüsse auf die Gemeinsprache angenommen werden dürfen). Das beinahe gleichzeitige Erscheinen der beiden Werke kann nicht umhin, die weitere Forschung auf dem Gebiete der englischen Lautgeschichte kräftig zu fördern — eine Forschung, die nicht nur für dieses spezielle Gebiet Bedeutung hat, sondern auch in ungemein hohem Grade geeignet ist, die allgemeinen Prinzipien der Sprachentwickelung zu beleuchten.

U. Lindelöf.

Alois Brandl, Geschichte der altenglischen Literatur. Sonderausgabe aus der zweiten Auflage von Pauls »Grundriss der germanischen Philologie». 204 S. gr. 8:o. Strassburg, Trübner, 1908.

Nur in grösster Kürze will ich die Aufmerksamkeit auf dieses bedeutende Werk des hochverdienten Gelehrten richten, das um so willkommener ist, als ja in der ersten Auflage des Grundrisses die ten Brink anvertraute Behandlung der altenglischen Litteratur durch den Tod des Verfassers unvollendet blieb. Brandl giebt in dem hier vorliegenden Buche eine Darstellung der altenglischen Litteraturgeschichte von den ersten Anfängen bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts. Er bezeichnet (S. 3) sein Werk als einen »schlichten Wegweiser mit nüchterner Systematik und möglichst vollständiger Aufzählung auch minderwertigen Materials, soweit es gedruckt ist». In dieser Charakterisierung seiner Arbeit ist Prof. Brandl indessen viel zu bescheiden, denn neben den mehr systematisierenden Teilen und der reichhaltigen Bibliographie enthält das Buch auch manche Abschnitte ästhetischen und kulturgeschichtlichen Charakters, welche die Lektüre des »schlichten Wegweisers» sehr fesselnd machen. Ich brauche nicht zu sagen, dass Brandls Buch einem jeden, der sich mit altenglischer Litteratur oder Philologie beschäftigt, unentbehrlich ist.

U. Lindelöf.

Emil Burger, Deutsche Frauenbriefe aus zwei Jahrhunderten. Mit vier Bildnissen. Frankfurt a. Main und Berlin, Verlag von Moritz Diesterweg, 1908. Diesterwegs deutsche Volksausgaben, hrsg. von Direktor *E. Keller*, Band 4.

Das Interesse für den Privatbrief hat während der letzten zehn Jahre in Deutschland eine ungeheure Steigerung erfahren, die sich nicht nur darin äussert, dass immer neue Briefwechsel-Literatur auf den Markt geworfen wird und Auszüge aus dem angesammelten Briefschatz für weitere Kreise zu billigem Preis herausgegeben werden, sondern auch darin, dass man Briefe verschiedener Persönlichkeiten unter kulturgeschichtlich wichtigen Gesichtspunkten zu selbständigen Büchern vereinigt. So bescherte uns 1905 J. Zeitler eine schöne Auslese deutscher Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten, und so hat es jetzt E. Burger unternommen, den Anteil der Frau an der deutschen Briefliteratur wie überhaupt an dem deutschen Geistesleben der letzten zweihundert Jahre in einer hübsch ausgestatteten Sammlung von 100 Frauenbriefen zu veranschaulichen. Er führt uns von einer der grössten Briefschreiberinnen vor dem

Herrn, der pfälzischen Fürstentochter Elisabeth Charlotte, die während eines 50-jährigen Lebens am Hofe Ludwigs XIV. zäh an ihrer heimischen Sprache und an ihrer Liebe zur Heimat festhielt, direkt in die deutsche Literatur. Die Vermittlung zwischen dem in allen Regungen unverkennbaren Kind des 17. Jh und der ersten Periode des neuen deutschen Schrifttums schaffen einige Briefe von Gottscheds Gattin. Am Eingang der merkwürdigen Zeit stehen Klopstocks Braut Meta Moller und Herders spätere Gattin als Repräsentantinnen der gefühlsseligen Schwärmerei; später folgen Lessings Eva als Typus des prosaischeren Menschen der friderizianischen Ära und ausserhalb des literarischen Lebens die wuchtige Gestalt Maria Theresias. Danach schliesst sich der Brief fest um zwei bestimmte Mittelpunkte zusammen, um Goethe und Schiller, nach Schillers Tode ausserdem um das grosse weltgeschichtliche Ereignis am Anfang des 19. Jh. Nur einmal flammt zwischendurch das Gestirn Jean Pauls auf. Viele, die den beiden grossen Dichtern nahegestanden haben, als Mutter, Schwester, Braut und Gattin, als Freundin und Gönnerin, melden von deren äusserem Leben und Schaffen und teilen ihre eigenen Gedanken darüber mit. Von den Kreisen zweigen sich einzelne Frauengestalten ab: so die Humboldts, aus deren Briefen sich ein Stück deutscher Familiengeschichte webt, andere finden wir zwischen 1806 und 13 wieder, wie Glieder der Schillerschen und Körnerschen Familie, denen sich die Königin Luise von Preussen, Johanna Schopenhauer und die nachmalige Frau von Clausewitz anschliessen, letztere schnell über die Zeitverhältnisse hinauswachsend. Wie Schillers Tod noch lange in den Briefen nachwirkt, so erweckt Goethes Hingang noch einmal einen lauten Widerhall im Frauenbrief: ein ausführlicher Bericht Luise Seidlers gibt eine Vorstellung davon. Hiernach aber findet sich in dem Buche keine Persönlichkeit und kein Ereignis mehr, die wie in dem vorausgehenden klassischen Zeitalter des deutschen Briefes eine grössere Schar von Briefschreiberinnen um sich zu sammeln vermögen. So vereinigt Grillparzers Name nur einseitig die Briefe Clara Wiecks und Kati Fröhlichs, und ganz unvermittelt findet sich darauf, während der Humboldt-Bülowsche Briefwechsel für sich fortdauert, Annette von Droste-Hülshoff ein. Und so ist es auch mit den Gestalten, die uns in den übrigen Nummern der Sammlung entgegentreten: von dem Leben der deutschen Frau daheim während des Krieges von 1870 und 71 erzählt nur ein Brief von Luise Reuter, und flüchtig genug erinnern einige Zeilen von ihr, von Luise von François und der Grossherzogin Luise von Baden an die neueste Zeit der deutschen Literatur und Philologie. Ein Anhang bringt noch einen Brief der Frau von Clausewitz, einen Brief, wie ihn nur eine deutsche Frau schreiben wird und der für

den wenigstens in dieser Sammlung etwas gipfellosen letzten Teil der Geschichte des deutschen Privatbriefs einigermassen entschädigen soll.

Der Herausgeber hat seine Briefe nicht nach den Namen der Verfasserinnen gruppiert, sondern sie, wie es bei dem einzelnen Briefwechsel Brauch ist, in streng chronologischer Reihenfolge geordnet. Das war ein glücklicher Gedanke, denn nur so treten ja für weitere Kreise gewisse grosse zeit- und kulturgeschichtliche Zusammenhänge deutlich vor, so können grosse Persönlichkeiten, Strömungen und Stimmungen der Zeit mühelos erkannt werden, so wird schliesslich die Lektüre, wegen des jedem bekannten äusseren Ganges der Ereignisse, bedeutend erleichtert und mit einem treibenden Moment versehen. Fraglich mag es dabei erscheinen, ob sich der Anteil der Frau an dem Geistesleben zusammenhängend und für alle Perioden lediglich aus den Frauenbriefen herausarbeiten lässt. Schon die obige Uebersicht zeigt, dass dies nicht möglich ist, ganz einfach darum nicht, weil es noch immer an Material fehlt. Und so wird denn die Auswahl der Briefe je länger je mehr durch einen engeren Gesichtspunkt mitbestimmt: wo direkte Einflüsse der Briefschreiberinnen aus ihren Briefen nicht hervorgeholt werden können, geht man darauf aus Material zusammenzubringen, das in erster Linie die Schreibende selbst möglichst treffend charakterisiert. Die Bedeutung der Frau für den kulturellen Fortschritt wird sich in ihrer Empfänglichkeit für das Bedeutende im Kulturleben spiegeln, und so wird der engere Gesichtspunkt doch wieder dem weiteren dienen.

Dem Herausgeber ist es unstreitig gelungen viel Bedeutsames beizubringen. Besondere Wünsche mag freilich mancher haben. So vermisst man wohl hin und wieder einen Zug, ohne den das Bild einer Briefschreiberin nicht vollständig wird: bei Liselotte z. B. die Pfaffenantipathie und die Grämlichkeit ihrer alten Tage, bei Eva König etwas warme Regungen, ohne die sie doch etwas zu hausbacken und ehrpusselig erscheint, bei der Frau Rat Goethe das Reimtalent. Auch die Bedeutung Kati Fröhlichs für das Schaffen Grillparzers ahnt man aus den beiden mitgeteilten Briefen nicht. Freilich ist bisher nichts weiter von ihr an den Dichter gedruckt. Schliesslich fragt es sich, ob der Herausgeber gut daran getan hat aus der allgemeinen Entwicklung des Volkes wesentlich nur die Literatur- und Kriegsgeschichte herauszugreifen und zu illustrieren. Da einmal mit Clara Wiecks Brief an Robert Schumann die Musik gestreift war, konnte auch der Richard Wagnersche Kreis berücksichtigt werden, aus dessen Briefwechsel mancherlei Wertvolles hätte gewonnen werden können. Durch Streichung von hie und da Wiederholtem und einigem leicht Errafften hätte gut Platz für Proben aus dem bezeichneten und anderen Kulturgebieten geschaffen und

das Hundert der Briefe voll gemacht werden können. Jedenfalls hätte der Reiz, der ohnehin von den Briefen der in der Sammlung auftretenden 37 Frauen ausgeht, sich dadurch noch wesentlich verdichten lassen.

Zu guter Letzt ein paar philologische Bemerkungen. Ein Quellennachweis teilt mit, woher der Herausgeber sein Material genommen hat (Nachträgliches in den Anmerkungen zu den Nr. 43 und 61). Nach den Erläuterungen und Einführungen der hier angegebenen Literatur sind auch meistens die zum Verständnis mancher Punkte notwendigen Anmerkungen bearbeitet. Sieht man sich die Textgestaltung näher an, so muss man sich wundern, weshalb dieselbe den Quellen nicht immer getreu folgt. Während z. B. der Brief Anna Hölzels an Schiller buchstäblich genau mit allen orthographischen Ungeheuerlichkeiten abgedruckt ist, gibt es in der Sammlung kaum einen Brief der Goethemutter, in dem nicht kleine Änderungen der Schreibung vorgenommen sind. Ebenso in den Briefen der Liselotte. Die Briefe Kati Fröhlichs sind durchweg modernisiert (der genaue Abdruck im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. 5). Dieses Verfahren ist oft und mit Recht getadelt worden; wo es sich nicht um moderne Umsetzung des ganzen Textes handelt, beruht es offenbar auf Nachlässigkeit. Zu Ottilie v. Goethes Brief an ihren Vater S. 189 Z. 23 gibt das Goethejahrbuch Bd. 28 S. 41 ausdrücklich eine Lücke hinter »weissen« an; Burger berücksichtigt den Wink indes ebenso wenig wie die Erläuterung, die Bd. 5 S. 237 der Schriften der Goethegesellschaft zu »Cere» (S. 77 Z. 16 der vorliegenden Sammlung) für erforderlich gehalten wird. Anderseits hätten wohl Ludwigs XIV. Kriegsminister Marquis de Louvois (S. 21 Z. 19) und Frl. von Goechhausen (S. 61 Z. 6 usw.) ein paar Worte verdient. Infolge eines Druckfehlers ist in der Anmerkung zu Nr. 96 als Todesjahr Fritz Reuters 1873 statt 1874 angegeben. — Eine Einleitung, in der nicht ohne gewaltsame Anknüpfungen eine Charakteristik der Briefschreiberinnen versucht wird, ein willkommenes Personenverzeichnis und vier Reproduktionen der bekanntesten Bildnisse der Frau Rat Goethe, Elisabeth Charlottes, Charlotte Schillers und der Königin Luise von Preussen sind dem Buche beigegeben.

Gustav Schmidt.

Paul Seydel, Experimentelle Versuche über die labialen Verschlusslaute im Deutschen und Französischen mit besonderer Berücksichtigung methodischer Fragen (Im experimentell-sprachwissenschaftlichen Laboratorium der Breslauer Universität), Kapitel I bis III. Breslau, Fleischmann, 1908, 67 Ss. 8:o (Diss.). — ***Ders., Die***

labialen Verschlusslaute des Deutschen und Französischen, experimentell untersucht (S.-A. aus dem Jahresbericht der Schles. Gesellschaft für vaterl. Cultur 1908, 32 Ss. 8:o. — Zugleich Kap. IV der vorhergehenden Arbeit).

Der Verfasser hat ein Problem in Angriff genommen, das öfters der Gegenstand der Forschung gewesen, und trotzdem in mancher Hinsicht unklar geblieben ist. Er hat sich der experimentellen Methode bedient, und dabei die nötige Kritik geübt, so dass diese Erstlingsarbeit dem Verfasser und dem Laboratorium zu Ehren gereicht, und eine willkommene Bereicherung der phonetischen Literatur bezeichnet.

Die Dissertation enthält nur die Einleitung: historischer Überblick der Theorien über die Natur der Verschlusslaute, und Darstellung der Versuchsanordnungen. Die Abhandlung enthält das Versuchsmaterial und die Resultate, welche viele Faktoren berücksichtigen: Einfluss des Akzentes, der Stellung (An-, In- und Auslaut), des folgenden Vokals, und Unterschiede zwischen Media und Tenuis.

Die Hauptresultate sind folgende:

1:o. Die antevokalische Tenuis wird desto kräftiger artikuliert, je stärker der Vokal betont ist. — Die Tenuis zwischen unbetonten Vokalen zeigt eine deutliche Neigung zum Mediatypus, ein Vorgang, den der Verf. mit dem Vernerschen Gesetz vergleicht, was vielleicht nicht ganz einwandfrei ist.

2:o. Der Verlauf der Druckkurve ist verschieden je nach der Stellung im phonetischen Kontinuum. Bei anlautender Explosiva erreicht der Druck sein Maximum erst unmittelbar vor der Explosion, inlautend aber ein Stück vorher, so dass der eigentliche Verschluss durch annähernd gleichen Druck charakterisiert wird. Feinere Unterschiede lassen sich bei dem 2:ten Typus feststellen. — Die Explosion bei auslautender Tenuis hat mitunter gefehlt: diese Erscheinung ist mir bei meinen Untersuchungen über finnisch-ugrische Dialekte massenhaft begegnet.

3:o. Im Deutschen unterscheidet sich *p* von *b* durch stärkere Artikulation und breitere Glottisstellung; im Frz. ist *p* stärker artikuliert, hat aber geringere Öffnung der Stimmritze, wobei verschiedene Grade wohl vorhanden sind. — Gegenüber deutschem *b* ist frz. *b* stimmhafter, hat aber stärkeren Munddruck, und kommt sogar dem deutschen *p* gleich; frz. *p* hat noch stärkeren Munddruck als der deutsche Laut; der nachfolgende Vokal hebt aber im Deutschen später an, als im Französischen.

4:o. Als Hauptunterschiede zwischen Media und Tenuis sieht der Verf. die Tonverhältnisse und die Art der Wiederöffnung. Die Tenuis ist Sprengungslaut; die typische Media hat stimmhafte

Plosion und Lösungsöffnung. Doch genügt nur der eine Faktor um den Eindruck der Media hervorzurufen: Stimmhaftigkeit trotz einer Öffnung, die mehr den Charakter der Sprengung trägt (frz.), oder Lösung trotz Stimmlosigkeit (deutsch).

Im Punkte 3 stimme ich dem Verf. nicht ohne Vorbehalt bei; die anderen Resultate dürften aber von bleibendem Wert sein, und einige Streitfragen erledigen, bzw. neue Forschungen anbahnen. Die Arbeit verdient also die volle Aufmerksamkeit der Fachleute.

Ich gehe jetzt zu den einzelnen Anmerkungen über.

Zur Versuchstechnik. — Der Verf. registrierte gleichzeitig:

1:o die Schwingungen der Stimmbänder, durch E. Meyers Kehlkopfkapsel untersucht;

2:o den inneren Munddruck, durch ein kleines Rohr, hinter die Zähne gesetzt;

3:o die Luftausströmung, durch einen Mundtrichter.

Diese drei Apparate waren mit je einem Mareyschen Tambour verbunden. Eine eingehende Beschreibung findet sich in der Diss. — Damit hat der Verf. wertwolle Resultate erzielt; die Anordnung hat aber auch ihre Mängel:

1:o die Gesamtbewegungen des Kehlkopfes werden nicht registriert, oder sind keiner Deutung fähig. Dass jedoch solche Bewegungen vorhanden sind, zeigen die Kurven. Man müsste eine besondere Einrichtung für deren Aufzeichnung verwenden.

2:o eine metallene Kapsel hat den Nachteil der Eigenschwingungen; besser wäre bei derartigen Versuchen ein ganz kleiner Ballon aus dickem Gummi, wie man sie zum Aufstreuen von Insektpulver gebraucht, dessen Boden und Seiten man schneidet, um ihn der Form des Schildknorpels anzupassen, und den man einfach mit Pflaster oder Kitt anklebt, statt ihn mit einer Halsbinde festzuschnallen, was die freien Bewegungen leicht stören kann.

3:o der Druckzeichner von Dr S. hat die gute Eigenschaft, dass er für den Ton, wie es scheint, sehr empfindlich ist, und dürfte in dieser Beziehung die gewöhnlichen Einrichtungen übertreffen. Er gestattet aber erstens keine absolute Messung des Druckes, da er wohl schwer zu aichen ist. Andrerseits ist die ganze Rohrleitung von Luft gefüllt, und, abgesehen von den Deformationen, die aus dem wechselnden Lumenprofil der Leitung herrühren, sind Verdichtung der Luft, Erweiterung der Wände, Spannungsunterschiede der Membran zu befürchten. — Zweckmässig wäre eine Verbindung dieses Druckmessers mit einem empfindlichen Manometer nach Hürthle (mit Gummimembran), dessen Leitung mit Wasser gefüllt wird (daher kein Verlust durch Luftverdichtung). Es ist um so mehr zu empfehlen, als die Schwin-

gungen der Drucklinie die Messungen sehr erschweren, während die Linie des Hürthleschen Manometers keine Kräuselungen aufweist.

4:e die Tambouren waren mit Gummimembranen bedeckt, unter Erreichung möglichst gleicher Anfangsspannung. Für Versuche, die sich über mehrere Tage erstrecken, ist aber das Gummi kein geeignetes Material, da es die Spannung zu sehr ändert, ausserdem nicht lange tauglich bleibt. Weit bessere Dienste leistet das Goldschlägerhäutchen, das man in verschiedenen Dicken bekommen kann; es ändert seine Spannung nicht wesentlich, ist für Ton gut empfindlich, genügend elastisch, ausserdem beinahe unbegrenzt dauerhaft.

5:o die Luftstromleitung trägt am Eingang eine Zwischenmembran, wodurch die Luftsäule der Leitung von der Aussenluft isoliert wird. Nach den Kontrollversuchen des V. (Diss. S. 52) soll diese Einrichtung keine Störung der relativen Verhältnisse für die Explosion (Höhe und Zeit) zur Folge haben. Unberücksichtigt blieb aber der Einfluss auf die Tonverhältnisse. Dass die Explosionslinie weniger steil wird (also Verzögerung des Gipfels), ist von vornherein zu erwarten, da eine Massenbewegung der Luftsäule dazu nötig ist, die von der Zwischenmembran verzögert wird; es ist aber nicht sicher, und kaum wahrscheinlich, dass die Molekularbewegungen (Tonschwingungen) dieselbe Verspätung erfahren. Man kann vermuten, dass sie sich unbehindert verpflanzen, und daher einen scheinbaren Vorsprung haben werden. Was diese Annahme nahe legt, ist eben der Umstand, dass die Vokalschwingungen für deutsche anlautende, also tonlos aspirierte, *p* unmittelbar beim Gipfel, und für frz. *p* mitten in der aufsteigenden Linie anheben, während die normalen Formen, die sonst in der Literatur bekannt sind, die Tonschwingungen für frz. *p* gewöhnlich erst beim Gipfel, und für deutsche *p* ein Stück nach dem Gipfel zeigen. Dieser Umstand wirkt allerdings auf relative Angaben nicht schwer, denn es bleibt bestehen, dass zwischen reiner und aspirierter Tenuis ein Unterschied in der Zeit für die Erscheinung des Tones vorliegt; die absoluten Angaben aber (wann der Ton erscheint) sind verdächtig.

6:o nicht unbedenklich ist der Umstand, dass die frz. Versuchspersonen auch die deutschen Sätze mitsprachen; eigentlich kann man damit nur Zwitterlaute bekommen, die kaum brauchbar sind. Die Stärkeunterschiede in verschiedenen Satzstellungen sind im Frz. viel geringer als im Deutschen, und aus dem Bestreben, *alla tedesca* auszusprechen, können nur zu leicht unnatürliche Artikulationen entstehen, die man weder für Frz., noch für Deutsch betrachten kann. Noch mehr zu bedauern ist, dass in den bei-

gegebenen Kurven beinahe nur Proben aus diesen verdächtigen Sätzen als frz. Tenuesbeispiele mitgeteilt sind.

Zu den Abbildungen. — Eine Auswahl von 30 Kurven in vergrösserter Skala wird hinzugefügt (am Schluss der Abh.) Leider ist keine Liste beigegeben. An sich ist es schon unbequem, aus den letzten 8 Seiten die Erklärungen für jede Kurve (Versuchsperson, gesprochene Laute) herauszuholen; ausserdem erweist es sich, dass ein Irrtum vorliegt: Kurve 29 soll (S. 28) von Rolle IV, Satz 15 f herrühren; weder Rolle IV noch Satz 15 f sind aber S. 11 zu finden, und man weiss also weder wer noch was gemeint ist; bei der Aufstellung einer Liste wäre dies dem V. wohl aufgefallen. — Die Wahl der reproduzierten Kurven lässt einen für die frz. Laute wahrscheinlich sehr instruktiven Fall vermissen: in »*ne parlez pas bas*» dürfte der Gegensatz der beiden letzten Silben schlagend sein. — Ein weiterer Mangel liegt darin, dass die wichtigen synchronen Punkte der 3 Linien (Kehlkopf, Druck, Luftstrom) nicht durch Striche oder Punkte markiert sind; auch ist keine Möglichkeit vorhanden, es nachträglich einzuführen, da die Ausschläge der zwei letzten Linien gross sind, und der V. nirgends die Länge der Schreibhebel (Radius des Verschiebungsbogens) angiebt, womit der Leser die Konstruktion selbst machen könnte. [1])

Zu den Resultaten. — Einfluss des Akzentes. — Die gewonnenen Resultate rechtfertigen nicht ohne weiteres den Satz, dass »die Stärke des Akzents sich in Druck- und Explosionshöhe des die betreffende Silbe anlautenden Verschlusslautes genau wiedergiebt» (Abh. S. 24). Denn wir stehen doch einer Ausnahme gegenüber: im Satze *Pipin erinnert an Wörter wie pip,* mit satzbetontem *pip,* ist das antevokalische *p* in *pip* meist weniger stark, und höchstens ebenso stark wie das zweite *p* von *Pipin* (satzunbetont). Der Verf. registriert das merkwürdige Resultat, giebt aber keine Erklärung dafür. Ob die intervokalische Stellung da eine Rolle spielt? denn es wird wohl zwischen *wie* und *pip* eine geringe Pause oder sonstige Grenze vorhanden sein, die das *p* zu einem anlautenden macht. Das Problem müsste von neuem untersucht werden, wobei zweisilbige Wörter mit Anfangsbetonung, z. B. *Pappe, Puppe,* heranzuziehen wären. *Pipin* ist nämlich deshalb weniger gut, weil es oxytoniert ist, und mit *pip* keinen direkten Vergleich erlaubt: in dem einen Falle stehen beide *p* vor dem betonten Vokal, im anderen vor und nach. [2])

---

[1]) Der V. setzt in seiner Diss. S. 64 die synchronen Punkte für die Korrektion an verschiedenen Höhen auf eine gerade Linie; dies ist natürlich unrichtig, da der Hebel einen Kreisbogen beschreibt.

[2]) Ein Mangel der gewählten Sätze, die als Wortmaterial dienten, ist es ferner, dass die Kontrastwörter nur im Satzanfang bzw. -Ende standen, aber nicht in der Mitte. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Mittelstellung teilweise andere Resultate ergeben hätte.

Die Form der Stimmritze während des Verschlusses. — Es ist bekanntlich eine umstrittene Frage, ob der Kehlkopf für die Bildung der frz. Tenues Glottisöffnung oder Glottisschluss hat. Rosapelly (*Mém. de la Soc. de Linguist.* IX 1896, S. 493 fgg.) und Zünd-Burguet (Recherches expér. et laryngoscopiques sur les consonnes labiales *m, b, p* in *Archives intern. de Laryngologie,* 1903, S. 22 fgg.) haben den Kehlkopf laryngoskopisch untersucht, und kommen zu entgegengesetzten Resultaten: nach Rosapelly ist die Glottis offen, nach Zünd-Burguet ist sie geschlossen. — Klinghardt (*Neuere Spr.* XIV, 85—88 und *passim*) ist auch für Glottisschluss eingetreten, nur auf Grund anderer Erwägungen. Seine Argumente sind: die Hebung des Kehlkopfes für die Bildung der frz. Tenues, die man mit dem Finger fühlen kann, und die geringe Luftausströmung gegenüber den deutschen Tenues, die u. a. durch das Ausblasen der brennenden Kerze zu veranschaulichen ist. P. Passy dagegen (*Neuere Spr.* XIV, *passim,* in der Polemik mit Klinghardt) vertritt denselben Standpunkt wie Rosapelly.

Wie Dr S. richtig hervorhebt, kann keine dieser Auffassungen als gesichert gelten. Die Kehlkopfbetastung giebt über das Zeitverhältnis zwischen den verschiedenen Artikulationsmomenten keinen Aufschluss; das Kerzenexperiment beweist im besten Falle nur, dass die aspirierte Tenuis eine stärkere Luftausströmung bewirkt als die reine Tenuis; Rückschlüsse von der akustischen Wirkung (sauberer, trockener Klang der frz. Tenues) auf die Glottisartikulation sind selbstredend nur mit grösster Kritik aufzunehmen. Was schliesslich die Laryngoskopie betrifft, so lehne ich sie hier von vorneherein ab; wir haben keine Garantie dafür, dass die Kehlkopfartikulation bei offenem Munde, also verhindertem Verschluss, eine normale sein wird.

Es bleiben also nur drei Wege offen:

1:o in Ausnahmefällen eine direkte Beobachtung, nämlich durch Bronchoskopie tracheotomisierter Patienten;

2:o eine direkte Experimentierung im Kehlkopfe, die aber, bei dem jetzigen Stand der Technik, auf schier unüberwindliche Schwierigkeiten stösst. Man kann an folgende Anordnung denken: die Stimmbänder wären mit feinen Silberblättern zu bekleiden, die, mit dünnen Drähten verbunden, eine elektrische Leitung bei Stimmbandkontakt schliessen würden. Der Versuch wäre zuerst unter lokaler Anästhesie auszuführen, und liesse sich vielleicht am Ende bei leichter Anästhesie wiederholen. Ganz einwandsfrei wäre der Versuch allerdings nur ohne Betäubung der Stimmbänder: ob man eine Person dazu trainieren kann, bleibe dahingestellt.

3:o indirekte Rückschlüsse aus anderen Artikulationsmomenten, vor allem aus dem gesammten Habitus des Verschlusslautes.

Zu diesem Auswege, dem einzigen unter normalen Verhältnissen, hat Dr S. gegriffen, und zwar geht er von dem Vergleich zwischen Druck- und Explosionsstärke aus (unter sonst gleichen Umständen, d. h. in derselben Vokalumgebung und in ähnlicher Satzstellung). Sein Raisonnement lässt sich folgendermassen ausdrücken: die Ausatmung der Luft während der Explosion des Verschlusslautes wird durch das Verhalten der Stimmritze (Lumenweite des Windrohres) geregelt. Haben also zwei Tenues bei sonst gleichem Munddruck verschiedene Excursionshöhen der Explosionslinie, so weist das auf verschiedene Ausatmungskraft, also verschiedene Öffnungsgrade der Stimmritze. Er misst dann Druckstärke und Explosionshöhe, und berechnet die relative Explosionshöhe, auf gleiche Druckstärke (= 1) reduziert.

Auf Grund dieser Berechnung bemerkt Dr S., dass die frz. Tenues eine geringere Explosionshöhe (1 : 1,3) zeigen als die deutschen (Max. 1 : 3, Min. 1 : 1,5), woraus er schliesst, dass »der Öffnungsgrad des Kehlkopfes beim frz. *p* geringer ist als bei Stimmstellung» (S. 27).

Diese Schlussfolgerung ist aber m. E. vorzeitig. Vorausgesetzt, dass der Mundtrichter jedesmal wirklich gleich auflag, und weiter dass die Artikulationsverhältnisse der frz. Tenues natürlich waren (vgl oben S. 190, 6:o), so ist die Sache nicht so einfach. Die grössere Ausschlagsweite der deutschen Tenues geht wohl Hand in Hand mit dem Umstande, dass die Tonschwingungen des Vokales später anheben; besonders gilt dies für die aspirierten Tenues, während der Ton für den Vokal im Frz. sehr früh nach dem Anfang der Explosion beginnt. So viel steht also fest, dass der Kehlkopf die Stimmstellung im Frz. früher als im Dtsch. einnimmt. Ob er aber von der offenen oder von der geschlossenen Stellung ausgeht, ist auf diese Weise nicht zu erschliessen. Ebenso gut kann man sich vorstellen, dass die Stimmritze während des Verschlusses weiter ist als für die Stimmstellung (sie braucht ja nicht weit offen zu sein), und sich bei der Explosion sofort zusammenzieht, wodurch die Ausströmung geschwächt wird. Ähnliche Verhältnisse liegen sicher im Deutschen vor (Verengerung der Glottis, wenngleich später oder langsamer eintretend). Warum die Ausbreitung der Glottis, die man nach Dr S. für das Frz. anzunehmen hat, geradezu eine Schwächung des Luftstromes zur Folge haben muss, bleibt mir unklar. Man müsste wenigstens beweisen, dass derjenige Teil des Explosionsausschlages, der dem Vokal vorangeht, also der Anfang (etwa die Hälfte bei den Kurven Dr S:s), weniger steil ist als im Dtsch.; und auch das wäre kein entscheidendes Moment, denn es handelt sich im Anfang wohl nur um die Mundluft, deren Ausströmung hauptsächlich durch den Druck geregelt

ist. Besser wäre dann die Berücksichtigung der Strömungsgeschwindigkeit, also des Differentialquotienten der Strömungsfunktion, der aber schwer zu bestimmen ist. — Das Verhältnis, worauf der V. seine Folgerungen baut, scheint mir also nicht eindeutig zu sein. Der Vergleich mit den *b*-Kurven ist auch deshalb nicht beweiskräftig, weil dort keine Glottisveränderung zustande kommt. Als Resultat dieser Erörterung möchte ich deswegen sagen: *non liquet.*

Vielleicht wird man der Lösung näher kommen, wenn man andere Momente berücksichtigt, vor allem den absoluten Wert der Druckstärke. Es ist Schade, dass Herr Roudet, der vor einigen Jahren den Luftdruck bei einem tracheotomisierten Franzosen untersuchte [1]), erstens nur das Druckmaximum mit dem sehr primitiven Rohrmanometer beobachtet hat, statt den Verlauf der Druckkurve mit einem elastischen Manometer aufzuzeichnen, und zweitens nur den trachealen Druck, und nicht gleichzeitig den Munddruck beobachtete. Man kann erwarten, dass der Munddruck für die Media geringer ist als der Trachealdruck, weil ein Teil der Kraft zur Tonbildung verbraucht wird; sollte es sich dagegen erweisen, das der Druck für die Tenuis beiderseits der Stimmritze gleich ist, so würde dies ein gegen die Theorie der geschlossenen Stimmritze schwer wiegendes Argument sein. Es ist nämlich kaum anzunehmen, dass das Luftquantum, das bei geschlossener Glottis im Munde eingesperrt ist, durch die geringen zur Verfügung stehenden Mittel zu dem hohen Druck verdichtet werden könnte, den Roudet beobachtet hat; die Massenhebung des Kehlkopfes dürfte auch dazu nicht ausreichen. — Auch sprechen Kurven wie n:o 30 frz. *pou* nicht dafür. Die Kehlkopflinie sinkt gegen den Schluss des *p*, was möglicherweise eine Hebung des Kehlkopfes bedeutet (durch das bedingte relative Vacuum bei festgeschnallter Kapsel); der Munddruck hat aber bereits einen ziemlich hohen Wert erreicht. — Es müssten also m. E. neue Versuche angestellt werden, die auf Feststellung sowohl des absoluten Munddruckes wie der Kehlkopfbewegungen ausgiengen. Könnte der Versuch Roudets wiederholt, und gleichzeitig eine Bronchoskopie vorgenommen werden, wäre wohl die Frage gelöst.

Die Werte aber, die ich mit Hürthles Manometer bei früheren Versuchen an mir selbst und Hn Gauthiot aus Paris für unsere Occlusiven bekommen habe, sind für die Tenuis so hoch, dass ich schwerlich einen Stimmritzenschluss annehmen kann.

Die Heranziehung der kaukasischen Laute liefert auch gute Anhaltspunkte. Es ist immerhin zu beklagen, dass die Untersuchungen

---

[1]) Recherches sur le rôle de la pression sous-glottique, *La Parole*, 1900, 599 fgg.

über georgische Tenues, die sich bei Rousselot, *Principes*, II, S. 862 fgg. finden, nicht zugleich auf Feststellung des Munddruckes hinausgiengen. Zwischen den »ténues avulsives», die R. mit *p*ʿ bezeichnet, und den (wohl aspirierten) *p*' besteht nach R.s Versuchen ein grosser Unterschied in der Quantität der ausgetriebenen Luft. Sievers vermutet bekanntlich Glottisschluss; deshalb wäre es wünschenswert zu wissen, wie stark der Munddruck ist. Es hat übrigens den Anschein, als wäre der Verschluss von keiner Druckerhöhung begleitet. Nach Fig. 552, S. 864 in R.s *Principes* (was ich jetzt erst merke, und meinem früheren Referat hinzufügen will) hat nämlich Rousselot, um zu bestimmen, ob inspiratorische Artikulation vorlag, die Luft gleichzeitig innerhalb und ausserhalb des Mundes untersucht (also genau die Anordnung Dr S:s). Der Verschluss, der an der oberen Linie gut zu verfolgen ist (äusserer Luftstrom), weist *im Munde keine Erhöhung der Drucklinie,* sondern erst bei der Aufhebung des Verschlusses einen scharfen, kurzen Stoss auf. Dies spricht entschieden für die Auffassung von Sievers: geschlossene Stimmritze, und gleichzeitige Öffnung beider Verschlüsse. Weiter bestätigt es m. E. das oben Gesagte, die Unmöglichkeit, nur das intraorale Luftquantum zu einem merklichen Druck zu verdichten. Die Druckkurven der frz. Tenues sind aber von diesem Bilde weit entfernt, und zeigen auf den vorliegenden Kurven ebenso grossen Druck wie die deutschen, die anerkanntermassen mit offener Stimmritze gebildet werden. Je mehr ich dem Problem nachdenke, um so weniger kann ich mich der Ansicht des V:s anschliessen.

Ungelöste Probleme. — Eine Seite des Problems hat auch Dr S. unerforscht gelassen, nämlich die Spannung, speziell die Lippenspannung. Diese ist leicht zu untersuchen, nämlich mit einem Gummiballon nach Rousselot, in Verbindung mit einem Mareyschen Tambour, oder besser mit einem elastischen Manometer (vgl J. Poirot, Quantité et accent dynamique, *Mém. de la Soc.* IV). Die Untersuchung des Unterschiedes zwischen betonter und unbetonter Stellung, zwischen frz. und dtsch. Lauten dürfte wertvolle Resultate liefern. Speziell zwischen frz. und deutschen Tenues besteht ein grosser Unterschied, der die akustische Verschiedenheit zum guten Teil bedingt. Die Spannung der frz. Tenuis ist so stark, dass man ein charakteristisches *p*-, *t*-, *k*-Geräusch durch blosse Öffnung des Mundes bei zurückgehaltener Atmung hervorbringen kann. Ein deutsches aspiriertes *p* liefert unter denselben Bedingungen kein Geräusch, oder nur ein schwaches; *b* verklingt natürlich nur sehr schwach, *m* klanglos.

Auch hätte das geminierte *p*, das jedenfalls im Satzzusammenhang (oder in der Komposition) entsteht, ein Studium verdient, sowohl hinsichtlich der Druckkurve wie der übrigen Eigenschaften.

Weiter vermisst man eine Darstellung des Zeitverhältnisses zwischen Explosion und Auftreten des folgenden Vokales, was besonders für deutsche Tenues in verschiedenen Stellungen interessant wäre, da, nach der herrschenden Auffassung, die Tenuis im Wortanlaut aspiriert, im Wortinlaut dagegen unaspiriert ist. Zur Versuchsanordnung s. oben S. 190, 5:o.

Schliesslich wären die Massenbewegungen des Kehlkopfes festzustellen. Ganz einwandfreie Apparate besitzen wir allerdings bis jetzt nicht; eine Modifikation der Anordnung Zwaardemakers dürfte aber gute Dienste leisten. — Der Stützpunkt für das Hebelsystem muss nämlich eher oben gesucht werden, etwa durch ein Stirnband, als unten, da sonst die Bewegungen des Brustkorbes störend einwirken und schwer zu eliminieren sind.

J. Poirot.

Henri Schoen, François Coppée, l'homme et le poète (1842—1908). 105 p. in-8:o. Paris, Fischbacher, 1909. Prix 2 fr.

M. Schoen a voulu expliquer l'œuvre de Coppée par sa vie. Dans le compte-rendu que l'éditeur a joint à la brochure, il est dit qu'aucun des critiques français n'était mieux préparé que M. S. à entreprendre ce travail; il a suivi de près l'évolution dramatique de cet écrivain et il connaît, mieux que personne, les sources historiques et psychologiques de sa pensée. Si c'est le cas, on se demande pourquoi M. S. n'ajoute rien à ce qu'on connaissait déjà de la biographie de Coppée; à moins qu'il ne réserve ses révélations pour la prochaine brochure, à laquelle il fait allusion dans une note au bas de la page 103, cette étude «qui jettera une lumière nouvelle sur les différentes idylles du poète et sur son attitude dans l'affaire Dreyfus.»

Quant à l'analyse critique des drames et des poésies, elle est plutôt insignifiante. Voici, d'après M. Schoen, l'impression finale qui se dégage de l'œuvre de Coppée:

«Qu'importe, dans une œuvre aussi vaste, quelques parties faibles, si les perles les plus authentiques y sont nombreuses et s'il se dégage de l'ensemble une impression d'art, qui touche et qui élève l'âme du lecteur». «Coppée restera le poète préféré des petits et des déshérités, des vaincus et des résignés de la vie.»

A. v. Kræmer.

Hans Strigl, Sprachwissenschaft für alle. Kleine gemeinverständliche sprachgeschichtliche und sprachvergleichende Aufsätze. I. Jahrgang. Wien, L. Weiss, 1908—1909. 340 S. 8:o. Preis K 5: 40 = Mk. 4: 50.

Es ist höchst befremdend, wie wenig das grosse Publikum von sprachwissenschaftlichen Dingen überhaupt weiss. Und doch sollte man glauben, dass eine gewisse Vertrautheit mit der Entwickelungsgeschichte der eigenen Sprache und ihrer inneren Beziehung zu den verwandten Sprachen einem gebildeten Menschen ein gar grosses Interesse schenken müsste. Dass es aber nicht so ist, dass im Gegenteil linguistische Fragen als sehr »trockne» Gegenstände des allgemeinmenschlichen Wissens betrachtet werden, daran sind wohl vor Allem die Philologen selbst Schuld. Sie haben es im Allgemeinen nicht versucht, ihre Wissenschaft zu popularisieren, die Früchte ihres Wissens ihren nicht-philologischen Mitmenschen in geniessbarer Form darzubieten.

Dies will nun Prof. Strigl tun. In einer Reihe von kleinen Aufsätzen berichtet er in leichtfasslicher Weise über den Ursprung und die Entwickelungsgeschichte einer stattlichen Menge deutscher, englischer, französischer und lateinischer Wörter mit Anknüpfungen an andere Sprachen (Altindisch, Griechisch, Italienisch, Slawisch u. s. w.), und behandelt dabei auch gewisse Lautentsprechungen verwandter Sprachen (Latein und Französisch, Englisch und Deutsch). Die Darstellung ist durchgehends populär, ohne grossen wissenschaftlichen Apparat, um nicht den Uneingeweihten abzuschrecken. Der Philologe erkennt aber, dass der Verf. gute wissenschaftliche Kenntnisse besitzt. Rez., der allerdrings von den zwanzig Heftchen des Jahrganges nur die Nr. 1, 5, 11, 15—17, 19—20 kennt, hat blos wenige Irrtümer wahrgenommen. Inbetreff der romanischen Worterklärungen sei Folgendes bemerkt:

S. 5, frz. *pour* und *prou*. Es ist sehr fraglich, ob der Übergang von *por* in *pour* mit Recht als »Dipthongierung» angegeben werden kann, da mit *ou* in dem proklitisch gebrauchten Worte sicher nur ein *u*-Laut bezeichnet wurde. Was *prou* »Vorteil» betrifft, scheint mir die Etymologie p r o d e viel glaubhafter als p r o. — S. 77, Fussn., afrz. *se gaber*. In der Karlsreise wird *gaber* nur intransitiv oder transitiv gebraucht. Auch sonst ist das reflexive Verb seltener. — S. 79, afrz. *alte claire espee*. Die afrz. Form von c l a r a ist *clere*. — S. 79, Fussn. 1. Die erste Auflage des Dictionnaire de l'Académie française ist vom Jahre 1694, nicht 1695. — S. 175, frz. *cousin*, »Stechmücke». Verf. sagt, dass man »besser *coucin* schriebe», da das Wort von vlat. c u l i c i n u m komme. Wie wäre es möglich *coucin* zu schreiben, da ja die

Aussprache *s* fordert? — S. 234, lat. p ĕ r > frz. *par*. Verf. meint, *par* sei »eine nicht lautgesetzmässige Form, da *ĕ* in dieser Stellung zu *ie* wird». Er hat offenbar nicht daran gedacht, dass *ĕ* in vortoniger Stellung nicht diphthongieren kann. Er hätte das Wort lieber mit *marché* < m e r c a t u m u. s. w. vergleichen sollen. — S. 238, afrz. *meaille* > *maaille*. Die Sprache hätte das »unangenehm klingende, die Aussprache erschwerende Zusammentreffen zweier Vokale» zu tilgen gesucht. Solche »euphonische» Erklärungen sind besser zu vermeiden; der unbewusst vorsichgehende Assimilationsprozess ist eine hinreichende Ursache. — S. 302, Fussn. 1, afrz. *puie*. Aus den Worten des Verf. geht nicht hervor, dass *puie* eine Ableitung mit dem Suffix -a t a ist: *p o d i a t a > *puïe*.[1])

Rez. schenkt dem Unternehmen Prof. Strigls die grösste Anerkennung und wünscht lebhaft, dass die kleinen Heftchen recht viele Leser finden mögen.

A. Wallensköld.

Sechehaye (Ch.-Albert), Programme et méthodes de la linguistique théorique. Psychologie du langage. — Paris, Champion, 1908. 1 v. in-8°, XIX-267 pp.

Les dernières années ont vu naître un grand nombre d'ouvrages traitant des principes généraux de la science du langage, et le sujet répond visiblement aux préoccupations de beaucoup de linguistes. L'ouvrage de Wundt a suscité toute une série de travaux théoriques. Celui de M. Sechehaye semble être né de réflexions personnelles indépendantes de l'œuvre du philosophe allemand; mais la critique de Wundt y a pris une grande place.

M. S. justifie d'abord l'existence d'une linguistique théorique ou science générale du langage, et montre comment cette science exige la fusion de données psychologiques et de données linguistiques. Il critique ensuite la tentative de synthèse présentée par Wundt, à laquelle il reproche surtout de partir de la psychologie individuelle et de ne pas tenir un compte suffisant du problème grammatical, c'est à dire des conditions d'existence et d'évolution, dans la collectivité linguistique, du système de symboles constituant le langage.

L'auteur propose alors un autre programme. Il remarque que le langage comprend à la fois un système conventionnel (éléments grammaticaux) imposé par la communauté, plus ou moins

[1]) Schreibfehler S. 243, Z. 8: lies »*d* nach *l*».

indépendant de l'initiative individuelle du sujet parlant, et qui ressortit à la psychologie collective, et un système émotionnel (éléments extra-grammaticaux ou prégrammaticaux) fait de l'état psychologique du sujet parlant au moment où il parle, variable par conséquent, et qui relève de la psychologie individuelle, le premier venant en quelque sorte s'intercaler dans le second.

L'étude de l'élément affectif du langage est déjà poussée maintenant assez loin. Celle de l'élément grammatical ou intellectuel est l'objet propre du livre. Elle doit partir de principes rationnels généraux et être essentiellement déductive dans sa méthode. M. S. envisage le langage sous deux aspects. Il y a une partie réellement et pleinement conventionnelle: c'est la matière des symboles employés pour l'expression des idées, les sons, dont l'étude constitue la «phonologie». Mais la forme abstraite dont se revêt l'idée, c'est à dire le contenu conceptuel des symboles grammaticaux, les procédés en usage pour les mettre en relations et exprimer les articulations de la pensée, tout cela relève en grande partie de la logique ou des lois psychologiques générales, en tant qu'expression de la pensée. Cette forme du langage constituera la «morphologie». Ces deux disciplines enfin étudieront à la fois les systèmes tels qu'ils existent à un moment donné et l'évolution de ces systèmes. L'objet que doit poursuivre la science générale du langage est de rechercher les conditions générales dans lesquelles se produit l'adaptation constante du langage à la psychologie des sujets parlants, ou «la relation qu'il y a entre l'évolution des sujets parlants et l'évolution de leur langage».

L'ouvrage témoigne incontestablement de longues réflexions sur ces problèmes généraux et d'une grande pénétration de pensée. On y trouvera, dans le détail, beaucoup de remarques justes et nouvelles, tant sur l'évolution des sons que sur celle des formes. Ce que j'apprécie le plus peut-être dans l'ouvrage, et ce qui me semble le plus juste dans la critique que M S. fait de l'œuvre de Wundt, c'est la mise en relief de ce qu'il appelle le problème grammatical. Il veut dire par là que Wundt et, avec lui, les psychologues sont trop souvent préoccupés d'expliquer la genèse psychologique de tel ou tel phénomène linguistique, mais négligent le fait que le système grammatical préexiste comme un facteur qui s'impose à l'individu et limite son activité créatrice ou modificatrice. La langue que parle chaque homme est un système d'habitudes, une organisation de représentations et d'images motrices qui lui sont imposées; elle a sa vie propre en quelque sorte, et suscite p. ex. par une sorte d'attraction psychologique les créations analogiques qui constituent, comme on le sait, l'expression de nos pensées dans l'immense majorité des cas. En d'autres termes,

dans les cas où les psychologues voient par exemple des formations par association de deux éléments linguistiques, on oublie trop volontiers que ce qui est donné dans l'esprit, ce ne sont pas seulement les deux éléments, mais leur mode d'association selon les habitudes grammaticales, et que cette relation préexiste même souvent aux éléments à associer.

Par contre, je ne puis me rallier aux tendances déductives que l'auteur manifeste dans ses constructions. Il y a pour moi trop de souci de partir de considérations logiques ou psychologiques générales. Un autre reproche qu'on peut faire au livre est que les idées y sont revêtues d'une forme difficile à comprendre. C'était ou jamais le cas de chercher avant tout à être clair. Enfin quelques helvétismes déparent çà et là la langue (p. ex. p. 7: *avoir affaire avec).*

Tel qu'il se présente, l'ouvrage mérite de retenir l'attention des linguistes qui ne veulent pas être de purs empiristes. Dirai-je pourtant que je trouve trop ambitieuse la tâche que l'auteur s'est proposée, et que plus d'agnosticisme me semble mieux cadrer avec l'état actuel de notre science?

M. Sechehaye reproche aux linguistes d'avoir trop négligé la linguistique théorique, et aux psychologues de négliger l'étude du langage en tant que constituant un système organisé. Nul ne contestera que la linguistique théorique ne soit encore dans l'enfance; mais là n'est pas la question: peut-il en être autrement? Pour construire une synthèse générale avec quelques chances de succès, il faut une base solide, c'est à dire des constructions partielles déjà assez avancées. C'est parce qu'un bon nombre des chapitres de la physique constituent chacun à part un système bien lié qu'on peut tenter des hypothèses générales reliant ces chapitres, en d'autres termes, une théorie générale de la matière. Nous sommes encore loin de compte en matière linguistique. Chacun sait que les seules familles de langues étudiées avec détail sont l'indo-européen et le sémitique; le groupe finno-ougrien est encore en retard; l'étude des langues ouralo-altaïques est à peine entamée, et une foule de familles sont à peu près inconnues. — En outre, même dans le domaine indo-européen, combien reste-t-il à faire! Deux chapitres seulement sont assez avancés pour qu'il s'en dégage des lois: la phonétique et la morphologie (dérivation, flexion, emploi des formes). La sémantique et la syntaxe proprement dite sont encore au berceau. — J'irai même plus loin: que savons-nous de la phonétique? La phonétique historique a fait de grands progrès; mais elle n'aboutit guère qu'à poser des équations phonétiques, c'est à dire un système de relations formelles entre différentes étapes principales de l'évolution des sons.

L'évolution elle-même, les conditions et le déroulement du processus sont encore lettre morte, parce qu'il nous manque la connaissance approfondie des dialectes actuels, seul champ d'observation où l'on puisse saisir les faits dans leur variété, leur imbrication et leur développement. Si imparfaite que soit à l'heure actuelle l'étude des dialectes vivants, elle a déjà montré que les lois les plus générales de la phonétique historique ne peuvent être acceptées que sous bénéfice d'inventaire, et que la linguistique historique a été dans certains cas trompée par des «mirages phonétiques». Je suis sûr que l'étude sérieuse et *complète* des dialectes bouleversera nos idées traditionnelles; je suis convaincu également que cette confusion n'aura qu'un temps, et que de grandes lois se dégageront de nouveau; mais seront-ce les mêmes que les principes actuels? Et, dans cet état d'indécision des hypothèses élémentaires sur lesquelles se fonderaient la construction générale, quelle confiance mérite une synthèse générale et qui voudra y employer un temps peut-être perdu?

La linguistique générale a déjà trop souffert de l'erreur consistant à prendre pour une forme nécessaire du langage ce qui n'est que la loi contingente d'une famille de langues. Le péril est connu; mais pour s'en garder, il faudrait que les types de langues existants eussent été réduits en systèmes. M. S. semble avoir conçu l'idée de son travail à l'occasion d'une question de syntaxe qu'il s'était posée (p. 22): trouver, pour se guider dans l'évolution d'une catégorie syntactique en français, «une méthode vraiment rationnelle pour l'étude des transformations syntactiques». Mais pouvons-nous, dans notre ignorance des faits syntactiques eux-mêmes, dresser un principe général de classement; et n'est-il pas plus sage, j'entends plus conforme aux exigences scientifiques, de se borner à trouver un mode de groupement provisoire? — Car enfin, à quoi peuvent mener des principes très généraux dans l'état fragmentaire de nos connaissances? Ne nous dissimulons pas que ces principes ne peuvent pas être des hypothèses directrices, mais seulement des postulats très vagues. M. S. dit p. ex. que l'on peut supposer une relation entre le système phonétique d'une langue et les tendances psychologiques du peuple qui la parle. D'accord; mais, outre que le postulat est indémontrable jusqu'à présent, on ne peut rien en tirer; dire que la préférence de l'italien pour les voyelles claires tiendrait à ce que l'Italien aime la vie au dehors, la couleur etc. (p. 158), c'est faire de la littérature et non de la science. Une hypothèse scientifique ne se justifie pas seulement par son caractère logique: il faut encore qu'elle soit féconde dans l'état de la science où on l'émet. On pourrait relever encore d'autres exemples de ce genre dans l'ouvrage.

En résumé, je crois qu'il est facile de critiquer les idées générales de la linguistique actuelle, et de dire en quoi elles sont insuffisantes. Mais quant à prétendre tracer un plan d'ensemble qui ne peut être que celui de la science future du langage, c'est une illusion. Il faut se résigner, me semble-t-il, aux tâches plus modestes: poser p. ex. des principes pour tel ou tel chapitre de la linguistique, pour servir à classer provisoirement les faits sous des rubriques qui nous sont à nous commodes. Je reprendrais volontiers, en le retournant, le mot de Leibniz sur les métaphysiciens, qui, selon lui, ont raison dans ce qu'ils affirment et tort dans ce qu'ils nient: le critique scientifique a raison dans son œuvre négative, mais son œuvre positive est fortement sujette à caution. Mais le degré de confiance qu'on place dans la philosophie des sciences dépend en somme du tempérament de chacun. Et je veux répéter en terminant qu'il y a beaucoup à apprendre dans le livre de M. Sechehaye.

J. Poirot.

A. Guesnon, Publications nouvelles sur les trouvères artésiens. Extrait du *Moyen Age,* 2:e Série, Tome XIII (Mars—Avril 1909). 31 p.

M. Guesnon, dont la brillante série d'articles sur les trouvères artésiens est bien connue de tous ceux qui s'occupent de la poésie courtoise, publie dans le N° de Mars—Avril du *Moyen Age* un compte rendu des éditions critiques de cinq chansonniers du XIIIe siècle: Jean de Neuville, publ. p. M. M. Richter, Perrin d'Angicourt, publ. p. M. G. Steffens, Jean de Renti et Oede de la Couroierie, publ. tous les deux p. M. J. Spanke, enfin la magistrale édition des chansons de Cardon de Croisilles par M. H. Suchier.

A côté de très heureuses corrections aux textes établis par les éditeurs, on trouve dans cet article, comme toujours chez M. Guesnon, de précieux renseignements historiques et biographiques. Nous y relèverons deux points intéressants. M. Richter n'était pas parvenu à identifier son trouvère; par un raisonnement aussi ingénieux que savamment documenté, M. Guesnon nous démontre que Jean de Neuville ne fut point un personnage obscur, mais bien un membre de la famille des chevaliers de Neuville près d'Arras, famille renommée par ses qualités guerrières et chevaleresques. Il figure dans des chartes jusqu'en 1246 comme héritier de la seigneurie, mais en 1254 le seigneur est déjà Gilles, frère puisné de Jean. Il serait donc mort avant cette date, et son

œuvre poétique appartiendrait par conséquent au second quart du XIIIe siècle.

La seconde question concerne l'origine de Perrin d'Angicourt. M. Guesnon n'accepte pas l'idée de M. Steffens, qui voit dans *Angicourt* ou *Angecourt* une forme altérée pour *Achicourt,* nom d'un petit village aux portes d'Arras. Cette hypothèse est étymologiquement insoutenable Il faut bien croire que Perrin était originaire d'Angicourt en Beauvoisis, près de Liancourt.

E. Järnström.

E. Stengel, Der Schlussteil der Chanson d'Anseïs de Mes, nach den Hss. LSN in Paris und U in Rom (Festschrift der Universität Greifswald, ausgegeben zum Rektoratswechsel am 15. Mai 1909). 55 S. in-8:o.

M. Stengel avait déjà en 1894 (à propos d'une discussion concernant la métrique) imprimé dans la *Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur,* XVI², p. 228, une trentaine de vers de cette chanson inédite appartenant à la geste des Lorrains. En 1904 il en imprima un extrait plus long dans la *Festschrift* de l'Université de Greifswald. Les 56 laisses, soit 1836 vers, contenues dans la présente publication font suite au morceau publié dans la précédente *Festschrift.* Quatre manuscrits ont été mis à profit (Bibl. nat. fr. 4988 et 24377, Ars. 3143 et Vatic. Urb. 357), et le texte critique paraît établi d'une manière qui est digne du célèbre romaniste de Greifswald.

A. L-F.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 24. April 1909, bei welcher Sitzung der Vorstand und 11 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Vorsitzende, Prof. *A. Wallensköld,* teilte mit, der Verein habe auch dieses Jahr vom Consistorium Academicum eine Summe

von 500 Fmk. als einen Beitrag für die Bestreitung der Druckkosten der »Neuphilologischen Mitteilungen» erhalten.

§ 3.

Der Verein beschloss seinem Ehrenpräsidenten, Prof. *W. Söderhjelm,* an seinem 50. Geburtstage den 26. Juli eine Adresse zu überreichen.

§ 4.

Prof. *A. Wallensköld* erstattete folgenden Bericht:

»Bericht

über die Kassenverwaltung der Neuphilologenversammlung in Helsingfors 11.—13. Januar 1909:

Einnahmen:

Mitgliederkarten à Fmk. 3	Fmk	465: —
Defizit in der Kasse	»	50: 98
Summe	Fmk	515: 98

Ausgaben:

Verzeichnis der modernsprachl. Lehrer Finnlands	Fmk	8: —
Zirkular	»	30: —
Korrespondenz (approximativ)	»	20: —
Mitgliederkarten	»	11: 50
Bedienung	»	33: —
Honorar der Schriftführer	»	260: —
Druckkosten des Protokolls	»	127: 48 [1])
Distribution des Protokolls	»	26: —
Summe	Fmk	515: 98

Helsingfors den 24. April 1909.

A. Wallensköld.
Präs. des Ausschusses.»

Der Verein beschloss das Defizit von Fmk. 50: 98 aus seinen Geldern zu decken.

---

[1]) Die Druckkosten betrugen Fmk. 627: 48; die Regierung hatte aber Fmk. 500 zu diesem Zwecke bewilligt.

§ 5.

Der Vorsitzende empfahl eine Büchersammlung, die von dem Verlagsgeschäft »La Renaissance du Livre», 7, Place Saint-Michel, Paris, herausgegeben wird: »Tous les Chefs-d'Œuvre de la Littérature Française», 100 Bände für 75 Francs.

§ 6.

Frau Professor *Edla Freudenthal* hielt einen Vortrag, worin sie die folgenden zwei Fragen behandelte:

1) In welchem Grade sind deutsche Buchstaben beim Unterrichte zu empfehlen?

Im Interesse der Erlernung und Verbreitung der deutschen Sprache im Auslande sei es wünschenswert, dass die Deutschen selbst mit der Abschaffung der deutschen Schreibschrift Ernst machen und schon in den Volksschulen die lateinischen Buchstaben für den gewöhnlichen Gebrauch einführen. Mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Gebrauch der deutschen Buchstaben in Deutschland sei es für unsere Schulen zu empfehlen, dass die Schüler zwar in der Regel Deutsch mit lateinischen Buchstaben schreiben, aber doch so viel Belehrung in deutscher Schreibschrift erhalten, dass sie dieselbe eventuell *lesen* können.

2) In welchem Grade ist Auswendiglernen beim Unterrichte zu empfehlen?

Die direkte oder imitative Methode beim Sprachunterrichte stütze sich in hohem Grade auf das Gedächtnis und ermögliche infolgedessen auch manchem sonst in geistiger Beziehung weniger Begabten das Erlernen der fremden Sprache. Da das Auswendiglernen aber auch in hohem Grade missbraucht werden könne und vielfach missbraucht worden sei, entstehe die Frage: Wieviel Auswendiglernen darf man vom Schüler verlangen? Frau F. antwortete auf diese Frage: »Nur das, was der Lehrer selbst fliessend kann. Verwerflich ist ein kleinliches, langweiliges Abfragen mit dem Lehrbuch in der Hand. Nur das mag gelernt werden, was an sich lernenswert ist (z. B. bekannte Lieder) oder was man oft braucht. Um Anstrengung und allzu lange Hausarbeit zu vermeiden, ist es zu empfehlen, à la *Gouin* oder *Berlitz* während der Stunde selbst durch mündliche Wiederholung eine Reihe von Sätzen oder Versen einzuprägen.»

§ 7.

Professor *A. Wallensköld* referierte ein neues Buch von A. Dauzat: »La Langue française d'aujourd'hui» (Librairie Armand Colin, Paris).

In fidem:

A. Långfors.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 25. September 1909, bei welcher Sitzung der Vorstand und 11 Mitglieder, sowie als Gast Rector magnificus Professor I. A. Heikel, anwesend waren.

§ 1.

Der Vorsitzende, Professor *Wallensköld,* begrüsste die Anwesenden mit folgender Ansprache:

»Meine Damen und Herren!

Über das letzte Tätigkeitsjahr unseres Vereins ist etwas Bemerkenswertes nicht zu berichten. In den Sitzungen, welche etwa jeden dritten Sonnabend während der akademischen Semester stattfanden, sind, wie auch früher, teils philologische, teils sprachpädagogische Fragen verschiedener Art erörtert worden. Dem Vereine muss indessen auch zum Verdienst angerechnet werden, dass die allgemeine Versammlung der Neuphilologen Finnlands in Helsingfors zu Anfang dieses Kalenderjahres stattfinden konnte.

Was unsere Veröffentlichungen betrifft, so werden die »Neuphilologischen Mitteilungen» allmählich durch Heranziehen neuer Kräfte umfangreicher und reichhaltiger, wobei die Redaktion stets bemüht gewesen ist, bei der Behandlung philologischer Fragen, so weit möglich, einen streng wissenschaftlichen Standpunkt einzunehmen. Von unseren »Mémoires» wird hoffentlich der V. Band noch vor Ausgang dieses Kalenderjahres erscheinen.

Laut Vereinsbeschluss *extra protocollum* wird dieser V. Band der »Mémoires» unserem Ehrenpräsidenten, Herrn Professor W. Söderhjelm, gewidmet werden, und zwar aus Anlass seines am 26. Juli vollendeten fünfzigsten Lebensjahres. An jenem Tage machten ihm im Namen des Vereins die beiden obersten Funktionäre desselben ihre Aufwartung, wobei ihm eine kunstvoll ausgestattete Adresse dargebracht wurde, welche im V. Band der »Mémoires» als Einleitung abgedruckt werden wird.

Schliesslich habe ich eine Trauernachricht mitzuteilen, den am 17. September plötzlich erfolgten Tod unseres Ehrenmitgliedes, des Senators Otto Donner. Bei der feierlichen Bestattung war der Verein durch seinen Präsidenten und seinen Vize-Präsidenten repräsentiert, wobei der Erstere einige Worte zum Andenken des Verstorbenen äusserte. Ein Kranz mit der Inschrift:

»Hommage reconnaissant
de la Société néo-philologique de Helsingfors
au Sénateur Otto Donner,
membre honoraire»

wurde von uns beiden auf seinem Grab niedergelegt. Ich fordere die Anwesenden auf, das Andenken unseres hochgeschätzten, dem Vereine so wohlwollend gesinnten Ehrenmitgliedes dadurch zu ehren, dass wir uns von unseren Plätzen erheben.

(Die Anwesenden erhoben sich.)

Ich erkläre hiemit die erste Sitzung dieses akademischen Jahres für eröffnet.»

§ 2.

Das Protokoll der letzten Sitzung des Frühjahrssemesters wurde verlesen und geschlossen.

§ 3.

Der Sekretär verlas den Jahresbericht für das akademische Jahr 1908—1909 [1].

§ 4.

Für das akademische Jahr 1909—1910 wurden wiedergewählt: als erster Vorsitzender Prof. *A. Wallensköld*, als zweiter Vorsitzender Dr *H. Suolahti* und als Schriftführer und Kassenverwalter Dr *A. Långfors*. Als Revisoren wurden gewählt: Fräulein *Aurora Munthe* und Cand. phil. *E. Müller*.

§ 5.

Universitätslektor *J. Öhquist* hielt einen Vortrag über Sprechmaschinen und ihre Verwendung im Sprachunterricht (mit Demonstrationen) [2], wonach eine kürzere Diskussion folgte.

In fidem:

A. Långfors.

Jahresbericht des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1908—1909.

Das Hauptereignis innerhalb des zweiundzwanzigsten Tätigkeitsjahres des Neuphilologischen Vereins ist die von ihm zusammengerufene Neuphilologenversammlung, zu der die neusprachlichen

---

[1] S. unten.

[2] S. oben S. 169 ff.

Lehrer in einer Anzahl von etwa 180 am 11.—13. Januar dieses Jahres in Helsingfors zusammenkamen. Die Verhandlungen der ersten finländischen Neuphilologenversammlung sind in einer besonderen, 103 Seiten umfassenden Schrift veröffentlicht worden.

Was die eigentlichen Publikationen des Vereins betrifft, so wurde der fünfte Band der »Mémoires» im Frühjahr in Druck gegeben. Der Band wird dem Ehrenpräsidenten, Professor Werner Söderhjelm, anlässlich seines 50. Geburtstages am 26. Juli d. J., gewidmet werden. Die »Neuphilologischen Mitteilungen» sind nach demselben Plan wie früher erschienen. Der Jahrgang 1908 zählt 204 Seiten und ist umfassender als irgend einer der früheren Jahrgänge. Die Zeitschrift ist im Auslande, besonders in der romanistischen Welt, mit Sympathie begrüsst worden. Die Neuphilologenversammlung hat eine Zunahme der einheimischen Abonnenten zur Folge gehabt, deren unsere Zeitschrift jetzt 125 zählt. Eine Zunahme weist ebenfalls die Zahl der zahlenden Mitglieder des Vereins auf, die jetzt 127 beträgt.

Die Zusammensetzung des Vorstandes war folgende: als erster Vorsitzender und zugleich als Redaktör der »Neuphilologischen Mitteilungen» fungierte Professor *A. Wallensköld,* als zweiter Vorsitzender Dr *H. Suolahti* und als Schriftführer der Unterzeichnete.

Es fanden 9 Sitzungen statt, im Herbstsemester 4 und im Frühjahrssemester 5. Dabei wurden, ausser kürzeren Mitteilungen und zahlreichen Bücherbesprechungen, 7 Vorträge gehalten, von denen 3 litterarhistorischen, 2 sprachpädagogischen, einer kulturgeschichtlichen und einer phonetischen Inhalts war. Die Sitzungen wurden durchschnittlich von 16 Mitgliedern besucht. — Das Jahresfest wurde, wie gewöhnlich, den 15. März gefeiert.

Helsingfors den 25. September 1909.

A. Långfors.

Eingesandte Litteratur.

Aucassin et Nicolette, texte critique accompagné de paradigmes et d'un lexique, par *Hermann Suchier.* Septième édition, avec une table contenant la notation musicale. Traduction française par *Albert Counson.* Paderborn, F. Schœningh, 1909. XI+136 S. 8:o.

«La 7e édition n'a, pour le texte, presque pas subi de changements.» Dans les commentaires qui suivent le texte et dans le glossaire, M. Suchier a introduit quelques améliorations. Ce qui est nouveau, c'est la table contenant les notes musicales avec la transcription en notation moderne.

Max Born, Nachträge zu A. H. Murray: A New English Dictionary on Historical Principles. I. Teil. Berlin W.-Schöneberg, W. Sommer, 1909. 48 S. 8:o. (= Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Chamisso-Schule in Schöneberg. Ostern 1909).

Renward Brandstetter, Renward Cysat (1545—1614), der Begründer der schweizerischen Volkskunde. Luzern, Buchh. Haag, 1909. 110 S. 8:o (= Renward Brandstetters Monographien zur vollständigen sprachlichen und volkskundlichen Erforschung Alt-Luzerns. VIII).

A. Guesnon, Publications nouvelles sur les trouvères artésiens. Notices biographiques, Textes et Commentaires. Poésie lyrique: I. Jean de Neuville. — II. Perrin d'Angicourt. — III. Jean de Renti. — IV. Oede de la Couroierie. — V. Cardon de Croisilles. Paris, H. Champion, 1909. 31 p. in-8:o (= Extrait du *Moyen Age,* 2:e série, tome XIII, pp. 65—93).

Axel Kock, Svensk ljudhistoria. Första delen: 1906, II+504 S. 8:o, Preis Kr. 4,25 = M. 5,00. — Andra delen, förra hälften: 1909, 240 S. 8:o, Preis Kr. 2,50 = M. 3,00. Lund, C. W. K. Gleerup, und Leipzig, Otto Harrassowitz.

Ludwig Kolisch, Portugiesisches Lesebuch. I. Teil. Wien, Export-Akademie des k. k. Österr. Handelsmuseums, 1909. 144 S. 8:o. Preis 1 K 80 h.

> «Das vorliegende Lesebuch hat den Zweck, den Studierenden an der Hand von ausgewählten Aufsätzen in die portugiesische Sprache einzuführen und gleichzeitig — soweit dies im Rahmen eines kleinen Handbüchleins geschehen kann — mit dem portugiesischen Leben, Fühlen und Denken vertraut zu machen.»

Armand Praviel et *J.-R. de Brousse,* L'Anthologie du Félibrige. Morceaux choisis des grands Poètes de la Renaissance méridionale au XIXe siècle. Avec avant-propos et notices bio-bibliographiques. Paris, Nouv. Libr. Nat., 1909. XVI+343 p. in-8:o. Prix: 3 fr. 50.

Paul Reiche, Beiträge zu Artur Långfors' Ausgabe des Regret Nostre Dame. Inaug.-Diss. Berlin. Berlin, Mayer & Müller, 1909. 62 S. 8:o.

Emil Rodhe, Moderne erzählende Prosa, mit Anmerkungen herausgegeben (= Moderne deutsche Schriftsteller. X). Stockholm, C. E. Fritze, 1909. 103 S. 8:o.

Kr. Sandfeld Jensen, Bisætningerne i moderne Fransk. En Haandbog for Studerende og Lærere. København—Kristiania, Gyldendalske Boghandel—Nordisk Forlag, 1909. 256 S. 8:o.

Otmar Schiszel von Fleschenberg, Das Adjektiv als Epitheton im Liebesliede des zwölften Jahrhunderts. Leipzig, E. Avenarius,

1908. XV+144 S. 8:o. (= Teutonia, Arbeiten zur germ. Philol., her. von W. Uhl, 11. Heft).

Hans Strigl, Sprachwissenschaft für alle. Kleine gemeinverständliche sprachgeschichtliche und sprachvergleichende Aufsätze. I. Jahrg., Nr. 16, 17, 19 und 20. Wien, L. Weiss, 1909.

Teodor Suominen, Ännchen und Heinrich. Ein Wintersemester aus dem fröhlichen Schülerleben. Ekenäs, Ekenäs Tryckeri Aktiebolag, 1909. 70 S. Preis Fmk. 1: 50.

Wilhelm Uhl, Winiliod. Leipzig, E. Avenarius, 1908. VIII + 427 S. 8:o. (= Teutonia, Arbeiten zur germ. Philol., her. v. W. Uhl, 5. Heft).

Schriftenaustausch.

Annales de la Faculté de Droit d'Aix. Tome II, n:os 1—2 (Janvier—Juni 1908).

Annales de la Faculté des Lettres d'Aix. Tome II, n:os 3—4 (Juillet-Décembre 1908), — Contient la suite de: Louis Ducros, Jean-Jacques Rousseau. De Genève à l'Hermitage (1712—1757). Pp. 229—418.

Annotationes phoneticae, III. Jahrg. (1909), Nr. 4—9.

Bibliographia phonetica, IV. Jahrg. (1909), Nr. 5—9.

Bulletin de dialectologie romane, année I (1909), no. 2.

Maal og Minne, Norske Studier. 2. Heft 1909.

Modern Language Notes, Vol. XXIV (1909), No. 6.

Moderna Språk. III. Jahrg. (1909), Nr. 1—4 und 6—7. — Die Hefte enthalten u. A.: S. 8 ff., C. E. Göransson, Zur Flexion des substantivierten Adjektivs als Sprachbezeichnung (s. auch S. 36 ff.); S. 26 ff. und 33 ff., C. Polack, Notes lexicologiques sur «Cyrano de Bergerac» (wegen der Fortsetzung s. Neuph. Mitt. 1909, S. 168); S. 97 ff., Daniel Jones, The Pronunciation of Early English; S. 101 ff., E. Walberg, Poule, terme de jeu.

Päivä, Jahrg. 1909, Nr. 21—40.

Rassegna bibliografica della letteratura italiana, anno XVII (1909), fasc. 4—9.

Revue de Provence et de langue d'Oc, année 1909, nos. 8—12. — Signalons: Jules Ronjat, La langue provençale, ses limites géographiques, ses dialectes (p. 177 ss.); Johannès Plantadis, Esquisse historique de la littérature limousine (p. 199 ss.)

Språk och Stil. Tidskrift för nysvensk språkforskning, utgiven av Bengt Hesselman, Olof Östergren, Ruben G:son Berg. Upsala. IX. Jahrg. (1909), Heft 1—2. — Enthält u. A.: Ruben G:son Berg, Döende lånord; Nat. Beckman, Till frågan om grammatiska kategorier och grammatisk terminologi; Lars Levander, I vad mån kan ett bymål kallas enhetligt?

Virittäjä, Jahrg. 1909, Nr. 6.

Mitteilungen.

Einheimische Publikationen: *I. E. Kerkkola,* Tieteellis-käytännöllisiä apukeinoja saksan kieliopin opetukseen (Turku, Polytypos, 1909, 21 S. 8:o). — *U. Lindelöf,* Der Lambeth-Psalter, eine altenglische Interlinearversion des Psalters in der Hs. 427 der Erzbischöflichen Lambeth Palace Library. I. Text und Glossar (Acta Soc. Scient. Fenn., tom. XXXV, N:o 1, 323 S. 4:o). — *Artur Långfors* et *Werner Söderhjelm,* La Vie de saint Quentin par Huon le Roi de Cambrai (Acta Soc. Scient. Fenn., tom. XXXVIII, N:o 1, XXV+68 S. 4:o). — *Hugo Suolahti,* Die deutschen Vogelnamen. Eine wortgeschichtliche Untersuchung (Strassburg, Karl J. Trübner, 1909, XXXIII+540 S. 8:o).

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *Edla Freudenthal,* Vorschläge (in Bezug auf 1) den Gebrauch deutscher Schreibschrift und 2) das Auswendiglernen beim Sprabhunterricht), in Die Neueren Sprachen XVII, 5. Heft (Aug.). — *T. E. Karsten,* Altdeutsche Kulturströmungen im Spiegel des finnischen Lehnworts, in Indog. Forsch. XXVI, S. 236—57. — *Artur Långfors,* Bespr. von Paul Meyer, Notice sur la Bible des sept états du monde de Geufroi de Paris, in Zs. f. franz. Spr. und Litt. XXXIV, Ref. S. 154—7. — *A. Wallensköld,* Der Neuphilologische Verein in Helsingfors, in Germ.-rom. Monatsschrift I, S. 527 fg.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *A. Långfors* et *W. Söderhjelm,* La Vie de saint Quentin par Huon le Roi de Cambrai, von A. Jeanroy, Rev. crit. 1909, Nr. 40, S. 221—2; kurz angezeigt in Arch. f. das Studium der neu. Spr. u. Lit. CXXII, S. 460. — *Neuphilologische Mitteilungen,* Jahrg. 1908, von Paul Meyer, Romania XXXVIII, S. 468 fg. — *J. Poirot,* Quantität und dynamischer Akzent (Neuph.

Mitt. 1909, S. 74—6), von G. Panconcelli-Calzia, Bibl. phon. 1909, unter Nr. 265. — *W. Söderhjelm,* Les inspirateurs des Quinze joyes de mariage, kurz angezeigt in Arch. f. das Studium der neu. Spr. u. Lit. CXXII, S. 464.

Voranzeige: Dr *A. Långfors* bereitet eine kritische Ausgabe des »Roman de Favel» vor.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 8	Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.	1909

Sandhierscheinungen in Runeninschriften.

Nach Wimmer, De danske Runemindesmærker, Andet Bind, København 1899—1901, S. 285 ff. steht auf dem Oddumer-Stein geschrieben: *þurulfs. sati. stain.* u. s. w., obgleich man statt *þurulfs* zunächst *þurulfʀ* erwarten möchte. Dieser Konsonantenaustausch wurde von Wimmer mehrmals besprochen. A. a. O. S. 289 sagt Wimmer: '*þurulfs* har bortkastet nævneformsendelsen *-ʀ* og urigtig tilföjet *-s* under indflydelse af det følgende *sati*.' S. 291 spricht Wimmer von 'den opløsning af sproget, som røber sig i nævneformen *þurulfs* — —.' Im Band IV. 2, København 1908, S. LXXIII heisst es: '— — — den unge Oddum sten, der i nf. har *þurulfs,* idet nævneformsendelsen *ʀ (r)* er bortkastet og *s* tilföjet på grund af det følgende *sati*.'

Brate hat den zweiten Band von Wimmer's Runemindesmærker in K. Vitt. Hist. o. Antiqv. Akad. Månadsblad 1901 angezeigt und äussert sich auf der vierten Seite seiner Anzeige folgendermassen über die Form *þurulfs:* 'Det synes mig tvifvelaktigt, huruvida — — — felristningen *þurulfs. sati* skall tydas så, att »*þurulfs* har bortkastet nævneformendelsen *-ʀ* og urigtig tilföjet *-s* under indflydelse af det følgende *sati*» och icke snarare *þurulfs* bör anses som felristning för *þurulfʀ* under inflytande af det följande *sati*.'

Brate betrachtet *þurulfs* also entschieden als fehlerhaft, und auch Wimmer sieht, vor allem im Band II, in dieser Form etwas Abnormes.

Ich habe die Schreibung *þurulfs. sati* immer als eine streng phonetische Bezeichnung der faktischen Aussprache betrachtet, indem *ʀs* auch in satzphonetischer Verbindung zu *ss* assimiliert werden musste. Dass die Assimilation *ʀs* > *ss* in den nordischen Sprachen regelrecht war, halte ich für unzweifelhaft. Siehe hierüber Ljungstedt Grunddragen af modersmålets historia, Stockholm 1898, S. 204, Pipping Om runinskrifterna på de nyfunna Ardrestenarna, Uppsala 1901, S. 25 f. und Noreen Altschwedische Grammatik § 297 Anm. 2. Aus dänischen Runeninschriften können wenigstens folgende Beispiele dieser Assimilation zusammengestellt werden: gs *askis* < **askiʀs* Wimmer II S. 267, apf *þasi* = **þassi* < **þaʀsi* II S. 49, S. 137 f., S. 212, S. 379, npf *þasi* II S. 131. Die phonetische Wahrscheinlichkeit der Assimilation *ʀs* > *ss* ist schon durch die von allen Forschern anerkannte Assimilation *sʀ* > *ss* gegeben, und ich sehe keinen Grund, mit Kock Ark. f. nord. fil. XI 322 Fussnote 2, Noreen Altschwedische Grammatik § 251 und Wimmer II 267 von einem angeblichen Wegfall des *ʀ* vor *s* zu reden.

Genau so wie die Verbindungen *sʀ* und *ʀs* ohne Unterschied zu *ss* wurden, sind die Verbindungen *rʀ* und *ʀr* sicherlich in *rr* zusammengefallen. Die Assimilation *rʀ* > *rr* ist schon längst anerkannt, aber die Verbindung *ʀr* ist sehr selten und ihre Entwickelung deshalb wenig beachtet worden. Wenn *ʀr*, wie ich glaube, zu *rr* wurde, lässt sich indessen awnord. *órer* aus **unreʀ* < **unrreʀ* < **unʀaraiʀ* bequem ableiten.[1] Und in der Schreibung ×*þurlf* ×*risþi* auf dem Runen-

[1] Etwas anders bei Noreen Aisl. Gr. III § 267. 2 c, v. Friesen Till den nordiska språkhistorien, Uppsala 1901, S. 64 und wieder anders Kock Ark. f. nord. fil. XV 334, Fussnote 1. Von Kock's Darstellung [**unʀreʀ* > **unreʀ* durch Ausstossung von *ʀ*] weicht die meinige nur wenig ab. Dagegen halte ich es nicht für ausgeschlossen, dass die von Noreen und v. Friesen angenommene Zwischenstufe **unnreʀ* zu **ǫ̃rer* hätte werden müssen. Vgl. Noreen Aisl. Gr. III § 252.

stein von Hedeby [Wimmer I. 2 S. 108—113] sehe ich einen noch besseren Beweis für die Assimilation *ʀr* > *rr*. Wimmer a. a. O. S. 112 meint, dass das *ʀ* in der fünfkonsonantischen Verbindung *rlfʀr* weggefallen sei.

Ich glaube nun, dass die Vereinfachung von Konsonantenverbindungen im Allgemeinen nicht durch direkte Ausstossung bewirkt wurde, sonder vielmehr durch Assimilation, indem zunächst einer von den Nachbarlauten Ersatzdehnung erhielt. In dieser Weise erklärt es sich auch ganz einfach, dass die Schreibung *uitrint. su* [Runenstein von Tillise, Wimmer II S. 489 ff.] mit *uitrik. susi* [Stein von Sandby, Wimmer II S. 481 ff.] abwechselt. In der dreikonsonantischen Verbindung *-ngs- [witring. su]* wurde *g* zuweilen durch den Einfluss des Simplex *witring* bewahrt [Sandby], zuweilen schwand es lautgesetzlich [Tillise], aber nicht spurlos, sondern eine Dehnung des *n* hinterlassend. Als sich *nn* nachher vor dem dentalen *s* zu *nn* weiter entwickelte [1], wurde *t* wie immer zwischen *nn* und *s* eingeschoben. [2] Auch in diesem Falle hat Wimmer die richtige Erklärung gestreift [siehe Wimmer IV 2, S. XXV a, wo Noreen Ark. VI 336 und Kock Ark. VII 307 f. zitiert werden], aber doch nicht ganz gefunden, was u. a. daraus erhellt, dass er [II S. 495 und IV. 2 S. XXV a] *uitrint* mit *witrind* transskribiert.

Gering Z. f. d. Phil. XXXVIII S. 125, Fussn. 2 und S. 127 scheint die Form *uitrint* geradezu als einen Schreibfehler zu betrachten, denn er schreibt: *uitrint* [lies: *uitrink*].

Auf dem Runenstein von Ardre n:o III [3] wird npm vom dem. Pron. teils *þaiʀ*, teils *þaʀ* geschrieben. An Ver-

[1] Vgl. Noreen Ark. f. nord. fil. VI 336. Altschw. Gr. § 281. 2.

[2] Ganz dieselbe Erklärung passt für aschw. *attirganz* [< *-gangs*] und Ähnliches. Vgl. die etwas abweichende Darstellung Kock's in Ark. f. nord. fil. VII S. 307 f.

[3] Pipping Om runinskrifterna på de nyfunna Ardre-stenarna. Uppsala 1901. S. 15—22. Noreen Altschwedische Grammatik S. 481 f.

suchen die Form *þaʀ* zu erklären hat es nicht gefehlt [1], aber es muss hervorgehoben werden, dass es sich in diesem Falle nicht nur darum handelt, die Entstehung einer beliebigen Form *þaʀ* zu erklären, sondern es muss womöglich der Grund herausgefunden werden, warum derselbe Ritzer die Formen *þaʀ* und *þaiʀ* abwechselnd gebraucht. Ich habe a. a. O. S. 17 hervorgehoben, dass agotl. n p m *þaʀ* eine Sandhiform sein könne, jedoch ohne diesen Gedanken bis in die Einzelheiten zu verfolgen. [2] Diess lässt sich aber, wie ich jetzt sehe, ohne Schwierigkeit machen.

Im Agotl. ist der Diphtong *ai* bekanntlich vor Geminata zu *a* geworden. [3] Die Form *þaʀ* findet sich auf dem Stein von Ardre n:o III in der Verbindung *þaʀ+setu,* wo *ʀs* sicherlich als *ss* gesprochen wurde, obgleich die beiden Laute nicht demselben Worte angehörten. Die intime Verbindung des Pronomens mit seinem Prädikate wird auch in der Schrift angedeutet, in dem das sonst regelmässig ausgeschriebene Trennungszeichen in der Verbindung *þaiʀkiarþu* auf demselben Runensteine fehlt.

Es ist gewiss kein Zufall, dass der Diphtong *ai* vor der Konsonantenverbindung *ʀk* unversehrt blieb, aber vor der aus *ʀs* entstandenen Geminata *ss* zu *a* kontrahiert wurde.

Ganz interessant ist es zu sehen, wie der Ritzer zwischen phonetischer und etymologischer Schreibung schwankt. Wenn er *þaʀ* statt *þaiʀ* schreibt, folgt er seinem Ohre, aber nur bis zu einem gewissen Grade, indem er das *ʀ* der Normalform *þaiʀ* entnimmt. In ganz genau phonetischer Runenschrift würde man *þas + setu,* nicht *þaʀ + setu* verlangen.

---

[1] Siehe die von Noreen Altschw. Gr. § 508. 10 verzeichnete Literatur.

[2] Es heisst a. a. O. 'En öfvergång *þaiʀ* > *þaʀ* kan på Gotland hafva uppkommit, då diftongen vid yttre sandhi kom att stå framför två konsonanter.' Dass der Übergang vor anderen Konsonantengruppen als Geminaten stattgefunden habe, glaube ich jetzt nicht mehr.

[3] Söderberg Forngutnisk ljudlära S. 32, Wimmer Døbefonten i Åkirkeby Kirke S. 51, Noreen Altschw. Gr. § 124. 1, Pipping Guta lag och Guta saga, Inledning S. LXI.

Dass die hier gegebene Erklärung der Schreibung *þaʀ* [Ardre III] die richtige ist, geht daraus hervor, dass derselbe Ritzer auch den Diphtong *au* vor satzphonetischer Geminata zu *a* kontrahiert. [1]

Die Konjunktion *auk* ist in den Ardre-Inschriften häufig belegt [Ardre I 2 mal, Ardre VI einmal, Ardre VII einmal], aber in der Inschrift III steht statt *auk* dreimal *ak*. Diese Form war schon vorher aus Inschriften auf dem Festlande bekannt und war verschiedentlich kommentiert worden. [2] Aber die Regelmässigkeit, mit welcher nicht nur die meisten von den Ardre-Steinen, sondern die gotländischen Inschriften des 11:ten Jahrhunderts überhaupt die Form *auk* aufweisen, [3] zwingt uns zu untersuchen, ob etwa ganz besondere Umstände die Schreibung *ak* in der dritten Ardre-Inschrift hervorgerufen haben.

Schon in meiner Schrift 'Om runinskrifterna på de nyfunna Ardre-stenarna' S. 17 hatte ich hervorgehoben, dass agotl. *ak* sich in satzphonetischer Stellung vor Geminata aus *auk* hat entwickeln können. Es muss in der That gleich auffallen, dass in zwei von den belegten 3 Fällen das nachfolgende Wort mit *k* anfängt [*ak* + *kaiʀuatr* und *ak* + *kaiʀaiaut(r)* [4]]. Das *k* in *kaiʀ* bezeichnet allerdings in der

---

[1] Über die agotl. Kontraktion *au* > *a* vor Geminata siehe Söderberg Fgotl. ljudl. S. 32, Wimmer Døbefonten i Åkirkeby Kirke S. 51, Noreen Aschw. Gr. § 123. 1, Pipping Guta lag och Guta saga. Inledning S. LXI.

[2] Bugge Forsaringen S. 11, 20 und 37, Månadsblad 1877 S. 531 und 534, Runverser S. 119, 239, Kock Om några atona S. 17, Fussnote 2, Noreen Altschwedische Grammatik § 91, mom. 3, Dieterich Runen-Sprachschatz S. 228.

[3] Stainkumbla I, II 7 mal, Hauggrän 5 mal, Sjonhem I, II, III 6 mal, Boge [vgl. Söderberg—Brate Ölands runinskrifter S. 47] einmal, Sanda [vgl. Stephens II 777 ff., wo die Inschrift nicht ganz korrekt wiedergegeben wird] einmal *auk* und einmal *aug*. Vom dritten Sjonhemer-Stein und den Stainkumbla-Steinen abgesehen habe ich alle diese Inschriften selbst untersucht.

[4] Noreen Altschwedische Grammatik S. 481 schreibt *kaiʀaiaut[ʀ]*, was nur ein Druckfehler sein kann. Nach Konsonanten zeigt Ardre III immer *r*, nicht *ʀ*.

Regel den stimmhaften Laut *g*, aber nach einem *k* wird das *g* seinen Stimmton eingebüsst haben, so dass aus *k* + *g* eine Geminata wurde. In dem dritten Falle *ak* + *aiuatr* steht der Vokal in *ak* scheinbar vor einem einfachen Konsonanten. Aber bei näherer Betrachtung wird es sich ergeben, dass er auch hier vor einer Geminata gestanden hat.

Meiner Ansicht nach beweisen die Verhältnisse im Deutschen und die Regeln der Alliteration und der Quantität in der altgermanischen Metrik, dass die Vokale der germanischen Sprachen in älterer Zeit nie im absoluten Anlaut standen, sondern dass ihnen stets eine Kehlkopfplosion vorausging.[1] Wo das mit dem Kehlkopfverschluss beginnende Wort sich einem vorhergehenden Worte direkt anschloss, wird der Plosionslaut weggefallen sein, aber kaum spurlos. Sehr belehrend sind in dieser Hinsicht die Sandhierscheinungen im Finnischen. Ein Wort, welches sich vor einem vokalisch anlautenden Worte auf den Kehlkopfverschlusslaut endigt, ersetzt diesen mit dem Anfangslaut des folgenden Wortes, wenn dieses konsonantischen Anlaut hat.[2] Z. B. *anna' olla* aber *annam mulle*, *tule' aina* aber *tulet tänne*. Es kommt mir a priori wahrscheinlich vor, dass der Kehlkopfverschlusslaut in den nordischen Sprachen beim Wegfall eine ähnliche Dehnung des angrenzenden Konsonanten bewirkt hat. Hierdurch erklärt es sich auch, dass kurzsilbige Einsilbler in der Komposition als metrisch lang galten, auch wenn das zweite Kompositionsglied vokalischen Anlaut hatte.[3] Man könnte allerdings annehmen, dass die Anlehnung an das Simplex den Kehlkopfverschluss und somit auch die Positionslänge bewahrt hätte. Aber in

---

[1] Über die Alliteration als Beweis für den festen Einsatz siehe Sievers Altgermanische Metrik § 18. 2. Die Einwände von Kock Östnordiska och latinska medeltidsordspråk, Inledning S. 113, Fussnote 1, sind von Sjöros Málaháttr S. 25, Fussnote 2 beseitigt worden. Über die Bedeutung des Kehlkopfverschlusses für die Quantität, siehe Fuhr Die Metrik des Westgermanischen Alliterationsverses S. 27, Pipping Bidrag till Eddametriken S. 1 und Sjöros Málaháttr S. 24.

[2] Peltonen Puhetaito S. 116 f.

[3] Sievers Altgermanische Metrik § 37. 3, S. 58.

postkonsonantischer Stellung wird es doch schwierig sein, den Kehlkopfverschluss ohne besondere Anstrengung aufrecht zu erhalten. Die Dehnung des vorhergehenden Konsonanten lässt sich bedeutend leichter zustandebringen.

Im Altschw. wird die vom schwindenden Kehlkopfverschlusse bewirkte Dehnung eines vorhergehenden Konsonanten zuweilen durch Doppelschreibung bezeichnet. In diesem Sinne verstehe ich die Schreibungen *forræþe* Vgl. I Schlyter S. 55: 21, *forreþe* Vgl. I 56: 1, *forredhum* Vgl. IV 308: 12, 308: 20.[1]

Wenn diese meine Vermutungen als richtig befunden werden, dürfen wir annehmen, das *ak* + *aiuatr* auf dem dritten Ardre-Stein eine Aussprache *akkaiuatr* bezeichnet. Und somit würde es sich herausgestellt haben, dass die Konjunktion *auk* in den gotländischen Runeninschriften des 11:ten Jahrhunderts nur dann zu *ak* wurde, wenn der Diphtong *au* vor einer Geminata stand, was mit einer längst bekannten altgotländischen Lautregel vollkommen übereinstimmt.

Hugo Pipping.

Besprechungen.

Dr. B. Schädel, Manual de fonètica catalana. — Cöthen, Otto Schulze Verlag, 1908. Dipòsit per Espanya: Alvar Verdaguer, llibreria, Rambla del Centre 5, Barcelona. — 1 v. petit in-8⁰, VIII-88 pp.

Ce livre de l'éminent romaniste de Halle est le premier manuel de phonétique catalane qui existe.[2] Écrit en catalan, avec

[1] Anders Kock Studier öfver fornsvensk ljudlära S. 415, Noreen Altschwedische Grammatik § 242. Anm. 1.

[2] Le premier à proprement parler qui ait publié des textes phonétiques catalans, c'est le phonétiste barcelonnais M. J. Mª. Arteaga Pereira; v. *Maître phonétique,* 1904, pp. 119—123. Cet auteur donne, entre autres, une dizaine de lignes qui se retrouvent chez M. Schädel, avec des divergences dont celui-ci attribue la cause principale à des différences dialectales des deux sujets. J'aurai l'occasion plus loin de discuter quelques-unes de ces divergences. De plus, M. Arteaga a publié récemment, dans les actes du *Primer Congrés Internacional de la Llengua catalana* tenu en 1906 (tome publié à Barcelone, 1908), pp. 445—465, un magnifique »coup d'œil général sur la phoné-

une dédicace en allemand à Neumann, il s'adresse en première ligne à des Catalans. En particulier, il a pour but de mettre ceux-ci à même de contribuer dûment à la grande tâche de recueillir, en les transcrivant phonétiquement, des spécimens des différents parlers populaires. Cette enquête phonétique à son tour est destinée à former la base nécessaire du futur *Diccionari de la llengua catalana,* vaste entreprise à laquelle a donné l'initative et que dirige l'infatigable dialectologue, l'Abbé Alcover. *Fervet opus!* Oui, c'est une ardeur au travail belle et merveilleuse dont font preuve les philologues catalans de nos jours.

Divisé en cinq chapitres, le *Manual* est muni d'une brève introduction mettant en relief la nécessité de recourir à une orthographe plus phonétique que celle ordinaire et les principes à suivre pour établir cette orthographe. Le chapitre I est réservé à la description physiologique des organes vocaux; le chap. II offre, en onze pages excellemment ordonnées, les prénotions phonétiques nécessaires pour pouvoir distinguer et définir des sons. Le chap. III (33 pp.) contient une description systématique des sons catalans, dont l'auteur enregistre ici 64 [1]; ceux-ci y sont passés en revue un à un; nombre d'exemples et des observations spéciales accompagnent les plus importants de ces petits articles, et, le cas échéant, un nouvel alinéa marqué *Faltes dels estrangers* donne des avertissements très intéressants concernant la prononciation plus ou moins fausse des Castillans, Français, Italiens ou Allemands parlant le catalan; enfin, chaque numéro offre ce que l'on pourrait appeler une concordance des divers systèmes de transcription (Böhmer, Ascoli, Gilliéron, Ass. Phonétique). Dans le chap. IV, intitulé »*De l'entonació, durada i intensitat dels sons. Grupos d'expiració*«, il est expliqué pourquoi les textes phonétiques donnés dans le chap. V n'offrent point d'indications se rapportant à la hauteur musicale, à la quantité et à l'accent dynamique [2]. Les textes phonétiques de

tique catalane« (sous-titre: »Son caractère particulier dans la famille néo-latine«). C'est un travail d'érudition très important, rédigé en catalan, mais poursuivant un but tout autre que l'élémentaire *Manual* de M. Schädel. — Dans ce qui suit, je me servirai, pour citer l'un ou l'autre des travaux de M. Arteaga, des deux indications »Arteaga (1904)«, »Arteaga (1908)«.

[1] L'auteur en compte 72 dans le magnifique travail qui a commencé à paraître dans la nouvelle *Revue de dialectologie romane*: *Die katalanischen Pyrenäendialekte.* Parmi les sons pris en considération dans ce travail, mais non pas dans le *Manual,* il faut noter surtout les voyelles antérieures arrondies [œ] [ü] et des sons apparentés. Une espèce d'[œ] avait été déjà signalé, pour Majorque, par Saroïhandy, dans le *Grundriss,* I², p. 849.

[2] Dans les textes de M. Schädel, l'»accent principal« d'un mot donné correspond à la syllabe portant une *vocal tivanta*, qu'il est facile de reconnaître au premier coup d'œil. — L'agencement des »mots phonétiques«, c'est-à-dire la répartition en groupes d'expiration, n'est pas indiqué dans ces textes

ce dernier chapitre (de même, les mots transcrits figurant dans les chapitres précédents?) reproduisent la prononciation d'un médecin catalan séjournant à Halle.

Comme on doit s'y attendre, puisqu'il s'agit d'un livre destiné à être employé principalement par des novices, le *Manual de fonètica* est très facile, très agréable à lire, en même temps qu'il paraît être basé sur les résultats actuels de la science (l'incomparable *Lehrbuch der Phonetik* de Jespersen!).

Ma connaissance personnelle du catalan parlé étant très insuffisante, je dois ne m'occuper ici que de deux détails concernant une autre langue citée et du côté méthodique.

Je ne voudrais pas que le son *b* dans le fr. *boire* et dans l'ital. *bello* eût été identifié ici (p. 9) avec le son du *b* dans les mots castillans *buenas*, *brazo*. Que le *b* et le *v* initiaux de l'orthographe castillane moderne puissent avoir, après pause, un son très ressemblant (mais non pas identique!) à celui du *b* français, [b], cela est un fait établi; mais ce [b] castillan initial, que l'on entend dans des cas comme *¡Ven, Paco!* [ben, pako] ou *¡bruja!*, n'est pas bien représenté par les mots *buenas, brazo*. Ce n'est pas souvent que ce dernier mot se rencontre sans article, au commencement d'une phrase. Parmi les lecteurs de M. Schädel — très nombreux, je l'espère! — il y en aura plus d'un sachant le castillan, mais non pas le français ni l'italien, qui ne saura pas trop à quoi s'en tenir en présence de la prétendue diversité phonique des deux *b* de *brazo, haba.* Quant à *buenas*, ce mot a trop souvent, même après pause, une prononciation différente de celle avec [b] pour pouvoir convenablement être cité ici comme exemple. Il eût été nécessaire d'indiquer au moins, d'une façon définitive et claire, qu'il s'agit ici de la prononciation après pause. — Chap. III, n:o 7 (p. 43), il doit y avoir une faute d'impression fâcheuse dans la transcription du cast. *el vino*, qui se prononce, non pas avec [b], mais avec un son tout différent qui est décidément le fricatif correspondant [1]. Plus avant dans le livre, les fautes d'impression probables de cette espèce deviennent très nombreuses.

»Pour comprendre exactement la différence entre les sons continus et ceux explosifs», ainsi dit l'auteur à la p. 26, on n'a

---

dépourvus de toute ponctuation; ils offrent au contraire la répartition en mots de l'orthographe usuelle. C'est un inconvénient; il est peu commode de se reporter constamment à la page opposée pour consulter, sur le texte ordinaire, la ponctuation. N'aurait-il pas été possible de ménager des intervalles de largeur double ou davantage pour marquer la séparation des groupes d'expiration, une fois que la ponctuation ordinaire paraissait indigne de figurer dans le texte phonétique?

[1] V., p. ex., Menéndez Pidal, *Manual elemental de gramática hist. española* [2], p. 68.

qu'à prononcer les deux séries 1) [asa, afa, aša, ara, ala] et 2) [apa, ata, aka]. Dans 1), il est possible de prolonger la prononciation des consonnes aussi longtemps que dure l'haleine, tandis que cette articulation prolongée serait, selon l'auteur, impossible en 2). Suit une observation peu heureuse concernant l'ital. *fatto* etc., où l'occlusion est déclarée durer un petit peu (*una mica*) plus longtemps que d'ordinaire: *Nota 2. Aduc en la restreta durada dels sons esplosius es possible un allargament. Succeex axò tot allargantse una mica la tancadura que preceex a l'esplosió; l'espay de temps entre la formació de la tancadura y la seva desfeta resulta amb axò més gros que lo acostumat. Tals sons esplosius estesos, allargats, els-e diu l'italiá en les paraules »fatto«, »appo«, »sacco«, etc.* . . . Contre tout ce raisonnement destiné à rendre la chose bien claire à l'aide de faits connus, il y a lieu d'objecter, d'abord, qu'à la différence des Italiens, les Catalans ne possèdent point dans leur langue ces continues prolongées ([assssss . . . a] etc.) auxquelles l'auteur veut se référer, pas plus qu'ils ne connaissent les explosives (ou plutôt: plosives) prolongées [1]; ensuite, que l'articulation d'un son de cette dernière espèce, tel que celui correspondant au »*t* double« de *fatto*, peut durer du moins aussi longtemps que l'articulation d'une »continue« telle que l'»*l* double« de *fallo*. Pendant les quelques secondes que peut durer l'articulation prolongée du [t], les organes vocaux gardent la position même qu'ils occupaient au moment de l'implosion [2]. Il sera inutile de rappeler qu'en tant qu'il s'agit de plosives sourdes, il ne faut pas prendre l'expression »durée« dans le sens de 'durée du »son«'; cf. Jespersen, *l. c.*, § 166. En un mot, je trouve tout ce passage peu exact, peu clair et peu utile. — La définition des voyelles donnée à la p. 26 ne tient pas compte de ce que les voyelles peuvent être chuchotées sans cesser d'être des voyelles. En ce sens, donc, les *vocals sordes* (p. 25, n.) existent en catalan aussi. — Puisqu'il est facile de distinguer nettement le [b] et le [p] chuchotés ([aba], [apa], etc.), je ne puis croire que toute la différence qu'il y a entre les plosives sonores et les sourdes dépende de l'activité ou non des cordes vocales (pp. 17, 18); cf. Jespersen, *l. c.*, §§ (102), 105, où ce fait ne me paraît cependant pas être mis suffisamment en relief.

Après ces quelques remarques sur les chapitres de caractère théorique, qui font en général une bonne impression, autant qu'un non-professionnel peut en juger, il y a lieu de s'arrêter sur deux

---

[1] Dans des cas comme *cap pa*, 'pas de pain', il doit s'agir, non pas d'une articulation prolongée, mais plutôt, je pense, d'une gémination de cette espèce dont Jespersen parle, *l. c.*, § 204.

[2] Du moins dans ma langue maternelle. Les Suédois de Finlande prononcent leurs plosives sourdes prolongées de la même façon.

points du chap. III. — L'énumération systématique des sons catalans qu'il renferme est accompagnée, comme je l'ai dit, de quelques observations descriptives, telles que celle qui met en relief l'articulation spéciale de l'[s] catalan.

Il est dit ici, sous le n:o 10, que l'*s* de l'orthographe a le son de [z] »avant une consonne sonore». Transcrits, les exemples suivants semblent montrer qu'il l'a parfois aussi après une consonne sonore: *esmorsar* (*ibid.*), *endinsar* (n:o 11), *alsina* (n:o 11), transcrits avec [z]; au contraire, *cansar, alfalsal, balsem, calsa, comensar* etc., avec [s]. Cette dualité peut prêter à quelque confusion, car tout le monde ne sait pas que le [z] postconsonnantique de *esmorsar* et de *alsina* est étymologique (esp. *almorzar*, *enzina,* avec des *z* anciennement sonores), et que le [z] de *endinsar* peut dépendre de l'analogie de la sonorisation fréquente de l'-*s* de *dins*, à la liaison. N'aurait-il pas été bon de donner ici en note un petit avertissement de cette espèce (ou d'écrire, non pas *esmorsar, alsina,* mais *esmorzar*, *alzina* . . .)?. -- Encore le n:o 10. Une question de curieux: l'-*s* précédant l'*r*- n'affecte-t-il donc point dans le catalan entendu par M. Schädel ce son curieux très distinct et du [z] et de l'[s] qui se produit sous ces conditions en castillan (*dos reales* etc.)? M. Schädel transcrit (p. 81, l. 59) *les roques* avec [s]. On s'attendrait du moins à [z], »avant la consonne sonore». Je consulte Arteaga (1908) et je trouve à ce sujet des indications très précises et très positives; je me borne à renvoyer à la p. 450, vers le bas. — N:o 20. Chez Böhmer, Ascoli et l'Ass. Phon., la transciption de ce son, qui »diffère de l'[r] par un plus grand nombre de vibrations», c'est bien [rr]! — N:os 22, 24. Prononce-t-on à Barcelone [ǧ] ou [ž] dans *nge, rge*? Le renseignement qui nous est donné, c'est que *g^e*, *g^i* n'a le son de [ǧ] qu'au commencement d'une phrase et après pause, et que le [ǧ], entre voyelles, »se change en [ž].» Étant donnée cette indication incomplète, que faut-il penser de cette dualité de transcription: *diumenge* (n:o 9), *fingit* (6), *angel* (16, et p. 83, l. 26), *enginy* (32), *engegaven* (p. 83, l. 32), tous avec [ž], vis-à-vis de *mengés* (22), écrit avec [ǧ], et cela, précisément, parmi les exemples de ce son? M. Arteaga prononce le [ž]! — Nous autres non Catalans, nous aimerions aussi à savoir un peu si le son n:o 48 (*a* de *madame, Paris*, *bizarre*) est circonscrit aux seuls mots offrant, après l'*a*, un son palatal dû à la présence d'un yod. Des exemples figurant sous les n:os 48—50 et *passim* cette conclusion semble se dégager. La voyelle n:o 48 se trouve en *caixa* [kašə] *all* (allium), mais non pas en *cavall, vall, mirall* (mot d'emprunt?), ni non plus, ce qui est inattendu, en *palla* (paleam), p. 36. — N:os 49, 50. Confusion quant au signe de l'Ass. Phonétique, qui en a bien un pour l'*â* de *mâle*, *pâle.*

Les textes phonétiques. Il y a plus d'un point où la confiance du lecteur est mise à l'épreuve quant au soin apporté à ce travail. La transcription offre des inconséquences dont pourrait être rendue responsable, non pas toujours la prononciation de M. Isidro Villá et les autres sujets, mais ou l'oreille qui a perçu les sons ou la main qui a dirigé la plume. — La terminaison *-atge*. Dans le chap. III, n:o 22, où on a plusieurs exemples (*viatge* etc., *coratjós* etc.), *tj* est rendu par [ǧǧ]; de même dans les textes (pp. 77-fin), pour ce qui est de la position à la protonique. À la posttonique, les textes donnent [č]: *vilatge* (p. 77, l. 15), *paisatge* (p. 81, l. 1). — Mots en *aix-* ou *ax-*. En général, je trouve [aš]-; *aixamplar* offre la sourde sous les n:os 1 et 37, mais la sonore à la p. 79, l. 42. — *abet*, abietem: avec [è], p. 79, l. 53 (et Arteaga 1904); avec [é], p. 77, l. 2. — *esquerra* (esp. *izquierda*): avec [è], p. 85, l. 56 (et Arteaga 1908, p. 447); avec [é], p. 79, l. 42. — *encisar* ('enchanter'): avec [z], p. 77, l. 7 (et Arteaga); avec [s], *ibid.*, l. 19. — *-ejar*: *giragonceja* avec [è], p. 77, l. 24; *sovin'egen* avec [é], p. 79, l. 33 et n:o 24.

Les intéressants phénomènes d'assimilation régressive ou anticipante, tels que la sonorisation de la consonne finale sourde devant un mot commençant par une consonne sonore, ne sont pas rendus avec beaucoup de régularité. A en croire la transcription (et cf. le n:o 10), le sujet a prononcé, dans la grande majorité de ces cas (avant *de*, p. ex.), le [z] et non pas l'[s]. Or, à part les cas où l'on doit supposer qu'il a pu faire une petite pause, on se demande s'il n'aura pas prononcé [z] dans les cas suivants où M. Schädel donne [s]: *les esquelles del primer* (p. 79, l. 34), *dels gorcs* (l. 39), *llates bellugadices* (l. 49), *temps de sega* (p. 85, l. 46; la transcription donne -[ms], avec un [m] moitié sourd), *tres guardes* (*ibid.*, l. 47), *als diputats* (l. 51; [l] moitié sourd), *jutges de* (l. 52), *sentiments de veneració* (p. 81, l. 67; cf. *'ls seus encants no tenen*, p. 77, l. 9, où la transcr. donne -[kanz no]). — Et il ne s'agit pas que de l'*-s*. Puisque l'*n* de *gran comte* etc. est transcrit avec un [ŋ] moitié sourd, est-il exact de rendre l'*n* de *bon cop de falç*, de *han cremada*, de *deien que era*, pour m'en tenir à la page 83, avec [n]? — Le *-t*, dans *llit de molsa* (p. 79, l. 41), dans *cobert de bosc* (*ibid.*, l. 43) ou dans *assadollat de ses belleses* (p. 77, l. 12; Arteaga donne ici le [d]), a-t-il eu le même son que dans *he passat per*? Peut-être; cf. en tout cas, chez M. Schädel lui-même, *isolats del món* (p. 81, l. 66), *tempestats de torb* (l. 68), etc., où *ts* est rendu par [dz], et, surtout, *tot ventant* (p. 79, l. 37), *aviat veig* (l. 34), avec des *t* rendus par [d]. — Et *ritmic brugit*, transcrit avec [k]? — Qu'est-ce, enfin, qu'un bon tambour Marey aurait enregistré dans ces cas?

Il est important de constater que M. Arteaga admet les assimilations de cette espèce avec toute régularité et dans une extension bien plus grande que ne le fait M. Schädel; il les admet même (1904) à travers la pause ou, du moins, avant des intervalles marqués par lui-même avec une virgule, ce qui est curieux. Évidemment, la transcription de M. Arteaga représente une récitation idéale plus rapide que la transcription du savant allemand; encore paraît-il sûr que l'assimilation anticipante en question n'affecte souvent qu'une partie du phonème précédent, surtout dans un parler peu rapide, ce qui peut rendre difficile de procéder avec une conséquence absolue; mais ces considérations ne suffisent pas, il faut bien le dire, pour expliquer toutes les inconséquences en question. — Un autre point où les textes de M. Schädel ne sont pas dignes de toute confiance, c'est la distinction à faire entre les sons n:o 2 et 3, 9 et 12, 34 et 36 respectivement. Faut-il croire qu'il s'agit de nombre de fautes d'impression?

Au point de vue des jeunes Catalans qui prendront les transcriptions en question pour modèles, il eût été à désirer que celles-ci offrissent une plus grande perfection.

Rien n'est plus facile que de faire des critiques de détail sur un travail de précision. En ayant fait, je ne veux pas terminer sans répéter que le *Manual de fonètica catalana* a de très grands mérites. Il faut souhaiter que, grâce à la grandiose activité du catalaniste de Halle et à l'appui pécuniaire de la *Diputación provincial* de Barcelone, les dialectes catalans puissent sortir bientôt du rang des parlers romans les moins connus pour entrer au nombre de ceux qui sont bien étudiés.

Avec les textes phonétiques ci-dessus cités sous les yeux, il serait extrêmement intéressant de faire maintenant quelques observations comparatives sur la prononciation du catalan médiéval, que je connais par mes extraits du *Torçimany*, dictionnaire de la rime inédit, écrit vers 1400. Est-ce que M. Schädel, qui en a, lui aussi, fait des extraits, et cela avant moi, ne voudra pas entreprendre un jour ce travail-là?

Oiva Joh. Tallgren.

Kr. Sandfeld Jensen, *Bisætningerne i moderne fransk.* En haandbog for studerende og lærere. Gyldendalske boghandel — Nordisk forlag. København og Kristiania. 1909. 256 p. in-8°.

M. Sandfeld Jensen, le très distingué savant danois, nous donne, dans ce livre, une fort belle étude sur les propositions subordonnées en français moderne. L'auteur a largement mis à

contribution les auteurs français dont l'activité littéraire est postérieure à l'année 1870; ce n'est, au contraire, que rarement qu'il réfère aux époques plus anciennes. Il s'agit donc, dans cet ouvrage, presque exclusivement d'une analyse méthodique de l'emploi actuel, tant littéraire que familier, et même populaire, des différentes espèces de propositions subordonnées, ainsi que de leurs équivalents. Ce n'est qu'en passant que l'auteur nous explique quelquefois la genèse d'une construction syntaxique. Étant donné le but de l'auteur, l'ouvrage me semble digne des plus grands éloges: l'exposé est clair et attrayant, la collection d'exemples est suffisamment riche et l'interprétation des faits exposés témoigne d'un jugement éclairé. Aussi n'aurais-je, après une première lecture de l'ouvrage, que peu de choses à critiquer.

L'auteur divise (§ 1) les propositions subordonnées en trois catégories: 1° propositions subordonnées substantives, qui remplissent les fonctions de substantifs *(Nous avons appris qu'il est parti = Nous avons appris son départ)*; 2° propositions subordonnées adjectives, qui ont la valeur d'adjectifs *(Un enfant qui est sain dort tranquillement = Un enfant sain dort tranquillement)*; et 3° propositions subordonnées adverbiales, qui équivalent à des compléments adverbiaux *(J'étais parti avant qu'il arrivât = J'étais parti avant son arrivée)*. Cette division est parfaite, les termes *substantif, adjectif* et *adverbe* se correspondant grammaticalement. Mais alors, pourquoi l'auteur remplace-t-il plus tard le terme *propositions subordonnées adjectives* par *propositions relatives* (§ 37 ss.)? Le terme *propositions relatives* implique une tout autre classification: en propositions introduites par le *que* complétif, propositions interrogatives et propositions conjonctionnelles (à part celles amenées par le *que* complétif). Probablement l'auteur a cru devoir introduire ce changement, parce qu'il a vu que certaines propositions relatives ont la valeur de substantifs *(Qui dort dîne)* ou d'adverbes *(Je retourne d'où je viens)*. Quant aux propositions relatives introduites par *où (d'où,* etc.) sans antécédent, l'auteur dit lui-même (§§ 66, Rem., et 90) qu'elles auraient pu être classées comme des «propositions locatives» dans la 3e catégorie. Il y a donc dans tout cela une certaine inconséquence, que l'auteur aurait bien fait d'éviter d'une façon ou d'une autre.

En parlant de *que* en double fonction (complétive et comparative) au § 3, l'auteur cite en note, comme emploi analogue de *de,* la phrase *Plaise au ciel que cette fillette là t'en apporte un peu* (sc. *d'ambition) d'où elle vient.* A mon avis, il ne faut pas sous-entendre un simple *de*, mais un antécédent tel que *de l'endroit.* C'est donc une construction elliptique dans le genre de *Je retourne d'où je viens* (§ 66), où c'est *là* qui manque.

J'ai l'impression nette que, de nos jours, *tout — que* s'emploie de préférence avec le subjonctif, au sens exact de *si — que*. Ce que l'auteur dit au § 155 (Rem.) ne me semble donc pas concluant. *Tout — que* avec l'indicatif, servant à constater expressément un fait, paraît aujourd'hui avoir un caractère tout littéraire. Cf. ce qu'en dit Plattner, *Ausf. Gramm.* III, 11, p. 203 ss.

Dans les exemples que donne l'auteur (§ 157, 1°) de *quelque — que* avec un substantif interposé, ce dernier n'est pas le sujet, comme dit l'auteur, mais le régime de la proposition.

A plusieurs endroits (p. ex. §§ 172, 2° et 184, 1°, Rem. 1), l'auteur parle de l'imparfait du subjonctif, où il est évidemment question du plus-que-parfait (imparfait du verbe auxiliaire).

Il y a, dans les citations, un assez grand nombre de fautes de lecture et d'impression. Notons à la fin le fâcheux *lapsus: le cathédral* (§ 92, l. 9).

A. Wallensköld.

H. Schmidt und **Harry B. Smith,** *Englische Unterrichtssprache.* Ein Hilfsbuch für höhere Lehranstalten. Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1909. 66 S. 8°. Preis M. 1: —.

The book is most interesting, showing as it does, what an immense number of words and phrases may be taught without any extra study at home.

In Germany it is prescribed for teachers of modern languages not only to devote part of the lesson to conversation, but from the very beginning to use the foreign language in teaching. With this in view, the authors rightly consider that a book containing the expressions needful for the said purpose may be of use to teachers. With the exception of grammar, which according to the authors had best be taught in the mother tongue, all subjects are touched upon that can reasonably come within the scope of an English lesson.

The contents are divided into 31 chapters, beginning with *Lessons, Recitation, Conversational and Reading Exercises* (why not Conversation and Reading?), *Pen and Ink, The Teacher hands back the Written Work* (why not The Teacher gives back the Home Work?), etc. and ending with *Choice of Career.* Besides the ordinary questions such as: what chapter of the grammar did I give you to learn — tell the story which we read the other day —, there is an embarras de richesse of useful matter. Numberless expressions, for instance the marks, by which an English teacher judges his pupils' work, punishments and rewards in English and

American schools, the administration of the said schools etc. are undoubtedly of interest to advanced pupils. Yet there is something wanting. A chapter headed *Explanation of Words and Phrases*, to be used by those who teach according to the so-called Direct Method and containing expressions such as: give me a synonym of this word, tell the opposite of it, explain the phrase by using the present participle, give an equivalent of this expression, — is what one would have looked for in a book of this kind. The chapter would have added greatly to the value of the book.

If it is not taking too great a liberty, the book having been written and revised by English teachers, I would venture to make a few remarks on the text. The question — what part of your text-book were you to prepare for to-day? — seems too comprehensive. — You should have put a paper cover over your copy-book in order to keep the regular covers clean — might be said more simply as follows: you should put a paper back on your copy-book to keep the covers clean. — The teachers' meeting room — ought to be — the teachers' common room. — Permission to leave the class ought to include permission to leave the room.

With the exception of these and a few more minor details the book is most valuable and may be warmly recommended to teachers of English.

Anna Bohnhof.

Moderne erzählende Prosa. Mit Anmerkungen herausgegeben von *Emil Rodhe* (= Moderne deutsche Schriftsteller. X). Stockholm, C. E. Fritze, 1909. 103 S. 8:o.

Der auf dem Gebiete der neusprachlichen Schulliteratur unermüdlich tätige Privatdozent an der Göteborger Hochschule Lektor Emil Rodhe hat in diesem neuen Band der bekannten C. E. Fritzeschen Schulbibliothek eine Auswahl von fünf kurzen Erzählungen moderner deutscher Schriftsteller für die Lektüre der oberen Schulstufe publiziert. Nach meiner Ansicht sollten bei einer solchen Auswahl — zumal wenn sie für unsere finnländischen Schulen mit ihrer beschränkten Stundenzahl berechnet ist — alle Texte prinzipiell ausgeschlossen werden, die lediglich oder wenigstens zunächst als Unterhaltungsliteratur zu bezeichnen sind, und nur solches in Betracht kommen, was inhaltlich und stilistisch das tiefere Interesse der Schüler fesseln kann. In dieser Beziehung scheinen mir die recht banale »Weihnachtsgeschichte» von Ludwig Ganghofer: »Das Geheimnis der Mischung», wie wohl auch »Vornehme Menschen»

von Hermann Heiberg kaum berechtigte Ansprüche zu erfüllen. Die letztere Erzählung leidet überdies an einem störenden Kompositionsfehler an der Stelle, wo geschildert wird, wie ein angeblich rückständiges Verfasserhonorar der Hauptperson der Novelle anonym (oder mit Fälschung der Unterschrift eines Buchverlegers?) zugesandt wird. Literarisch höher steht ein ganz kurzes Stück »Tragik im Alltagsrock» von der früh verstorbenen begabten Schriftstellerin Margarete von Bülow, sowie »Der Sybarit» von Ilse Frapan, wo aber das Sonderliche, fast möchte man sagen Pathologische an dem Charakter des mit grosser Kunst gezeichneten alten Herrn vielleicht dem rechten Genuss bei der Schullektüre hinderlich sein wird. Als einen sehr guten Griff möchte ich die Aufnahme der historischen Erzählung »Friede auf Erden» von Adolf Schmitthenner bezeichnen, die dem jugendlichen Leser ein ergreifendes und wohl treues Bild aus den verwilderten Zeiten des 30-jährigen Krieges gibt.

Der dem Texte beigefügte Kommentar zeichnet sich, wie immer bei den von Rodhe besorgten Schulausgaben modernsprachlicher Schriftsteller, durch Gründlichkeit und ungewöhnliche Sachkenntnis aus. Die Aussprache schwierigerer Wörter und die Unterschiede des nord- und süddeutschen Sprachgebrauchs sowie verschiedener Stilarten werden berücksichtigt. Einiges dürfte indessen zunächst nur für den Lehrer von Interesse sein.

I. Uschakoff.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 16. Oktober 1909, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. Söderhjelm, der Vorstand und 14 Mitglieder, und als Gast Frau Elsa von Blanckensee aus Marburg anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neue Mitglieder wurden aufgenommen: Fräulein *Carin Becker* und Stud. Fräulein *Ruth Hedvall.*

§ 3.

Professor *J. Mandelstam* hielt einen Vortrag über die Schwierigkeiten beim Feststellen der Merkmale des französischen romantischen Stils. Seine Ansichten referierte Prof. Mandelstam folgendermassen: »Den Stil der Schriftsteller der sogenanten romantischen Schule in Frankreich zu kennzeichnen, in der Weise wie sich z. B. der klassische Stil darstellen lässt, scheint eine der schwierigsten Aufgaben zu sein, da es überhaupt fast unmöglich ist die ganze romantische Richtung ungezwungen in Grenzen einzuhegen. — Einerseits hat der sogenannte Romantismus seinen Lauf noch lange nicht vollbracht; so stehen manche Poeten und Denker unserer Zeit bezüglich der ästhetischen und philosophischen Anschauungen mit denen der ersten Hälfte des 19:ten Jahrhunderts in enger Verwandtschaft. Andererseits haben die Romantiker eine grosse Menge von Elementen der *vor* ihnen herrschenden Richtungen in sich aufgenommen. Bezüglich des französischen Stils sind zahllose Beispiele aufzuweisen, die ihn von dem klassischen in keiner Weise unterscheiden; spezifische Merkmale sind nicht aufzufinden. Ebenso wäre es z. B. schwer den Stil der jetzigen Symbolisten von demjenigen zu unterscheiden, den einige Romantiker pflegen. — Die ausführliche und gute neueste Arbeit eines russischen Gelehrten de la Barte versucht auf Grund eingehender Untersuchungen über jeden Schriftsteller im Einzelnen den romantischen Stil festzusetzen; ob es ihm aber gelingt allgemeine charakteristische Züge aufzufinden, ist eine andere Frage. — Es ist also Grund vorhanden die Bezeichnung »romantisch» zu eliminieren, da sie keinen Inhalt in sich birgt.»

Professor *W. Söderhjelm* war der Ansicht, man solle nicht zu viel generalisieren. Man könne die Romantik nicht mit einer kurzen Phrase definieren. Eine vollständige Darstellung des französischen Romantismus könne nicht gegeben werden, bevor eine genügende Anzahl von Einzeluntersuchungen über die Individualität der verschiedenen Schriftsteller vorliege, was gegenwärtig noch nicht der Fall sei.

§ 4.

Frau *Elsa v. Blanckensee* trug mit vollendeter Kunst einige Gedichte moderner deutscher Autoren vor.

In fidem:

A. Långfors.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 13. November 1909, bei welcher Sitzung der erste Vorsitzende und 12 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Der Vorsitzende teilte mit, dass der Sekretär verhindert sei dieser Sitzung beizuwohnen und dass der Unterzeichnete die Funktionen des Sekretärs für diesmal übernehme.

§ 2.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 3.

Als neues Vereinsmitglied wurde vom Vorsitzenden Frau *Agda Wilén* angemeldet.

§ 4.

Dr. *I. Uschakoff* referierte in schwedischer Sprache eine Abhandlung von Walter Fevrell: »Bidrag till de moderna främmande språkens metodik med särskild hänsyn till de svenska läroverken jämte en inledande historik över språkundervisningens utveckling» (Uppsala 1909). Es entspann sich eine Diskussion, an der sich, ausser dem Referenten, Prof. *A. Wallensköld*, Oberlehrer *E. Hagfors*, Frl. *H. Kolström* und Frau Prof. *E. Freudenthal* beteiligten, und welche sich insbesondere um diejenige Frage bewegte, inwiefern und warum die Anhänger der neueren Lehrmethode zu der Übersetzung und zu andern Mitteln Zuflucht genommen haben, welche die Vertreter dieser Richtung ursprünglich nicht anwendeten.

In fidem:
Oiva Joh. Tallgren.

Eingesandte Litteratur.

Guide des étudiants à Paris pour l'année scolaire 1909—1910. Littératures et langues romanes (français, provençal, italien, espagnol, roumain). Paris, H. Champion, 1909. 39 p. in-8⁰. 1 fr.

«Nous avons pensé que nous aiderions les étudiants romanistes français et étrangers à tirer parti de nos ressources en professeurs et en instruments de tra-

vail en réunissant dans ce petit guide quelques renseignements essentiels; nous n'y avons pas indiqué tout ce qui peut et doit intéresser à Paris l'étudiant romaniste et en particulier nous nous sommes résignés à ne donner aucune indication relative à l'enseignement de l'histoire politique, sociale ou religieuse et de l'histoire des arts, à l'enseignement de la linguistique indo-européenne ou des diverses langues et littératures non-romanes qui ont eu quelque contact avec les langues ou littératures romanes; c'est assez dire que notre brochure ne prétend pas à être un plan d'études, mais seulement un guide pratique et sommaire pour les études philologiques romanes.»

Les Cinq Langues, journal des langues allemande, anglaise, espagnole, française, italienne. Publication bi-mensuelle illustrée, paraissant le 5 et le 20 de chaque mois, du 5 octobre au 20 juillet inclusivement. Paris, Vuibert et Nony. 10e annee, no. 2 (20 oct. 1909), 48 pp. Abonnement annuel (pour l'étranger): 10 fr., trois langues: 7 fr. 50, deux langues: 6 fr., une langue: 4 fr. 50. Prix du numéro: 0 fr. 50.

«Ce journal s'adresse aux écoliers et aux adultes, à ceux qui apprennent et à ceux qui veulent ne pas oublier.» — — —

«Il y a une partie en chacune des langues allemande, anglaise, espagnole, française, italienne. Elles ne sont pas la traduction l'une de l'autre. Cependant, il y a régulièrement dans chaque numéro une partie commune en cinq langues, de sorte que les lecteurs ont des traductions en se reportant d'une partie à d'autres.

«Une sixième partie, en français, portant le titre *Supplément*, est consacrée à l'insertion de sujets d'examens et de concours et de leurs corrigés, d'articles bibliographiques, d'articles de pédagogie, etc.» — — —

«Les abonnés aux *Cinq Langues* qui désirent correspondre avec un étranger de leur âge peuvent s'adresser à nous.»

M. M. Arnold Schröer, Neuenglische Elementargrammatik. Heidelberg, C. Winter, 1909. VIII + 216 S. 8:o. Preis Mk. 2:40 geb.

Eduard Schwan, Grammatik des Altfranzösischen. Neu bearbeitet von *Dietrich Behrens.* Achte, revidierte und um »Materialien zur Einführung in das Studium der altfranzösischen Mundarten» vermehrte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland, 1909. VIII + 348 S. 8:o.

W. Söderhjelm & N. Tötterman, Premier livre de lectures

françaises. Helsingfors, Otava, 1909. 194 p. in-8⁰ (avec une carte de la France et un plan de Paris)

Hans Strigl, Sprachwissenschaft für alle. II. Jahrgang, Nr. 1—6.

Schriftenaustausch.

Antero Vipunen, II. Jahrg (1909), Nr. 3—4.

Bibliographia phonetica, IV. Jahrg. (1909), Nr. 10—11.

Modern Language Notes, Vol. XXIV (1909), No. 7 (Nov.).

Moderna Språk, III. Jahrg. (1909), Nr. 8 (Nov.).

Päivä 1909, Nr. 41—46.

Smaaskrifter utg. af Selskab for Germansk Filologi, Nr 15: Altyske Annexionslærdomme om dansk Land og Folk af *Gudmund Schütte* (1909, 144 S. 8:o).

Suomalaisen Tiedeakatemian toimituksia — Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ. Ser. B, tom. I (1909): Nr. 1. *Kustavi Grotenfelt,* Über die alten Kvänen und Kvänland; 2. *Arthur Hjelt,* Drei syrisch-nestorianische Grabinschriften; 3. *V. J. Mansikka,* Über russische Zauberformeln mit Berücksichtigung der Blut- und Verrenkungssegen; 4. *K. R. Melander,* Über die Hamarteilung in Finland im 17. Jahrhundert.

Virittäjä 1909, Nr. 6—8.

Mitteilungen.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *E. Freudenthal,* Bespr. von P. Ney, M. Bruneneek und L. Behrsin, Lehrbuch der deutschen Sprache (Kiew, 1907), in Die Neueren Sprachen XVII, S. 506—10. — *J. Poirot,* Bespr. von Bibliographia phonetica 1907, Heft 2, und 1909, Heft 1, in Archiv für Psychologie XV, S. 170—6. — *W. Söderhjelm,* Bespr. von Olof Östergren, Stilistisk språkvetenskap (Stockholm, 1907), in Arch. f. das Studium d. neu. Spr. u. Lit. CXXIII, S. 189—90.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *H. Suolahti,* Die deutschen Vogelnamen, bespr. in Lit. Zentralbl. 1909, Sp. 1503.

Berichtigungen.

Zu Neuph. Mitt. 1909, S. 74 fgg.

Meine Ausführungen bedürfen einer Ergänzung und einer Berichtigung. — Einer Ergänzung, insofern als, ausser Jespersen und dem Leiter des Wiener Phonogramm-Archives, auch Dr. Panconcelli-Calzia den Umkehrungsversuch am Phonographen angestellt hat, wobei weder er noch andere Personen eine Akzentverschiebung wahrgenommen haben (Vgl Dr P.-C. in Medizinisch-pädagog. Monatsschrift f. die gesamte Sprachheilkunde, 1907, [Mai] S. 133). — Einer Berichtigung, indem der Versuch den Kongressisten in Uppsala nicht vorgeführt wurde.

Bei dieser Sachlage dürfen wir wohl die Tatsache der Akzentverschiebung als eine Illusion bezeichnen.

J. Poirot.

S. 212, Z. 6, lies: »Roman de Fauvel».

Neuphilologische Mitteilungen

Nr. 8 1909

Inhalt

dieser den 21. Dezember 1909 ausgegebenen Nummer:

Folgende Personen haben es gütigst übernommen, die Anmeldung neuer Abonnenten sowie die Einsendung der Abonnementsbeträge an die Redaktion zu vermitteln:

Björneborg: E. Granit-Ilmoniemi, Cand. phil.
Borgå: Fräulein Vivi Reinholm.
Ekenäs: Fräulein L. Ehrström.
Fredrikshamn: Fräulein S. Rytkönen.
Jakobstad: Uno Berglund, Mag. phil.
Jyväskylä: T. R. Hirn, Cand. phil.
Kotka: L. Granit, Cand. phil., Rektor.
Kristinestad: Fräulein Aina Holmström.
Lahtis: Fräulein Ebba Groundstroem.
Lovisa: Fräulein S. Brusén, Cand. phil.
Nyslott: W. Juutilainen, Cand. phil., Lektor.
Raumo: Fräulein I. Mozelli.
Sordavala: W. O. Streng, Lic. phil., Lektor.
S:t Michel: Fräulein Ingrid Järnström.
Tammerfors: Fräulein A. Lindell.
Tavastehus: F. Onnela, Cand. phil.
Uleåborg: Frau E. Salonen, Mag. phil.
Vasa: E. Ström, Cand. phil.
Viborg: S. Nyström, Mag. phil., Lektor.
Åbo: Fräulein S. Wilén.

Folgende Nummern der Neuphilologischen Mitteilungen sind vergriffen: 15/2 1899, 15/1—15/3 1900, 15/1—15/3 1901, 15/4—15/5 1902. Frühere Abonnenten, welche diese Hefte besitzen und geneigt wären sie zu verkaufen, werden aufgefordert die obenerwähnten Nummern an die Redaktion zu senden, welche die Nummer 15/2 1899 mit 50 Penni und die übrigen (Doppelnummern) mit 1 Mark vergütigt.














UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 064992123